This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Geſchichte

des

Preußiſchen Staats

von

Dr. Felix Eberty,
Profeſſor in Breslau.

Erſte Abtheilung.
Bis zum Regierungs-Antritt Friedrichs des Großen.

Zweiter Band.
1688—1740.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1867.

Geſchichte

des

Preußiſchen Staats

bis zum

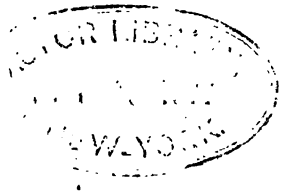
Regierungs-Antritt Friedrichs des Großen

von

Dr. Felix Eberty,
Profeſſor in Breslau.

Zweiter Band.
1688—1740.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1867.



NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Erstes Kapitel.

Regierung Kurfürst Friedrich des Dritten bis zu dessen Königskrönung.

Friedrich III., des großen Kurfürsten dritter Sohn erster Ehe, war am 1/11. Juli 1657 zu Königsberg in Preußen geboren. Da sein ältester Bruder anderthalbjährig bereits 1649, und der Kurprinz Carl Emil im zwanzigsten Jahre seines Alters, 1674, vor ihm gestorben war, so vererbte auf den Prinzen Friedrich das Recht der Regierungsnachfolge.

Die Erziehung desselben leitete gleichzeitig mit der des drittehalb Jahre älteren Kurprinzen Carl Emil der ebenso fromme als einsichtsvolle und gründlich unterrichtete Oberpräsident Otto von Schwerin, dessen Tagebücher ein schönes Zeugniß von der Gewissenhaftigkeit ablegen, mit welcher er sein wichtiges Amt verwaltete.

Die Gemüthsbeschaffenheit und die geistigen Anlagen beider Prinzen standen in ebenso entschiedenem

Gegensatze zu einander, wie ihre körperliche Erscheinung. Von der kräftigen Gestalt des älteren Bruders wurde das schwächliche, friedfertige Wesen des jüngeren Friedrich verdunkelt, der, trotz jeweiliger Zornesaufwallungen, von sanfter Gemüthsart war, und sein ganzes Leben lang ein leicht zu regierendes Werkzeug in den Händen ränkesüchtiger Hofleute und Minister geblieben ist. Die hervorstechendsten Züge seines Charakters waren Eitelkeit und Prachtliebe. Zum Lernen scheint er nicht ungeschickt gewesen zu sein, und trotz einer wegen seines gebrechlichen Körpers erklärbaren Trägheit, aus der ihn der Lehrer durch heftiges Anfahren zuweilen aufrütteln mußte, erwarb er sich mannichfache Kenntnisse in Sprachen, Geschichte und Geographie.

Durch die Ungeschicklichkeit einer Wärterin hatte er sich in frühester Kindheit eine Verkrümmung des Rückgraths zugezogen, welche sehr bald seine Figur vollkommen entstellte. Nach Art der meisten Verwachsenen steigerte sich dadurch seine Eitelkeit in krankhafter Weise und beherrschte ihn so völlig, daß er der Befriedigung dieser Leidenschaft leicht alle anderen Rücksichten aufopferte. Die übertriebene Schonung, welche Mutter und Großmutter für den kränklichen Knaben beanspruchten, wirkte noch mehr erschlaffend auf den an sich schon unselbstständigen Charakter des Prinzen, und selbst der große Kurfürst erwies sich auffallend nachgiebig gegen die Thorheiten seines Sohnes. So gestattete er z. B.

dem noch nicht zehnjährigen jungen Herrn, einen eigenen Orden de la generosité zu stiften, dessen Einsetzung in der Kirche zu Altlandsberg unter Orgelklang und genauer Beobachtung aller bei Abhaltung eines Johannitercapitels herkömmlichen Feierlichkeiten vor sich ging, und dessen Insignien der Prinz, der zu dem Ende den Titel Fürst von Halberstadt führte, so verschwenderisch austheilte, daß der Kurfürst einige Jahre später dem Umsichgreifen der Spielerei Schranken setzen mußte.

Ein anderes Zeichen frühreifer Altklugheit gab der kleine Prinz dadurch, daß er schon im 7. Jahre an seine Cousine und nachherige Gemahlin Henriette von Hessen-Kassel Liebesbriefe schrieb, die von deren Mutter, der Schwester des großen Kurfürsten, in entgegenkommender Weise beantwortet wurden. Die Correspondenz wurde sehr lebhaft geführt. Am 12. Juni 1673 schreibt die Landgräfin an Schwerin:

„Daß mein lieber Prinz Friedrich sich noch wohl befindet, freut mich, doch vernehme ich ungern, daß Sr. Liebden den Husten noch nicht los sind, und wäre wohl schade, wenn dem angenehmen Männchen etwas Widriges zustoßen sollte. Daß Sr. Liebden unglücklich verliebt sein sollten, dazu haben sie wenig Ursache, denn ich kann wohl sagen, daß Sr. Liebden hier eine Gegenliebe haben, da Henriette es gar nicht verbergen kann. Sie spricht mit ihren Vertrauten gar oft von der

Douceur, so der Prinz in ihrer Krankheit sie erwiesen. Ich glaube, daß es zu beiden Theilen wohl rechte Liebe ohne Falsch ist, und aus dem Grunde des Herzens kommt."

Die Beständigkeit, mit welcher Friedrich an dieser Jugendliebe festhielt, und trotz des Widerwillens seines Vaters gegen die Verbindung, doch zuletzt dessen Einwilligung zu seiner Heirath mit der Prinzessin Henriette zu erhalten wußte, gehört unter die erfreulichsten Züge seines Charakters. Daß ein so verzogenes Mutterssöhnchen sich mit einer Stiefmutter nicht vertragen konnte, ist kein Wunder, besonders wenn es eine wirklich böse Stiefmutter war, deren einziges Streben dahin ging, die eigenen Kinder zum Nachtheile der Kinder erster Ehe zu bereichern. Eine natürliche Folge dieses Mißverhältnisses war es, daß der Prinz unter den häuslichen Zerwürfnissen sich desto enger an den jungen Mann anschloß, dem die Leitung seiner Studien unter Schwerin's Oberaufsicht anvertraut war. Dieser Hofmeister war Eberhard Dankelmann, ein Westphale von Geburt, aus angesehener, bürgerlicher Familie. Er hatte sich sehr früh durch ungemein große Fähigkeiten und Kenntnisse bemerklich gemacht, so daß er schon im zwölften Jahre in Utrecht studiren und disputiren konnte. Der große Kurfürst lernte ihn in Holland kennen und ernannte den damals zwanzigjährigen jungen Mann zum Studiendirector des Prinzen Friedrich. Dieser faßte eine

immer wachsende Freundschaft für seinen Erzieher, dem er zweimal die Rettung seines Lebens zu verdanken glaubte, indem derselbe ihn nicht nur nach dem angeblichen Vergiftungsversuch der Kurfürstin durch ein Vomitiv wieder herstellte, sondern auch später bei einem Erstickungsanfall 1687 die Gefahr dadurch beseitigte, daß er gegen den Ausspruch der Aerzte auf eigene Verantwortung dem Prinzen zur Ader ließ. Bald nach seinem Regierungsantritt beförderte Friedrich III. den treuen Mann zum Regierungspräsidenten in Cleve und machte ihn 1689 zum Nachfolger Schwerin's, wodurch er als Minister und Oberpräsident den ersten Rang unter allen Personen am Hofe erhielt und sogar dem Feldmarschall voranging. Dankelmann wendete seinen Einfluß dazu an, die Kurfürstin und dann auch den Kurfürsten selbst zur Einwilligung in die Vermählung seines Zöglings mit der hessischen Prinzessin zu bewegen. Der Kurprinz hatte nämlich seinen Vater auf's Aeußerste dadurch gegen sich aufgebracht, daß er in Folge jenes vermeintlichen Vergiftungsversuchs heimlich nach Cassel entwich und unter dem Schutze der Landgräfin daselbst verweilte, welche dem Kurfürsten die Auslieferung des ungehorsamen Sohnes verweigerte. Nur mit Mühe gelang es, eine äußerliche Versöhnung herbeizuführen, und man gab dem Kurprinzen 1677 einen eigenen Hofstaat, wodurch es ihm erleichtert wurde sich von der verhaßten Stiefmutter in

größerer Entfernung zu halten. Allein immer noch schob man die Vermählung hinaus, wie eifrig auch die Sache von der Landgräfin betrieben ward, die sich zu dem Ende mit ihrer Tochter an den Hof ihres Bruders begeben hatte. Plötzlich erklärte der Kurfürst am Morgen des 13. August 1679, noch im Bette liegend, seiner Gemahlin, daß er sich nun entschlossen habe, noch heut die Trauung vollziehen zu lassen. Das geschah denn auch, nachdem in aller Eile die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren [1]).

Die Ehe scheint eine sehr glückliche gewesen zu sein, doch leider erwachte bald in dem Kurprinzen von Neuem der Verdacht, daß man ihm und seiner jungen Gemahlin nach dem Leben trachte, weshalb er sich nach Köpenik zurückzog und nur selten an den Hof kam, auch ganz zufrieden damit gewesen zu sein scheint, daß der Kurfürst ihn von der Theilnahme an den Staatsgeschäften fern hielt. Im Jahre 1680 wurde ihm eine Tochter geboren [2]), und 1683, als sich Hoffnung zeigte, daß auch ein männlicher Erbe zur Welt kommen sollte, starb die junge Kurprinzessin noch vor der Entbindung an einem Fleckfieber. Wiederum schrieb man dies, ob-

---

1) v. Buch II. 185, wo höchst possirliche Details über die beginnenden Flitterwochen mitgetheilt werden.

2) Sie vermählte sich 1700 mit dem Erbprinzen Friedrich von Cassel, welcher später durch seine zweite Gemahlin König von Schweden wurde.

gleich nach dem Urtheil der Aerzte ohne allen Grund, einer Vergiftung zu, und das Mißverhältniß mit der Stiefmutter erreichte ſeine Höhe.

Nur ein Jahr lang blieb der Kurprinz Wittwer und verband ſich alsdann in zweiter Ehe mit der ſo berühmt gewordenen Prinzeſſin Sophie Charlotte von Hannover, welcher wir ſpäter einen beſonderen Abſchnitt in dieſer Erzählung widmen müſſen.

Dieſe Vermählung galt damals für ein Meiſterſtück der hannöverſchen Politik, weil der Vater der Braut, Herzog Ernſt Auguſt, dadurch der Befriedigung eines ſeiner heißeſten Wünſche näher zu kommen hoffte. Er war nämlich von der im achtzehnten Jahrhundert allgemein verbreiteten Sucht der Fürſten nach Erhöhung ihres Ranges ergriffen und ſehnte ſich danach die Kurwürde an ſein Haus zu bringen. Dem war aber die ältere Linie des Hauſes Lüneburg entgegen, welche beſſere Anſprüche auf eine ſolche Ehre zu haben glaubte, und auch die anderen Kurfürſten, namentlich Brandenburg, erhoben Widerſpruch.

Da nun der Kurprinz wegen des zu ſeinem Nachtheile errichteten Teſtaments ſich auf die Seite Oeſterreichs neigte, von dem er die Ungiltigkeitserklärung der letztwilligen Beſtimmungen ſeines Vaters zu erlangen bemüht war, ſo hoffte Ernſt Auguſt nicht nur das Haus Brandenburg für ſich zu gewinnen, indem er ſeine Tochter mit dem Kurprinzen vermählte, ſondern er wollte zugleich

dem Kaiser Gelegenheit geben, sich durch Verleihung der Kurwürde zwei Fürstenhäusern des Reichs zugleich zum Danke zu verpflichten. Diesen ehrgeizigen Plänen brachte man die schöne und geistreiche Sophie Charlotte gar sehr gegen ihre persönliche Neigung zum Opfer.

Am $\frac{28.\ \text{Septbr.}}{8.\ \text{Oktbr.}}$ 1684 wurde die Hochzeit in Herrenhausen bei Hannover mit großer Pracht gefeiert. Die Braut hatte ihr sechszehntes Jahr noch nicht ganz vollendet. Viele Tage lang dauerten die Festlichkeiten, und der Kurprinz kehrte alsdann allein nach Berlin zurück, während auffallender Weise die junge Neuvermählte noch drei Wochen lang bei ihrer Mutter in Hannover blieb. Als auch sie dann später mit großem Prunke ihren Einzug in die brandenburgische Hauptstadt gehalten hatte, trug sie durch den feinen Takt ihres Benehmens viel dazu bei, wenigstens äußerlich ein besseres Verhältniß mit der Stiefmutter herzustellen; doch flammte der alte, giftige Verdacht noch einmal auf, als ihr erstgeborener Sohn 1686 im Alter von fünf Monaten wieder verstarb. Der Kurprinz (so wird mehrfach erzählt) habe deshalb bei der zweiten Schwangerschaft seine junge Gemahlin nach Hannover entführt, damit sie die Niederkunft bei ihrer Mutter abwarte, allein schon unterweges soll sie von den Wehen überrascht worden sein und im Hause eines Dorfschulmeisters ein todtes Kind geboren haben. Neuerdings hat man mit anscheinender Genauigkeit nachgewiesen, daß die Erzählung mit der

Wahrheit nicht übereinstimmt, sondern daß die Entbindung der Kurprinzessin zu Berlin stattgefunden hat. Dessenungeachtet bleibt die Erfindung für die Ueberzeugungen des damaligen Publikums in Betreff der Familienzwistigkeiten innerhalb des kurfürstlichen Hauses von Bedeutung. Da das Alles ziemlich in dieselbe Zeit fiel, wo auch des Kurprinzen Bruder Ludwig nach dem Genuß einer Orange, die ihm im Salon der Kurfürstin gereicht worden war, plötzlich erkrankte und starb, so erstanden mit neuer Kraft alle die bösen Gerüchte, welche gespensterhaft die Hallen des Berliner Schlosses erfüllten, und erst nach dem Tode des großen Kurfürsten wurde der Erbprinz Friedrich Wilhelm geboren, dessen lebenskräftige Erscheinung den unheimlichen Spuk ein für alle Mal verbannen und den Nachkommen der oranischen Louise die Thronfolge in Brandenburg sichern sollte.

Kaum hatte der große Kurfürst die Augen geschlossen, als sein Nachfolger sich von Potsdam nach Berlin begab, um von der Besatzung den Eid der Treue zu empfangen. Mit größter Strenge hatte man solche Maßregeln getroffen, daß das Ableben des alten Herrschers nicht früher bekannt werden sollte, als bis dem neuen gehuldigt war. In Potsdam und Berlin blieben die Thore geschlossen, und ein Courier, welchen der kaiserliche Gesandte Baron Freitag zu Pferde durch die Havel schwimmen lassen wollte, um die Todesbotschaft zuerst nach Wien zu befördern, wurde gezwungen wieder umzu-

kehren, was man als eine außerordentliche Kühnheit gegen das Haus Oesterreich betrachtete.

Der Schmerz, den Friedrich III. über den Verlust seines Vaters empfand, wurde wesentlich durch die Geschäftigkeit gemildert, mit welcher er alsbald das prächtige Leichenbegängniß desselben anordnete. So umfangreiche Anstalten wurden dazu getroffen, daß die zahllosen mit den Vorarbeiten beauftragten Künstler und Handwerker mehr als fünf Monate Zeit gebrauchten, um die Gerüste, Bilder, Fahnen und Stickereien zu vollenden, die man bestellt hatte. Erst am 12. September konnte die Beisetzung der Leiche erfolgen. Das Geleit derselben hatte eine solche Ausdehnung, daß die Aufzählung der Standespersonen, welche den Zug bildeten, in Seyler's Lebensbeschreibung Friedrich Wilhelm's mehr als fünfzig Folioseiten füllt.

Da der neue Kurfürst sich beeilt hatte, allen fremden Höfen das Ableben seines Vorgängers durch besondere Gesandtschaften anzeigen zu lassen, so wurde die Feierlichkeit des Grabgepränges noch durch die Anwesenheit der zahlreichen Gegengesandtschaften erhöht, welche erschienen waren, um die Beileidsbezeigungen ihrer Souveraine zu überbringen.

Bei seinen ersten Regierungshandlungen war Friedrich III. der letzten Bitte seines Vaters eingedenk, welcher ihm die Unterstützung des Prinzen von Oranien bei dessen Absichten auf den englischen Thron

an's Herz gelegt hatte, und er fühlte ſich dazu um ſo mehr geneigt, als ſeine religiöſe Erziehung von Jugend auf in ihm das Bewußtſein erweckt hatte, wie er, den Ueberlieferungen des hohenzollern'ſchen Hauſes getreu, ſich als Schutz- und Schirmherr des durch die Stuart's ſchwer bedrohten proteſtantiſchen Glaubens zu betrachten habe. Wenn ein ſolches Schutzamt ihn zu einem natürlichen Gegner Ludwig des Vierzehnten machte, welcher ſich als den gefährlichſten Feind der Evangeliſchen erwieſen hatte, ſo entſprach das nicht nur dem perſönlichen Widerwillen, welchen Friedrich gegen einen König empfand, deſſen prachtvoller Hofhalt für ihn ein trotz aller Nacheiferung unerreichbarer Gegenſtand der brennendſten Eiferſucht war, ſondern er wäre auch ohne die Parteinahme für Oranien in eine feindliche Stellung gegen Frankreich dadurch gedrängt worden, daß er jetzt vor allen Dingen der öſterreichiſchen Unterſtützung bedurfte, um die Nichtigkeitserklärung des ihm ſo nachtheiligen väterlichen Teſtaments zu erwirken. Die alte Feindſchaft zwiſchen den Habsburgern und Bourbonen hatte ſich zu ſolcher Höhe geſteigert, daß der Freund des Einen nothwendig der Feind des Andern ſein mußte, und wie gern Friedrich auch einen Mittelweg eingeſchlagen hätte, um die Früchte des von ſeinem Vater mit Frankreich abgeſchloſſenen Hilfsgeldervertrages noch weiter zu genießen, oder doch wenigſtens in Beſitz der rückſtändigen Subſidien

zu gelangen, so waren die dahin gerichteten Bestrebungen dennoch fruchtlos.

Ludwig XIV. begann seine neuen Feindseligkeiten gegen das Reich damit, daß er zu seinen alten Reunionsansprüchen jetzt noch neue auf die Pfalz erhob, welche er als Erbtheil der Herzogin von Orleans, der Schwester des letzten Kurfürsten aus dem Hause Simmern, in Besitz nehmen wollte. Gleichzeitig hatte er sich in die Streitigkeiten gemischt, welche die Wiederbesetzung des erledigten Erzbisthums Köln veranlaßte, wo die Mehrheit des Domkapitels dem Erzbischof von Straßburg, dem französisch gesinnten Cardinal Fürstenberg, ihre Stimmen gab, während die Gegenpartei den siebzehnjährigen Joseph Clemens, Bruder des Kurfürsten von Bayern, erwählte. Den Letzteren, welcher bereits zwei Bisthümer inne hatte, bestätigte der Papst, und auch das deutsche Reich erkannte denselben an. Ludwig hatte die Kühnheit, diese Hintenansetzung des von ihm begünstigten Bewerbers für eine ihm persönlich zugefügte Beleidigung zu erklären, und es machte keinen Eindruck, als man ihm deutscherseits vorstellte, was er wohl dazu sagen würde, wenn der Kaiser bei einer streitigen, französischen Bischofswahl sich einmischen und mit Krieg drohen wollte.

Zwei französische Armeen, welche schon im Herbst 1688 verheerend in die Pfalz einfielen, brachten die Antwort auf die weitläufigen deutschen Reichsdeductionen,

denn Ludwig eilte mit seinem Angriffe, um die Zeit zu nützen, wo Oesterreich noch in Ungarn von den Türken hart bedrängt war. Die Kriegserklärung schickte er höhnend hinterdrein nach Wien, obgleich erst vor zwei Jahren der zwanzigjährige Waffenstillstand mit dem Kaiser abgeschlossen worden.

Der ausgesprochene Zweck der Barbareien, welche die Franzosen unter dem verabscheuungswürdigen Melac und seinen Genossen erreichen wollten, bestand darin, daß sie durch eine Wüstenei längs der deutschen Grenzen sich vor den Angriffen von dort zu sichern gedachten. Vauban leitete die Belagerung von Philippsburg, welches er am 29. October eroberte. Worms, Speier und eine Menge anderer Städte wurden in Schutthaufen verwandelt, und im nächsten Frühjahr sprengten die Franzosen das Heidelberger Schloß in die Luft, nicht ahnend, daß sie durch diese Schandthat auf Jahrhunderte hinaus für Millionen fröhlicher Menschen einen der reizendsten Lustörter der ganzen Welt geschaffen hätten.

Der Kaiser, im Osten seiner Staaten genugsam beschäftigt, konnte und wollte sich nicht sogleich den Franzosen entgegenstellen. Der Kurfürst von Mainz öffnete denselben die Thore seiner festen Residenz, und so war es ein anerkennenswerther Entschluß, daß Kurfürst Friedrich, damals noch unter dem Einfluß der altbewährten Räthe seines Vaters, sich mit seinen pro-

testantischen Mitfürsten vereinigte, um die bedrohten Grenzen Deutschlands zu schützen.

Alle Versprechungen und Drohungen Frankreichs konnten nicht verhüten, daß zwischen Brandenburg, Braunschweig-Celle, Kassel und Kursachsen ein förmliches Bündniß geschlossen wurde, durch welches sie sich verpflichteten, binnen drei Wochen eine Armee von 21,000 Mann, mit der sich später 20,000 Holländer vereinigen sollten, gegen Frankreich auf die Beine zu bringen.

Dieses protestantische Bündniß gab den Franzosen und ihren Freunden, den Jesuiten, erwünschten Vorwand, dem schwachen Kaiser Leopold, den sie im Garne hielten, die Gefahr vorzustellen, welche der katholischen Religion drohe, und wirklich besann derselbe sich bis zum Frühjahr 1689, wo er dann Angesichts der Gräuel, welche Ludwig auf dem Gebiete des deutschen Reiches vollbringen ließ, nicht länger mit der Kriegserklärung zögern konnte; diese erfolgte dann endlich am $\frac{23.\ \text{März}}{3.\ \text{April}}$ 1689. Der Kurfürst von Brandenburg, dessen clevesche Besitzungen die Franzosen vom kölnischen Gebiete aus gebrandschatzt hatten, trug durch die Klagen, die sein Gesandter in Regensburg erhob, nicht wenig dazu bei, den Kaiser zum Entschlusse zu treiben.

Am 23. Septbr. 1689 erließ Leopold seine sogenannte Avocatoria, durch welche aller Verkehr mit Frankreich abgebrochen und allen dort befindlichen Deut-

schen die Heimkehr anbefohlen wird. In diesem vom Kurfürsten am 21. October publicirten Schriftstücke ist die Veranlassung zum Kriege sachgemäß mit solchen Farben geschildert, daß es vollständig unbegreiflich bleibt, wie ein deutscher Kaiser ein ganzes Jahr lang ruhiger Zuschauer bleiben konnte, ohne sich der Pflichten zu erinnern, die ihm als Schirmherrn des Reiches oblagen. Folgendes sind die betreffenden Worte des Edicts[1]): „Nachdem nun die tägliche Erfahrung zeigt, daß die gedachte Krone Frankreich das heilige römische Reich, unser geliebtes Vaterland teutscher Nation, mit solchen abscheulichen Tyranneien und unmenschlichen Grausamkeiten anfüllet, dergleichen auch in denen heidnischen und türkischen Kriegen nie erhöret, zu geschweigen in einer christlichen Historie gelesen worden, so daß es scheint, daß sie die teutsche Nation nicht so sehr unter ihr Joch bringen, als völlig zu vertilgen und auszurotten trachten thue[2]), massen dessen die wider alle Treue Wort und Glauben verhängte greuliche Verwüstung der uralten Städte Speier, Worms, Manheim, Offenburg und vieler anderer, in der etlichen so unsinnig

---

1) Mylius III. 2. 68.

2) Nach der Zerstörung von Worms hatte der Marschall v. Crequi noch ein Verzeichniß von 1200 Städten und Dörfern, die er alle dem Erdboden gleich machen sollte. Er fand das einem ketzerischen Volke gegenüber ganz ebenso gerecht, wie einen Kreuzzug gegen die Türken.

getobet und gewüthet, daß neben Verbrenn-, Spreng- und Niederreißung der Häuser, auch die Gräber eröffnet, derer von einigen hundert Jahren hero dort geruhten Gebeine der römischen Kaiser und Könige nicht verschont, ja an den uralten Gotteshäusern selber kein Stein auf dem andern gelassen worden u. s. w. u. s. w."

Diesen Gräueln endlich ein Ziel zu setzen, traten denn mit dem Kaiser nach und nach auch Holland, England, Savoyen und Spanien in ein Bündniß gegen Frankreich.

Kurfürst Friedrich begab sich persönlich in das Gebiet des Erzbisthums Köln, wo ihm der Oberbefehl über ein mehr als 30,000 Mann starkes Heer anvertraut war. Zuerst wurde Kaiserswerth erobert und dem Kurfürsten Clemens von Köln zurückgegeben. Dann sollten die Franzosen aus dem damals stark befestigten Bonn vertrieben werden. Allein damit ging es so rasch nicht von der Stelle, weil die tapfere Vertheidigung des französischen Commandanten durch Zerwürfnisse in der eigenen Armee des Kurfürsten unterstützt wurde, welche von der Art waren, daß wir bei dem heutigen Zustande unserer Militairverfassung uns dergleichen kaum denken können [1]).

Der Kurfürst, der leider niemals im Stande war,

---

1) Sehr ausführlich geschildert in Adam v. Schöning's Leben und Kriegsthaten von K. W. v. Schöning. Berlin 1837. p. 205.

die Parteien, die sich in seiner nächsten Umgebung befehdeten, mit kräftiger Hand zu zügeln, konnte auch im Felde keine Einigkeit unter seinen auf einander eifersüchtigen Generalen herstellen, und jede Unternehmung wurde durch den Hader gelähmt, welcher zwischen den, der französischen Emigration angehörigen und den älteren deutschen Officieren immer von Neuem entbrannte. Schomberg und Barfuß können als die Häupter dieser Parteien angesehen werden, und ihre Nebenbuhlerschaft hatte wenigstens das Gute, daß der Eine die Gewaltthätigkeiten und Erpressungen des Andern dem Kurfürsten kund machte, der jedoch auch hier zu schwach war, um strafend einzugreifen.

Die Unternehmung gegen Bonn begann mit einem vier Tage dauernden Bombardement der Stadt aus 161 Geschützen, wodurch der Ort in einen Aschenhaufen verwandelt wurde, während die Besatzung sich in die festen Außenwerke zurückzog und dort von Neuem belagert werden mußte. Ueber die dazu nöthigen Anstalten zerfielen die Generale, und man bewog den Kurfürsten, das Terrain persönlich in Augenschein zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit setzte er sich großen persönlichen Gefahren aus; die feindlichen Kugeln schlugen dicht neben ihm ein, und durch eine fehlerhafte Disposition seiner Begleiter war er nahe daran, in Gefangenschaft zu gerathen, bewies aber in dieser schlimmen Lage große Unerschrockenheit und persönliche Tapferkeit. Dennoch

war er außer Stande, seine Generale zu der für das Unternehmen so nothwendigen Einigkeit zu bewegen. Es kam zwischen Schöning, dem berühmten Führer der ungarischen Expedition, und Barfuß zu Zänkereien, die in Thätlichkeiten ausarteten, in Folge deren Schöning entlassen wurde und in sächsische Dienste ging.

Die Belagerung von Bonn zog sich unter diesen ungünstigen Umständen immer mehr in die Länge; herbeieilende französische Ersatztruppen mußten zurückgeschlagen werden, und erst, nachdem das Heer des Kurfürsten durch 14,000 Kaiserliche, Lüneburger und Hessen verstärkt worden, kam man am 1./10. October in Besitz der Festung.

Von der französischen Besatzung, ursprünglich 8000 Mann, waren kaum noch 1500 kampffähig. Diesen tapferen Leuten mußte der Abzug mit allen kriegerischen Ehren bewilligt werden, weil sie erklärten, sonst ihren Posten bis auf den letzten Mann vertheidigen zu wollen.

Die großen Kosten und Anstrengungen, welche der Kurfürst bei dieser schwierigen Belagerung zum Besten des deutschen Reiches aufgewendet hatte, brachte ihm, wie üblich, von Seiten des Kaisers nur Undank und Eifersucht ein. Man behandelte ihn ungerecht bei Vertheilung der Winterquartiergelder, und er mußte sich durch den prachtvollen Triumpheinzug entschädigen, der in Berlin seiner wartete, nachdem er auf der Rückkunft in Cleve und Minden die Huldigung der Stände

empfangen hatte. Neun verſchiedene Denkmünzen ließ er auf die verſchiedenen Begebenheiten dieſes Feldzuges ſchlagen. Daß eine derſelben die Inſchrift trägt: Patrias imitatur et anteit laudes [1]), iſt denn doch etwas ſtark.

Der Krieg mit Frankreich, den man paſſend als den dritten Raubkrieg Ludwig XIV. bezeichnet hat, dauerte bekanntlich bis zum Jahre 1697. Wir können über die Einzelheiten deſſelben um ſo mehr hinweggehen, als das endliche Ergebniß für den brandenburgiſchen Staat ein ſehr unerhebliches war. Deſto ſtärker aber wurden die brandenburgiſchen Unterthanen davon betroffen, denn in alle Weltgegenden zogen ſie zum Kampfe gegen Frankreich, oder eilten den gegen Ludwig XIV. verbündeten Mächten zu Hilfe. 6000 Mann hatte der Kurfürſt den Holländern überlaſſen, ebenſoviel dem Herzog von Savoyen, und nach Ungarn waren zweimal 6000 Mann geſchickt worden, um gegen die Türken zu fechten.

Ueberall erwarben dieſe braven Truppen ſich die lebhafteſte Anerkennung ihrer Tapferkeit. Der Prinz von Oranien, welcher 1688, mit Hilfe des Marſchalls v. Schomberg, ſeinen Schwiegervater Jacob II. glücklich entthront hatte und zu Anfang des Jahres 1689

[1]) Er erreicht und übertrifft den Ruhm des Vaters. Die Abbildungen in Günther's Leben und Thaten Friedrich's I. p. 30.

als König von England anerkannt wurde, ertheilte bei ſeinen, gegen die Franzoſen in Holland geführten Kriegen unſeren Landsleuten das höchſte Lob. „Das iſt ſchönes Fußvolk," ſagte er, „doch iſt es noch tapferer als ſchön!" In Ungarn halfen ſie weſentlich zu den Siegen des Prinzen Eugen, der nach der Schlacht bei Szenta den kurfürſtlichen Oberſten Schlaberndorf umarmte und laut erklärte, daß nächſt Gott den Brandenburgern der glückliche Erfolg zu danken wäre.

Wenige von dieſen Tapferen ſahen ihre Heimath wieder. Ein ſolches Ueberlaſſen von Hilfstruppen war nach der damals in Deutſchland allgemein eingeriſſenen Unſitte nicht eigentlich eine Bundesgenoſſenſchaft, ſondern vielmehr ein Vermiethungs- oder, wenn man will, ein Verkaufsgeſchäft, welches die Fürſten mit ihren kriegstüchtigen Unterthanen trieben. „Der nackte Mann," das war der techniſche Ausdruck, wurde mit ſo und ſoviel Thalern bezahlt [1]), aber die Kampfesluſt dieſer Menſchen, in denen noch ein Zug des alten Ritterthums ſich eigenthümlich mit dem Geiſte fahrender Landsknechte verband, war zufrieden geſtellt, wenn man ihnen nur Gelegenheit gab, kräftige Hiebe auszutheilen. Weder Völker noch Regenten fanden etwas Anſtößiges

---

1) Sehr intereſſant ſind die Verhandlungen wegen Ueberlaſſung der Soldaten an Wilhelm von Oranien, welche Ranke in der Zeitſchrift v. Foß 1865 veröffentlicht hat.

in einem Verfahren, welches erſt hundert Jahre ſpäter dem erwachten Selbſtgefühl der Nationen im Lichte eines verwerflichen Menſchenhandels erſchien. Die Brandenburger halfen wenigſtens noch immer die Intereſſen des deutſchen Reiches mittel- oder unmittelbar verfechten. Andere deutſche Fürſten aber gaben ihre Soldaten zu Kriegen her, die ſie nicht das Mindeſte angingen. So überließ Kurfürſt Friedrich's Schwiegervater, Herzog Ernſt Auguſt von Hannover, 1685 der Republik Venedig 6700 Mann zum Kriege in Morea, von denen nach drei Jahren nur 1400 zurückkehrten, während die Anderen mit ihren Leichen die Schlachtfelder im fernen Süden düngten. Von dem Blutgelde bezahlte der Herzog ſeine Hoffeſte und ſeine Maitreſſen [1]).

Wenn der Fluch dieſer Seelenverkäuferei im Bewußtſein des Volkes hauptſächlich auf den heſſiſchen Fürſten haften geblieben iſt, ſo entſpricht das nur der Gerechtigkeit, weil man in Kaſſel den Menſchenhandel noch zu einer Zeit betrieb, wo die endlich laut gewordene Stimme der Humanität ihn längſt verdammt hatte.

---

1) Ernſt Auguſt war damals mit glänzendem Gefolge, jedoch ohne ſeine Gemahlin, auf zwei Jahre zum Vergnügen nach Italien gereiſt, und gab in Venedig Feſte, deren jedes 7—8000 Thaler koſtete. So blieb das Geld für die hannoverſchen Truppen, die ſich unterdeſſen tapfer in Morea ſchlugen, an dem Orte, woher es gekommen war. Feder, Sophie Kurfürſtin v. Hannover. p. 26.

Daß der Krieg, welcher zu diesen Betrachtungen Anlaß gegeben hat, nicht völlig verderblich für das deutsche Reich wurde, daran war einerseits die gewaltige Ausdehnung des Bündnisses schuld, durch welches Ludwig XIV. genöthigt wurde, seine Heere gegen England, Holland, Spanien, Savoyen und das deutsche Reich zugleich in's Feld rücken zu lassen, — andererseits aber wollte der König von Frankreich dies Mal ernstlich Frieden haben, um bei dem in Aussicht stehenden spanischen Erbfolgestreite seine Kräfte für diesen einen Zweck zusammenzuhalten. Dadurch wurde für dies Mal das Reich gerettet, denn im Innern von Deutschland standen die Sachen so, daß an einen erfolgreichen Widerstand gegen Frankreich nicht zu denken war. Der Kaiser, mit seinen Türkenkriegen vollauf beschäftigt, erwartete für sich selbst und für sein Haus weit größeren Gewinn, wenn er Ungarn den Ungläubigen entriß, als wenn er, seine Kräfte theilend, gleichzeitig den Krieg gegen die Franzosen führen mußte. Deshalb war es ihm erwünscht, daß Ludwig XIV. durch zahlreiche Feinde von allen Seiten bedrängt und beschäftigt wurde. So kamen die Sachen in die wunderliche Lage, daß, während Kurfürst Friedrich sich auf's Aeußerste bemühte, dem Kriege für jetzt ein Ende zu machen, der Kaiser den Frieden auf jede Weise zu hintreiben suchte. Das berechtigte allerdings den spa-

sung
der Zeits

nischen Gesandten zu der Äußerung: Der Kaiser hat Räthe, die wenig danach fragen, ob Deutschland zu Grunde geht, wenn nur in Ungarn eine elende Hütte erobert wird.

Zu Leopold's Entschuldigung darf man nicht vergessen, daß die deutschen Fürsten damals wegen der Streitigkeiten über die neue hannöversche Kur und wegen der Erbfolge in das durch den Tod des letzten Fürsten aus dem anhaltischen Hause erledigte Herzogthum Sachsen-Lauenburg so sehr unter einander zerfallen waren, daß ein kräftiges Zusammenwirken gegen den gemeinschaftlichen Reichsfeind unmöglich wurde. Im Reichsheere selbst vereitelten die fortwährenden Streitigkeiten über den Oberbefehl jeden Erfolg. Der Zersetzungsproceß des heiligen römischen Reiches ging vor sich, und erst nach langen stürmischen Zeiten und unter Strömen von Blut konnten sich die neuen organischen Bildungen entwickeln, aus welchen dereinst mit Hilfe Gottes und der menschlichen Vernunft die Wiederbelebung unseres großen, schönen Vaterlandes hervorgehen wird.

Ludwig XIV. verstand sich trefflich darauf, die gegen ihn verbündeten Mächte unter einander zu entzweien, indem er jedem Einzelnen vortheilhafte Friedensbedingungen anbot. Mit Savoyen gelang das zuerst. Dem Herzoge Victor Amadeus wurden alle

Eroberungen zurückgegeben, ſogar das wichtige Pignerol[1]), welches für den Schlüſſel Italiens galt und ſchon ſeit Richelieu's Zeiten in franzöſiſchen Händen war. Als man dem Herzoge nun noch die Vermählung ſeiner älteſten Tochter mit dem muthmaßlichen Erben der franzöſiſchen Krone, dem Herzog von Burgund, in Ausſicht ſtellte, wurde derſelbe vollſtändig gewonnen. Zum Ueberfluſſe hatte Victor Amadeus noch den Oberbefehl über die franzöſiſch-italieniſche Armee erhalten, und nun zwang er die Spanier in Mailand ſich für neutral zu erklären. Die brandenburgiſchen Hilfsvölker entließ man natürlich in ihre Heimath.

Von den übrigen Verbündeten neigte Holland bald zum Frieden, nachdem Wilhelm von Oranien, der durch ſeine Klugheit und Entſchloſſenheit den ganzen Bund belebte, die Zuſicherung erhalten hatte, daß Frankreich ihn als König von England anerkennen würde. Durch den Einfluß des Oraniers ließ denn auch Kurfürſt Friedrich III. bei einer im September 1696 in Cleve gehaltenen Zuſammenkunft ſich zum Frieden beſtimmen, wohl einſehend, daß nach dem Abfall der Hauptverbündeten für ihn nicht viel Erſprießliches zu hoffen war.

---

[1]) Den Geiſt der Zeit erkennt man aus den Verſen des Hofpoeten v. Canitz in Berlin, der mit Beifall des Hofes ſich folgendermaßen vernehmen ließ:

Iſt Friedrich nur geſund, und hat ſein Scepter Segen,
Was iſt uns an Namur und Pignerol gelegen? —

Als im Jahre 1697 Ludwig XIV. auch noch Barcelona erobert hatte, waren die Spanier ebenfalls zum Frieden geneigt. So konnte der Congreß zu Ryswick, einem Luſtſchloß des Prinzen von Oranien, zuſtande kommen, dem man durch die Wahl dieſes Ortes eine nichts koſtende Höflichkeit bezeigte. Den Kurfürſten von Brandenburg wollte man bei dieſer Gelegenheit anfangs nur auf gleiche Stufe mit den übrigen Reichsfürſten ſtellen, doch ſetzte er es durch, daß man mit ihm als einer ſelbſtſtändigen, ſouverainen Macht verhandelte, allein in der Sache ſelbſt konnte er nicht verhindern, daß ihm gegenüber die Beſtimmungen der Friedensſchlüſſe zu Osnabrück und St. Germain aufrecht erhalten wurden. Mit den Spaniern verfuhr Ludwig XIV. ſehr ſchonend. Eine Anzahl von Städten in den Niederlanden, welche ſich ſeit dem Nimweger Frieden in ſeinen Händen befunden hatten, gab er ihnen zurück. Die Holländer erhielten vortheilhafte Handelsbedingungen, und der Prinz von Oranien erhielt, außer der Anerkennung ſeiner Königswürde, auch das Verſprechen, daß Ludwig die Feinde deſſelben nicht unterſtützen wollte. Er wurde in das ihm bis dahin vorenthaltene Fürſtenthum Oranien eingeſetzt und für die in der Zwiſchenzeit entbehrten Einkünfte deſſelben entſchädigt.

So war es gelungen, den Kaiſer der Unterſtützung aller ſeiner auswärtigen Verbündeten zu berauben, und derſelbe mußte ſich nun ſolche Friedensbedingungen ge-

fallen lassen, wie Frankreich für gut fand ihm aufzuerlegen. Noch wäre es möglich gewesen, die Rückgabe Straßburgs an das deutsche Reich zu erlangen, wenn Leopold es nicht vorgezogen hätte, im Interesse seines Hauses, welches ihm stets höher stand, als das des Reiches, lieber Freiburg und Breisach für sich selbst zu nehmen und zu gestatten, daß statt des hochwichtigen Straßburg das deutsche Reich mit der Rückgabe von Kehl und Philippsburg abgefunden wurde. Der ganze Elsaß blieb in den Händen der Franzosen, welche nun endlich die Pfalz und die anderen in Folge der Reunionskammerbeschlüsse besetzten deutschen Länder von ihrer Gegenwart befreiten.

Nach langen und mühsamen Verhandlungen hatte man endlich die Friedensartikel vollständig aufgesetzt, und am 30. October 1697 sollte die Unterschrift erfolgen. Da traten am Tage vorher ganz plötzlich die französischen Gesandten mit der Forderung hervor, es müßte in die Reinschrift eine Clausel des Inhalts aufgenommen werden, daß die katholische Religion in allen von Frankreich besetzt gewesenen Plätzen in ihrem dermaligen Stande verbleibe. Das bedeutete nichts Geringeres, als daß in fast 2000 protestantischen Orten, aus welchen die Franzosen die Geistlichen vertrieben und durch Katholiken ersetzt hatten, künftig ausschließlich katholischer Gottesdienst gehalten werden sollte. Die schwedischen und die übrigen Gesandten der pro-

teſtantiſchen Fürſten erhoben, über ſolche Hinterliſt empört, den heftigſten Widerſpruch, die Franzoſen aber erklärten, es wäre dieſe Clauſel nur aus Verſehen vergeſſen worden, und ihr König legte ſo großes Gewicht auf dieſelbe, daß er den Krieg von Neuem beginnen würde, wenn man ſich weigerte die Einſchiebung zu geſtatten. Da die Katholiſchen, und namentlich Kurpfalz, mit großem Eifer auf Seite der Franzoſen traten, ſo blieb Nichts übrig, als ſich zu fügen, und die verhängnißvollen Worte, von denen der Friede und das Seelenheil ſo vieler ruhiger Unterthanen abhing, bildeten einen Theil des Friedensinſtruments.

Aeußerlich war nunmehr ein Zuſtand der Ruhe eingetreten, welchen Frankreich und Oeſterreich beide eifrigſt benutzten, um ſich für die gewaltigen Verwickelungen vorzubereiten, die wegen der ſpaniſchen Thronfolge in Ausſicht ſtanden.

Der Kurfürſt von Brandenburg hatte ſchon während der Dauer des Krieges daheim mit Erfolg an Beſeitigung der Streitigkeiten gearbeitet, welche ihm das am 16. Januar 1686 errichtete Teſtament ſeines Vaters bereitete. Obgleich er das Document ungeleſen hatte unterſchreiben müſſen, ſo war es ihm trotz der großen Sorgfalt, mit welcher der große Kurfürſt ſeine Abſichten geheim hielt, dennoch gelungen, den Inhalt des Teſtaments zu erfahren. Er wußte, daß er durch dasſelbe zu Gunſten ſeiner Stiefbrüder in einer Weiſe be-

nachtheiligt war, die das künftige Bestehen des brandenburgischen Staates selbst in Gefahr setzte. Da ließ ihm der Kaiser durch seinen Gesandten Freitag zu verstehen geben, daß das Testament für nichtig erklärt werden sollte, wenn der Kurprinz verspräche, gleich nach Antritt seiner Regierung gegen eine Entschädigung von 100,000 Thalern den Schwiebuser Kreis an Oesterreich zurückzugeben, welchen Kurfürst Friedrich Wilhelm in Folge des mit dem Kaiser damals abgeschlossenen Vertrages als Entschädigung für seine Verzichtleistung auf die schlesischen Fürstenthümer erhalten hatte.

Diesen Vorschlag hatte der Kurprinz durch einen eigenhändig ausgestellten Revers genehmigt, und das Document wurde mit so großer Vorsicht nach Wien befördert, daß weder sein Vater noch dessen Räthe von dem Vorhandensein des Reverses das Geringste erfuhren.

Nun aber gelang es dem neuen Kurfürsten, durch Vermittelung seines Schwagers, des Herzogs von Sachsen-Zeitz, die Stiefbrüder dahin zu bringen, daß dieselben freiwillig den in jenem Testamente ihnen zugedachten und den brandenburgischen Hausgesetzen offenbar widersprechenden Bevorzugungen entsagten, was unter Dankelmann's Mitwirkung um so leichter gelang, als die Kurfürstin Dorothea im August 1689 gestorben war.

Am 3. März 1692 kam ein Erbvergleich zwischen den Geschwistern zu Stande, in welchem die Brüder

durch ansehnliche Jahrgelder sich abfinden ließen, so daß auf diese Weise, wie Kurfürst Friedrich sich ausdrückte, „das Band der Natur mit seinen-Geschwistern von Störung befreit war [1])."

Da sonach die nachtheiligen Bestimmungen des väterlichen Testaments ohne Mitwirkung des Kaisers beseitigt waren, so glaubte der Kurfürst auch nicht mehr verpflichtet zu sein, den Schwiebuser Kreis zurückzugeben. Er forderte deshalb seinen Revers vom Kaiser zurück, indem er sich auf seinen Irrthum theils über den Rechtspunkt, theils über die Thatsachen berief. Einmal nämlich wäre er gar nicht befugt gewesen, bei Lebzeiten des Vaters über ein Landesgebiet desselben zu verfügen, und dann habe man ihm verheimlicht, daß dem großen Kurfürsten der Schwiebuser Kreis als Entschädigung für die schlesischen Herzogthümer gegeben worden. Würde man ihm also Schwiebus nehmen, so träten damit von selbst die brandenburgischen Ansprüche auf jene schlesischen Herrschaften wieder in's Leben. Der Staatsrath unterstützte den Kurfürsten eifrigst bei diesen Bemühungen, aber natürlich halfen alle Unterhandlungen und Sendschreiben zu Nichts. Der Kaiser

1) Der Erbvergleich und das Testament des Kurfürsten von 1686 zum ersten Mal abgedruckt bei Rödenbeck: Zur Geschichte des großen Kurfürsten. Drei Actenstücke. 1851. Daß dieser Schrift noch 1840 das imprimatur verweigert wurde, ist unglaublich, aber wahr.

bekam den Schwiebuſer Kreis zurück, und nur die urſprünglich ausbedungenen 100,000 Thaler wurden wegen verſchiedener noch geltend gemachter Anſprüche auf 225,000 rheiniſche Gulden erhöht, und dem Kurfürſten als Erſatz für erlittene Kriegsſchäden die Anwartſchaft auf Oſtfriesland und einige fränkiſche Güter zugleich mit der Quittung über die Rückgabe des Schwiebuſer Kreiſes förmlich ausgefertigt. Der Kaiſer beſtätigte alsdann den zwiſchen den Kindern Friedrich Wilhelm's abgeſchloſſenen Erbvergleich.

Dem Kurfürſten war es im höchſten Grade empfindlich, daß er ſo bald nach ſeinem Regierungsantritt einen Theil des von ſeinem Vater beſeſſenen Gebietes in fremde Hände zurückgeben mußte, denn er hatte für den Glanz und die Größe ſeines Hauſes ein ſehr lebendiges Gefühl, welches dem aufſtrebenden Weſen der Hohenzollern entſprach, aber dabei, ſeinem Charakter entſprechend, eine ſtarke Beimiſchung kleinlicher Eitelkeit an ſich trug.

Es mögen gleich an dieſer Stelle die Erwerbungen aufgeführt werden, durch welche Friedrich während ſeiner Regierung die Einbuſſe reichlich erſetzt hat, die der Umfang ſeiner Länder durch den Verluſt des Schwiebuſer Kreiſes erlitt. Dieſe Erwerbungen waren meiſt ſehr friedlicher Natur, indem der Kurfürſt mit Geſchicklichkeit den Geldmangel benutzte, in welchen Auguſt der

Starke von Sachſen durch ſeine aſiatiſche Verſchwendung und ſeine Maitreſſenwirthſchaft, ſo wie durch die ungeheuren Summen ſich verſetzt hatte, welche die Erlangung der polniſchen Königskrone gekoſtet hatte. Die ſächſiſchen Unterthanen waren mit Laſten und Abgaben ſo ſehr überbürdet, daß aus dem erſchöpften Lande ferneres Gold nicht zu erpreſſen war, und man zu Veräußerungen von Gebietstheilen ſchreiten mußte, um neue Mittel für neue Ausſchweifungen zu ſchaffen. Da wurde die Schutzherrſchaft über das Stift Quedlinburg im Jahre 1697 für 300,000 Thaler an Brandenburg verkauft. Die Schirmvogtei dieſes Stifts hatte im dreizehnten Jahrhundert den ascaniſchen Markgrafen von Brandenburg gehört und war 1366 von dem Kaiſer an das Haus Sachſen erblich übertragen worden. Daneben hatte die Stadt Quedlinburg bei ihren vielfachen Streitigkeiten mit den Aebtiſſinnen ſich unter den beſonderen Schutz des Biſchofs von Halberſtadt begeben, und hierauf fußend hatte der große Kurfürſt, als er nach dem weſtphäliſchen Frieden in den Beſitz von Halberſtadt kam, Anſprüche auf Quedlinburg erhoben. Auguſt von Sachſen ergriff deshalb um ſo lieber die Gelegenheit, ſich ſeine Anrechte auf Stift und Stadt für die Summe von 300,000 Thaler von Friedrich III. abkaufen zu laſſen, und in dem darüber abgeſchloſſenen Vertrage erhielt Brandenburg, gleichſam als Zugabe,

noch das Schultheißenamt über die freie Reichsstadt Nordhausen, und für anderweite 40,000 Thaler durch Kauf das Amt Petersberg bei Halle.

Die Aebtissin von Quedlinburg, damals eine Prinzessin aus dem Hause Sachsen-Weimar, wollte sich nicht gutwillig in die Uebergabe der Stadt fügen, deshalb ließ Friedrich 1698 dieselbe überrumpeln und quartierte seine Soldaten, trotz des Widerspruchs der Fürstin in die Stadt ein. Dies summarische Verfahren erregte großes Aergerniß im Reiche. Auch August der Starke fühlte sich durch dasselbe beleidigt, weswegen man die Auskunft traf, daß die Stadt auf Einen Tag von den Brandenburgern geräumt und ihnen am folgenden feierlich von den Sachsen wieder übergeben wurde [1]). Die Aebtissin rächte sich dadurch, daß sie bis an ihren Tod in den Kirchen nicht für die Hohenzollern, sondern für das erlauchte Haus Sachsen Gebete abhalten ließ. Auch die Beamten und die Geistlichkeit konnten erst nach einigen Monaten durch militärische Execution zur Erbhuldigung gezwungen werden, welche der neue Besitzer durch Bevollmächtigte entgegennahm.

Aehnliche Scenen mit gleichem Erfolge wiederholten sich in Nordhausen, welches ebenfalls gewissermaßen erobert werden mußte. Erst durch Einkerkerung der

---

1) Fritsch: Geschichte der Stadt und des Reichsstifts Quedlinburg. 2. Theil.

widerspenstigen Magistratsmitglieder konnte der Kurfürst die Herausgabe der Stadtschlüssel erlangen, aber die trotzige Bürgerschaft verharrte dennoch bei ihrem Widerstande. Als einst die Brandenburger vor der Stadt exercirten, schloß man die Thore und wollte die Besatzung nicht wieder hereinlassen, wofür denn die Nordhäuser zur Strafe noch zwei weitere nachgesendete Bataillone zu verpflegen und zu bequartieren bekamen, die erst unter der folgenden Regierung wieder zurückgezogen wurden [1]).

Einen nicht unbedeutenden Zuwachs von Ländergebiet erhielt Friedrich ferner als Erbe seiner Mutter, der Kurfürstin Louise Henriette von Oranien. Es hatte nämlich der erste Prinz von Oranien aus dem Hause Nassau, durch ein in jeder Beziehung rechtsgiltiges, und von Kaiser Carl V. bestätigtes Testament, seine Güter zu einem Fideicommiß für die männliche und weibliche Nachkommenschaft seines Vetters, des Grafen Wilhelm von Nassau gemacht.

Diese Anordnung war hundert Jahre später, 1644, durch das Testament Heinrich Friedrich's von Oranien dahin bestätigt worden, daß bei dem voraussichtlich kinderlosen Absterben Wilhelm's des Zweiten die Güter

1) Die verschiedenen Erwerbungen unter dieser Regierung sind in sehr guter Uebersicht bei Buchholz IV. 304 zusammengestellt. Vergleiche auch den ersten Aufsatz von Schubert im Archiv für Landeskunde Preußens.

auf die Nachkommenschaft der Kurfürstin Louise übergehen sollten. Als nun König Wilhelm von England 1702 mit Tode abging, trat dieser Fall ein, und Friedrich (damals schon zum ersten Könige in Preußen gekrönt) nahm deshalb nicht nur alsbald den Titel eines Prinzen von Oranien an, sondern setzte sich auch in Besitz der innerhalb Deutschlands belegenen oranischen Herrschaften Lingen und Mörs, auf welches letztere er als Herzog von Cleve noch ein besonderes Anrecht hatte, weil Mörs ein clevesches Mannslehen war. Zweifelhafter schienen die Ansprüche auf Lingen. Dieses Ländchen hatte ursprünglich zur Grafschaft Tecklenburg gehört und war im schmalkaldischen Kriege von dem kaiserlichen General von Büren auf gewaltsame Weise ohne jeden Rechtstitel in Besitz genommen worden. Anna v. Büren, die Tochter dieses Generals, vermählte sich mit Wilhelm I. von Oranien und brachte demselben die Grafschaft Lingen zu.

Inzwischen hatten die Grafen von Tecklenburg ihr Recht auf dieselbe niemals aufgegeben, und als Tecklenburg später durch Heirath an das Haus Bentheim fiel, erhoben sowohl die Grafen Bentheim als auch, wegen gleich nahen Verwandtschaftsgrades, die Grafen von Solms Ansprüche auf Lingen. Es kam zu einem langwierigen Prozeß, und im Jahre 1700 sprach das Reichskammergericht beiden Prätendenten das Miteigenthum zu. Kur-Brandenburg wurde beauftragt, für die Aus-

führung dieses Urtheils zu sorgen und den Grafen Solms in seine Rechte einzusetzen. Bei dieser Gelegenheit kam es zu einem Vergleiche, kraft dessen Solms sowohl wie Bentheim ihre Ansprüche auf Lingen gegen Zahlung einer verhältnißmäßigen Summe an Brandenburg abtraten.

Weit heftigere Streitigkeiten erhoben sich über das ebenfalls zu der oranischen Erbschaft gehörige, in Frankreich am Rhonestrome, nördlich von Avignon gelegene Fürstenthum Orange, welches seit dem Jahre 1544 durch die Erbtochter des letzten Besitzers, Anna v. Chalons, in den Besitz ihres Gemahls, eines Prinzen von Nassau gekommen war, der seitdem den Namen Prinz von Oranien führte. Ludwig XIV. hatte später das Ländchen an sich gerissen, mußte es aber im Nimweger und Ryswiker Frieden zurückgeben.

Trotz ihres unbestrittenen Erbrechts konnten die Hohenzollern niemals in den Besitz des Fürstenthums gelangen, und die dadurch herbeigeführten Streitigkeiten nahmen erst ein Ende, als König Friedrich Wilhelm I. auf den Besitz des Ländchens endgiltig Verzicht leistete und als Entschädigung einen Theil von Geldern empfing, welcher nach dem Abfall der Niederlande in spanischem Besitz geblieben war, und den ihm die Spanier, durch französische Vermittelung bewogen, zum Eigenthum überließen.

Schließlich bildete auch das Anrecht auf das Fürsten-

thum Neufchatel und die Grafschaft Valengin einen Theil der oranischen Erbschaft. Beide Besitzungen waren ursprünglich der Lehnsherrlichkeit derselben Fürsten von Chalons unterworfen gewesen, welche das Fürstenthum Orange an das Haus Nassau brachten. Die Chalons waren niemals zu dem wirklichen Genuß dieser Lehen gekommen, welche in Folge sehr verwickelter Rechts- und Machtverhältnisse seit 1503 den Abkömmlingen des berühmten Bastard von Orleans aus der Familie Longueville gehörten. Der letzte männliche Erbe dieses Hauses hatte das inzwischen souverain gewordene Ländchen testamentarisch dem Prinzen von Bourbon-Conti vermacht, welcher aber von der Schwester seines Erblassers, der Herzogin von Nemours verdrängt wurde, die sich mit Unterstützung der Stände und durch den Beistand mehrerer mit ihr verbündeten Schweizer Cantone trotz des Widerspruchs Ludwig des XIV. bis zu ihrem 1707 erfolgten Tode als Regentin behauptete [1]). Nunmehr traten nicht weniger als vierzehn verschiedene Prätendenten aus deutschen und französischen Häusern auf.

Die Landstände von Neufchatel ließen durch ein unabhängiges aus ihrer Mitte gewähltes Gericht die

---

1) Das von Drevet trefflich gestochene Portrait dieser entschlossenen Frau hat eine auffallende Familienähnlichkeit mit dem Könige Louis Philipp.

vorgebrachten Ansprüche prüfen und entschieden, ungeachtet Ludwig XIV. sich eifrig für den Prinzen von Conti verwendete, zu Gunsten der Nachkommen von Louise Henriette von Brandenburg. Friedrich, damals schon König, empfing noch in demselben Jahre die Huldigung.

Bis 1806 blieb das Ländchen ununterbrochen unter preußischer Hoheit, und erst im neunzehnten Jahrhundert sollte es wunderliche Schicksale erleben, von denen seiner Zeit zu berichten sein wird [1]).

Unter diesen friedlichen Erwerbungen, durch welche Friedrich seinen Landbesitz erweiterte, ist ferner die Grafschaft Geyer oder Geldbach in Franken zu erwähnen, welche der letzte Besitzer, um seinen Unterthanen den Schutz eines mächtigen protestantischen Fürsten zu sichern, schon bei Lebzeiten 1704 dem preußischen Könige übergab und sich nur den Nießbrauch vorbehielt, während die Unterthanen dem neuen Herrn die Huldigung leisteten, auf den auch alsbald die Regierung des Ländchens überging [2]).

---

1) Die Ansprüche der Linie Nassau-Dietz auf die oranische Erbschaft wurde erst 1732 durch Vergleich beseitigt. Gewisse in Holland belegene Güter hat Friedrich II. 1754 wieder an das Haus Oranien verkauft.

2) Die zu dieser Herrschaft gehörigen unzusammenhängenden Besitzungen erhielt später die Tochter Friedrich Wilhelm I., Friederike Louise bei ihrer Vermählung mit dem Markgrafen von Anspach als Mitgift.

Des Zusammenhanges wegen mag hier schließlich der Begebenheiten gedacht werden, in Folge deren unter dieser Regierung auch das Gebiet der Stadt Elbing in brandenburgischen Besitz gelangte.

Durch den Bromberger und Wehlauer Vertrag war diese Stadt dem großen Kurfürsten von den Polen für 400,000 Thaler verpfändet. Allein weder die Zahlung noch die Uebergabe des Pfandstücks war zu erlangen, und während Johann Sobieski's Regierung scheiterten alle Versuche, die Sache zu erledigen.

Als dessen Nachfolger, August von Sachsen, den Thron bestieg, schienen die Aussichten günstiger, weil Friedrich dessen Bewerbung um die Krone unterstützte und dafür das Versprechen erhielt, daß August seinerseits die in Aussicht genommene preußische Königswürde anerkennen würde. Der neue König von Polen ließ sich zwar ebenfalls für die brandenburgischen Ansprüche auf Elbing günstig stimmen, allein bei der Abneigung des polnischen Reichstages konnte die Sache nicht auf geradem Wege betrieben werden, vielmehr wurden in des Königs Namen Staatsschriften veröffentlicht, um die brandenburgischen Ansprüche zu widerlegen. Damit war es aber keineswegs ernstlich gemeint, denn als der Kurfürst im Oktober 1698 den General Brandt mit etwa tausend Mann Fußvolk und Reiter abschickte, um die Stadt Elbing in Besitz zu nehmen, erließ August zwar einen pathetischen Aufruf, in welchem er die Ein-

wohner ermahnte, ihre Stadt zu vertheidigen und den Tod der Knechtschaft vorzuziehen, allein er schickte keine Hilfe, um diese Worte durch die That zu unterstützen, und als die Brandenburger ihr Belagerungsgeschütz herbeigeschafft hatten und mit Bombardement drohten, ergab sich die Stadt (November 1698), und der Kurfürst nahm von derselben als Unterpfand für seine Forderung Besitz.

Es wurde nun von Neuem verhandelt, doch zu ernstlichem Widerstande polnischerseits kam es nicht, weil der König insgeheim den Kurfürsten begünstigte, obgleich der Reichstag, höchlich erzürnt, sogar damit umging, die Wiederherstellung der alten Lehnsherrlichkeit in Preußen zu verlangen, und den Kurfürsten wegen seines vertragswidrigen Benehmens der Souverainetät verlustig erklären wollte. Im December 1699 kam es endlich zu einem Vergleich, kraft dessen man die Pfandsumme auf 300,000 Gulden ermäßigte und der Kurfürst die Stadt Elbing zu räumen versprach, wogegen er verschiedene kostbare Reichskleinodien als Unterpfand erhielt. Wenn die auf drei Monate festgesetzte Zahlungsfrist nicht innegehalten würde, so sollte Friedrich berechtigt sein, das Stadtgebiet zu besetzen. — Die Zahlung erfolgte nicht zu der bestimmten Zeit, und die Brandenburger erhielten das Elbingische Gebiet, welches auch in der Folge nie wieder an Polen zurückgegeben wurde.

Wir kehren nach Aufzählung dieſer Erwerbungen zu der Regierungsgeſchichte des Kurfürſten zurück. Es war mit Einem Wort eine Günſtlingsregierung, welche den Berliner Hof zum Schauplatz der Intriguen und Kabalen machte, die niemals ausbleiben, wo ein ſchwacher Fürſt die Ausübung der wichtigſten Regentenpflichten ſeinen Lieblingen überläßt.

Dieſe Günſtlingswirthſchaft bildet den Hintergrund, auf welchem die geſammte Regierung des erſten preußiſchen Königs ſich abſpielt, und nur wenn wir das Getriebe kennen lernen, in deſſen Mitte die allmächtigen Miniſter einer nach dem andern ſich bewegen, können die Begebenheiten in der richtigen Beleuchtung erſcheinen.

In den erſten Jahren nach dem Tode ſeines Vaters hatte der Kurfürſt ſich an keinen Unwürdigen gewendet, indem er ſeinen Studiendirector Dankelmann in den Geheimen Rath berief und ihn alsbald mit der Leitung der Staatsgeſchäfte betraute, obgleich derſelbe erſt 1695 Rang und Würde eines Premierminiſters und Oberpräſidenten erhielt. Als ſolcher verwaltete er die auswärtigen und die Finanzangelegenheiten ſelbſtſtändig und wurde demnächſt zum Erbpoſtmeiſter und Landeshauptmann von Neuſtadt an der Doſſe ernannt. Dankelmann war ein ſtrenger, ernſter, den Geſchäften ergebener Beamter. Niemand hat ihn jemals lachen geſehen, und er beherrſchte den Kurfürſten nicht durch Schmeichelei und höfiſche Künſte, ſondern durch die

Ehrfurcht, welche derselbe noch immer dem früheren Lehrer zollte. Der neue Oberpräsident berief bald seine sechs Brüder zu sich, um ihm die Last der Arbeit tragen zu helfen. Alle sieben scheinen tüchtige, ehrenwerthe Männer gewesen zu sein:

Drei sind Geheime Räth', und drei sind Präsidenten,
Des Allerjüngsten Amt ist Kanzler sein und Rath,
Das ganze Griechenland hatt' ehmals sieben Weise,
In seinen Söhnen hat sie Dankelmann allein! —

Mit diesen Versen begrüßte der Oberceremonienmeister und hochberühmte Poet Besser den Vater dieser vielen Brüder.

Sie wurden sämmtlich zu Reichsfreiherren ernannt, während Dankelmann die ihm zugedachte Grafenwürde ablehnte und auch die übermäßigen Geschenke des Kurfürsten mehr als einmal zurückwies.

Es ist begreiflich, daß eine so bevorzugte Familie gar bald von Neidern und Feinden umgeben war, und daß auch die altbewährten Räthe des großen Kurfürsten sich schmerzlich zurückgesetzt fühlten. Aber Dankelmann ließ sich dadurch nicht beirren, sondern arbeitete nach besten Kräften, um den tiefgesunkenen Landeswohlstand allmählich durch dieselben Mittel wieder zu heben, welche unter der vorigen Regierung angewendet worden, und die Verschwendung des Kurfürsten, soviel es sich thun ließ, zu beschränken, damit für nothwendige und nützliche Einrichtungen Geld übrig bliebe.

Er sorgte eifrig für das Gedeihen und die Ausbreitung der Colonien fremder Einwanderer, welche dem großen Kurfürsten so sehr am Herzen gelegen, und traf darin mit der persönlichen Neigung seines Herrn zusammen. Durch Errichtung eines Hofkammer-Collegiums wirkte er für bessere Verwaltung der Domainen, und brachte es mit Hilfe des Geheimen Rath Kraut, eines sehr geschickten Finanzbeamten, bald so weit, daß bedeutende Ueberschüsse erzielt wurden. Allein die Schuldenlast, welche der große Kurfürst hinterlassen, die übermäßigen Ausgaben für die Armee und der unverhältnißmäßige Aufwand des Hofes waren Schuld, daß die Mittel nirgend ausreichten, weshalb immer neue und immer drückendere Steuern auferlegt werden mußten. Dankelmann, der natürlich den Charakter seines Herrn nicht ändern konnte, verdient wenigstens deshalb die Anerkennung der Nachwelt, weil er durch seinen guten Geschmack und seinen gediegenen Sinn für Künste und Wissenschaften zu bewirken verstand, daß des Kurfürsten Prachtliebe sich nicht gänzlich auf eitle und nichtige Dinge richtete. Es kam die Gründung der Akademie der Künste in Berlin und die Errichtung der Universität in Halle zu Stande, beides Anstalten, welche dieser Regierung noch heute zur Ehre gereichen, wie sehr auch Anfangs das wahrhaft wissenschaftliche und künstlerische Interesse als Nebensache behandelt wurde, während die Prachtliebe des

Kurfürsten sich dabei in den Vordergrund drängte. So betrug z. B. der Stiftungsfonds der neuen Universität 3500 Thaler, wogegen die Einweihung derselben, welche mit vielen Aufzügen und Schmausereien von Friedrich an seinem Geburtstage 1./11. Juli 1694 begangen wurde, sechs Mal so viel, nämlich 20,000 Thaler kostete.

Da in diesem großartigen Style die Feste und Feierlichkeiten bei Hofe ununterbrochen auf einander folgten, während die Staatseinkünfte kaum zu den nothwendigen Landesbedürfnissen und für den Unterhalt der Truppen ausreichten, deren Anzahl man fortwährend vermehrte, und da überdies die drei Millionen Kriegskosten für den letzten Feldzug am Rhein noch unbezahlt waren, so kann man sich vorstellen, daß Dankelmann genug zu thun hatte, um stets von Neuem die Summen zu beschaffen, welche der Kurfürst von seinem Finanzminister verlangte. Deshalb fehlte ihm die Zeit, um sich in beständiger Nähe des Fürsten zu halten und die Ränke seiner geheimen Feinde zu beobachten und zu vereiteln. Er begünstigte sogar selbst den Mann, der ihn unter der Maske der Freundschaft zu stürzen trachtete.

Es war dies ein gewisser Herr v. Kolb, ein armer pfälzischer Edelmann, dessen angenehmes Aeußere und einschmeichelndes Wesen schon dem großen Kurfürsten so gefallen hatten, daß er ihm 600 Thlr. jährlich anwies, mit der

Erlaubniß in den Dienſten der Pfalzgräfin von Simmern zu bleiben, welche den ſchönen Mann nicht entbehren konnte. Nach dem Tode ſeiner Herrin begab ſich Kolb nach Berlin und gewann durch unterwürfige Schmeichelei ſehr bald die Gunſt des Kurfürſten in ſolchem Maße, daß er daran denken konnte, den allmächtigen Dankelmann zu verdrängen. Viele durch des Miniſters ſtolzes Weſen beleidigte Höflinge waren bereit, ihn zu unterſtützen. Auch die Kurfürſtin liebte den ſtrengen, ernſten Miniſter nicht, und Graf Chriſtoph v. Dohna, ein nach ſeinen eigenen Bekenntniſſen neben aller Tapferkeit und anſpruchsvoller Biederkeit durchaus ränkevoller Höfling, rühmte ſich, zu dem Sturze des Günſtlings weſentlich beigetragen zu haben.

Dankelmann fühlte bald, daß er nicht mehr ſo feſt wie ſonſt in der Gnade des Kurfürſten ſtand, und als dieſer bei dem Feſte erſchien, durch welches der Miniſter ſein prachtvolles Haus in Berlin einweihte, und einige Gemälde in den Zimmern ſeines Lieblings bewunderte, ſagte Dankelmann: „Alles, was ich habe, wird bald genug Ihnen gehören, denn Sie werden mir Ihre Gnade entziehen.“ Da ergriff der Kurfürſt ein eben daliegendes neues Teſtament und hub an feierlich zu ſchwören, daß er ſeinem alten Erzieher die bisherige Gunſt beſtändig erhalten werde. Dieſer aber unterbrach ihn mit den Worten: „Schwören Sie nicht, was

ich gesagt habe, muß geschehen, und es steht nicht in Ihrer Macht, es zu hindern [1]).

Dankelmann war selbst nicht ganz ohne Schuld daran, daß es allmählich gelang, ihn aus seiner hohen Stellung zu verdrängen. Sein hochfahrendes Wesen gestattete ihm nicht, die Ermahnungen, durch welche er der Verschwendung des Hofes Einhalt zu thun gedachte, allezeit in so geschmeidige Formen zu kleiden, wie es die Eitelkeit des schwachen Fürsten erforderte, vielmehr scheint er seinem ehemaligen Zöglinge gegenüber noch oft in den alten schulmeisterlichen Ton verfallen zu sein. Dadurch gekränkt, ward Friedrich für die Einflüsterungen der ihn umgebenden Creaturen zugänglicher, und diese wußten ihn mißtrauisch zu machen, so daß er einst ausrief: „Dankelmann will den Kurfürsten spielen! Ich werde ihm zeigen, daß ich noch Herr bin." —

Diese Stimmung benutzte Dohna, indem er auf hinterlistige Weise dem Kurfürsten eine Medaille in die Hand spielte, welche, man weiß nicht wer, auf die sieben Brüder Dankelmann hatte prägen lassen, und die ein am Himmel über Berlin schwebendes Siebengestirn vorstellte, während die Umschrift übrigens nur die unbedingte Ergebenheit der Brüder gegen den

---

[1]) Pöllnitz II. 288. Er hat diese Anekdote aus dem Munde der Oberhofmeisterin der Königin Sophie Charlotte.

Kurfürsten ausdrückte[1]). Man gab der Münze eine solche Deutung, daß der Kurfürst in den heftigsten Zorn gerieth, und Dankelmann nun nicht mehr zweifelte, daß die Tage seines Einflusses vorüber wären. Er verlangte deshalb seinen Abschied und erhielt denselben in den gnädigsten Ausdrücken am 27. Novbr. 1697. Der Kurfürst gewährte ihm 10,000 Thaler Pension nebst den Einkünften aus dem Erbpostmeisteramte und der Landeshauptmannschaft zu Neustadt, mit der Erlaubniß, seinen Wohnsitz in Berlin, in Cleve oder in Neustadt zu nehmen. Er ging nach Neustadt. Seine Feinde aber wußten sich nun des schwachen Kurfürsten in solcher Weise zu bemächtigen, daß derselbe schon nach vierzehn Tagen befahl, Dankelmann zu verhaften und nach Spandau zu bringen, und alle Güter desselben mit Beschlag zu belegen. — Es wurde ein förmlicher Prozeß eingeleitet, aber die Anschuldigungen, die man gegen ihn vorbrachte, wären so albern und abgeschmackt, daß es nicht der Mühe lohnt, dieselben zu wiederholen. Der Hoffiskal Möller erhielt den Auftrag, mit Hilfe vieler ihm beigegebenen Rechtsverständigen die Anklage abzufassen und bei 2000 Dukaten Strafe binnen vier Wochen einzureichen. Da schrieb der ehrliche Mann in das Protokoll: „Heiliger Gott, gerechter Richter!

---

[1]) Die Abbildung auf der letzten Seite von Günther's Leben Friedrich's I.

Artikel kann ich machen, aber woher ſoll ich die Beweiſe nehmen? Niemand will das Herz haben, den ſchlechten Zuſtand des Prozeſſes Sr. kurfürſtl. Durchlaucht zu offenbaren, ſondern derſelbe ſoll fortgeſetzt werden[1])." Ein eigentliches Urtheil ſcheint gar nicht geſprochen worden zu ſein, und man verfuhr mit unbegreiflicher Härte und Willkür gegen den Miniſter, den man nach Peitz brachte und bis 1702 in engſter Haft hielt, wo ihm endlich erlaubt wurde, in dem Bezirke der Stadt umherzugehen. Bei der großen Amneſtie, die auf Anlaß der Königskrönung erfolgte, überging man ihn ausdrücklich, und erſt, als dem Kurfürſten 1707 ſein erſter Enkel geboren wurde, entließ man den unſchuldig verfolgten Miniſter und gab ihm Cottbus zum Wohnort, wo er 2000 Thaler Penſion erhielt[2]).

Dergleichen plötzliche Entlaſſung und Verfolgung eines mächtigen Günſtlings war in jenen Zeiten nichts Ungewöhnliches. Die öſterreichiſche, braunſchweigiſche und ſpaniſche Hofgeſchichte hat ganz ähnliche Beiſpiele aufzuweiſen. Der Abſolutismus der Fürſten und die Kriecherei der Höflinge erinnerte lebhaft an die Palaſt-

[1]) Der würdige Oberprocurator Brechtel ſtellte dem Könige ausführlich die ganze Nichtswürdigkeit des Prozeſſes vor, aber ohne Erfolg. Förſter, Fr. Wilhelm I. Urkundenbuch 10—32.

[2]) Die unglaublich nichtigen, zum Theil albernen Vorwände, unter welchen Dankelmann ſeiner Güter beraubt wurde, ſind abgedruckt bei Förſter, Urkundenbuch zu Fr. Wilhelm I. p. 6.

zuſtände im Serail des Sultans. Dennoch überſtiegen die gegen Dankelmann verübte Undankbarkeit und Härte, denen man noch dazu den Schein der Geſetzlichkeit verleihen wollte, das gewöhnliche Maß, und fremde Fürſten äußerten unverholen ihre Mißbilligung. König Wilhelm von England erklärte dem Grafen v. Dohna, der ſich gelegenheitlich einer diplomatiſchen Miſſion in England befand, er wäre zwar weit entfernt, ſich in die inneren Angelegenheiten eines Nachbarlandes einmiſchen zu wollen, könnte es aber nicht billigen, wenn man einen Diener, dem man das größte Vertrauen und die innigſte Herzlichkeit bewieſen, unter nichtigen Vorwänden einſperrte. Der engliſche Miniſter, Herzog von Portland, erklärte mit vollem Recht die gegen Dankelmann vorgebrachten Anſchuldigungen für ſo albern, daß man ſelbſt, wenn ſie erwieſen wären, nicht berechtigt ſein würde, einen Pagen deshalb durchprügeln zu laſſen [1]). Dohna mußte das Alles ſtillſchweigend mit anhören, weil ihm ausdrücklich verboten war, in London über die Dankelmann'ſche Angelegenheit zu ſprechen.

Die Formen ändern ſich im Lauf der Zeit. Die Sachen wiederholen ſich aber weſentlich zu allen Zeiten.

Der Umſtand, daß in der Dankelmann'ſchen Sache

1) Dohna Memoires 209. 226.

niemals ein förmliches Urtheil ergangen ist, hat veranlaßt, daß man nach allerlei besonderen Gründen für den Sturz des Ministers gesucht hat. Noch Friedrich II. war der Meinung, daß der Minister durch den Widerstand gegen die Wünsche des Kurfürsten in Bezug auf Erlangung der Königswürde den Zorn desselben auf sich gezogen. Das ist aber, seitdem die über das Verfahren abgegebenen Gutachten der anderen Minister bekannt geworden sind, vollständig widerlegt. Friedrich's Charakterlosigkeit war der einzige, vollkommen ausreichende Grund für diesen und die nachher sich ereignenden, noch viel schlimmeren Vorgänge.

Nach Dankelmann's Sturz wurde General Barfuß auf kurze Zeit Oberpräsident, aber diesen verdrängte bald der unwürdige Kolb. Der Kurfürst ernannte denselben rasch hintereinander zum Oberkämmerer, Oberstallmeister, Generalpostmeister, Oberdirector der Domainen, Oberhauptmann der Schulämter und Oberaufseher der Universitäten und Akademien, zum Marschall von Preußen und endlich zum Premierminister. Kolb, der von einer alten Familienbesitzung den Namen Wartenberg angenommen hatte, wurde ferner auf Fürbitten des Kurfürsten vom Kaiser zum Reichsgrafen ernannt, und bezog von allen seinen Aemtern jährlich mehr als hunderttausend Thaler, außer den Schenkungen, die er sich fortwährend machen ließ, so daß er gar bald viele Millionen im Vermögen hatte. Da er nur durch

genaue Kenntniß der Gemüthseigenthümlichkeiten des Königs seinen Einfluß behaupten konnte, so mußte gerade diese Kenntniß ihm begreiflich machen, daß seine Stellung ebensowohl wie die seines Vorgängers plötzlich erschüttert werden und er alsdann gerade solchen aus der Luft gegriffenen Beschuldigungen zum Opfer fallen könnte. Gegen diese Möglichkeit hoffte er sich durch das seltsamste Dokument zu sichern, welches wohl jemals ein Fürst einem Staatsdiener ausgestellt hat.

Der wesentliche Inhalt dieser von Friedrich unterschriebenen und untersiegelten Urkunde d. d. 15/25. Oct. 1699 ist folgender:

„Weil der Kurfürst überflüssig versichert ist, daß Wartenberg das Interesse seines Herrn mit ungefärbter Treue und äußerster Applikation und Sorgfalt suchet, es ihm aber eine Unmöglichkeit ist, daß er nebst seiner bei Unserer Höchsten Person täglich habenden Aufwartung und auf den continuirlichen Reisen, die er mit Uns zu thun hat, Alles allein so genau examiniren könne, sondern er es darunter nothwendig auf seine Subalternen guten Theils ankommen lassen muß, und wenn dabei etwas wider Unser Interesse geschieht, sie und nicht er solches zu verantworten haben, also geben wir ihm und seinen Erben bei Unserem Kurfürstlichen Wort und Glauben die Versicherung, daß, wenn bei der Verwaltung der Domainen- und Chatoullengüter

etwas zu Unserem Nachtheil vorgegangen sein sollte, nicht Er dafür verantwortlich sein soll, auch wenn er die betreffenden Verfügungen revidirt und contrasignirt hat, sondern die vortragenden Räthe, deren Namen deshalb auch immer auf die Concepte gesetzt werden sollen."

Damit dieser Ablaß für künftige Sünden desto mehr Verbindlichkeit habe und Niemand sagen könne, daß derselbe etwa hinterrücks erschlichen sei, so solle das Schriftstück bei allen Finanzbehörden circuliren und von den Vorstehern derselben unterzeichnet werden. Zugleich verspricht der Kurfürst im Namen seiner Erben und Regierungsnachfolger, daß Wartenberg sammt Weib und Kind durch diese ihm gegebene Erklärung auch in Zukunft geschützt sein soll.

Der Günstling konnte sich nun so ziemlich als unumschränkten Herrn über das Leben und Eigenthum der kurfürstlichen Unterthanen betrachten, und er verschmähte kein Mittel, um das Land auszusaugen und für seinen Herrn und für sich selbst die größtmöglichen Summen zu erpressen. Von einem Widerspruch der Stände war in der Mark und den westlichen Provinzen längst nicht mehr die Rede, kaum ermannten sie sich noch zu nutzlos verhallenden Klagen. Dagegen konnten Adel und Städte im Herzogthum Preußen ihre alten ausgedehnten Privilegien nicht so bald vergessen und sträubten sich gegen die Bezahlung der immer auf's Neue von ihnen unter

verschiedenen Benennungen geforderten Summen, allein auch sie mußten sich schließlich in jedem einzelnen Falle endlich fügen.

Das Kriegscommissariat des Kurfürsten, ursprünglich dazu eingesetzt, um während des Krieges die Leistungen für die Armee beizutreiben, war nach und nach auch im Frieden permanent geworden und schrieb aus, was der Kurfürst verlangte. Den Ständen blieb höchstens die Vertheilung der Summen unter die Steuerzahler überlassen, und wenn sie sich darüber mit den Städten nicht einigen konnten, so wurde nach der Art des großen Kurfürsten gewaltsam durchgegriffen[1]). Erhöhungen der Accisesätze und der Grundsteuern folgten rasch auf einander, und neben den regelmäßig wiederkehrenden Besteuerungen schrieb man fünf Mal im Laufe dieser Regierung Kopfsteuern aus, zu denen der Kurfürst selbst Anfangs tausend, dann zweitausend und nach der Königskrönung viertausend Thaler beitrug, und die Mitglieder seiner Familie nach Verhältniß. Das war kein großes Opfer, denn das Geld kehrte natürlich sofort in die Kassen des Hofes zurück. Die Tarife dieser Kopfsteuern in der Mylius'schen Sammlung durchzusehen, gewährt nicht uninteressante

---

1) Baczko, Geschichte Preußens Bd. VI. giebt in dieser Beziehung sehr interessante Zusammenstellungen aus den Königsberger Archiven.

Einblicke in die damaligen Standes- und gesellschaftlichen Verhältnisse [1]). Ein Graf zahlte 60, ein Baron 40 Thaler, ein Schweinehirt einen halben Thaler, ein Scharfrichterknecht 18 Gr. Die Weiber zahlten einen Bruchtheil von der Steuer der Männer, und nur Kinder unter zwölf Jahren waren befreit. Auf die Vermögensverhältnisse der Einzelnen wurde nicht die geringste Rücksicht genommen, lediglich der Stand war entscheidend. Wer seine Kopfsteuer nicht binnen sechs Wochen entrichtet, muß das Doppelte zahlen, und wer aus Versehen übergangen worden, ist gehalten bei Strafe vierfacher Zahlung, wovon der Angeber die Hälfte erhält, sich selber zu melden!

Wenn man zu dieser Kopfsteuer, die übrigens schon unter dem großen Kurfürsten mehr als ein Mal, z. B. 1677 und 1679, erhoben worden, nur bei augenblicklicher, sehr großer Bedrängniß der kurfürstlichen Kassen seine Zuflucht nahm, so machte man andererseits solche Abgaben, welche ausdrücklich nur ein Mal und zu einem ganz bestimmten Zweck gefordert und gezahlt waren, ohne Weiteres zu fortdauernden Lasten, z. B. eine Abgabe zum Schloßbau, eine Kronensteuer zur theilweisen Deckung der Krönungskosten u. s. w. Auch die Beiträge zur Marinekasse wurden nicht nur forterhoben, sondern noch erhöht, ohne daß man daran

[1]) Mylius IV. 5. 1. Nr. 7—18.

dachte, das Geld für die Zwecke des Seehandels zu verwenden. Nicht zufrieden damit, daß alle Beamte und höheren Officiere ein Viertel ihrer Gehälter in diese Kasse zahlen mußten, so verlangte man jetzt auch von allen denen, welche umsonst im Staatsdienst beschäftigt wurden, oder die eine Anwartschaft auf eine bestimmte Stelle erhalten hatten, sofort den vierten Theil von dem Gehalte, welches diese Expectanten zu erwarten hatten [1]).

Als auch dies Alles nicht ausreichte, um die Bedürfnisse des verschwenderischen Hofhaltes zu decken, so verfiel man auf ganz abenteuerliche, die persönliche Freiheit der Unterthanen schmählich bedrückende Mittel. Die Perücken wurden zunächst als Steuerobject in's Auge gefaßt. Dieser unnatürliche Kopfputz hatte in den Ländern des Kurfürsten eine besonders große Verbreitung gefunden, weil Friedrich, um seinen mißgestalteten Rücken zu bedecken, eine ungewöhnlich reiche Fülle falscher Locken über die Schultern herabwallen ließ. Der Hof ahmte das sofort nach, das Unwesen verbreitete sich bis in die niedrigsten Volksklassen, so daß selbst ganz kleine Knaben sich nicht ohne Perücken sehen lassen konnten. Die Perücken wurden nun nach dem Range und dem Stande der Tragenden besteuert, inländisches Fabrikat mit 6, ausländisches mit 25 Pro-

---

1) Mylius IV. 5. 2. Nr. 6.

cent der Taxe, und jede Perücke mußte inwendig bei ſchwerer Strafe mit einem Steuerſiegel verſehen ſein. Ein Franzoſe nahm dieſe Steuer in Pacht und ließ durch ſeine Unterbeamten in den Häuſern und auf offener Straße die Perücken der Leute revidiren, die im ſchlechteſten Wetter und bei der größten Kälte ihre kahlgeſchorenen Häupter, zum großen Nachtheil der Geſundheit, entblößen mußten, um den Stempel vorzuzeigen. In ähnlicher Weiſe beſteuerte man bald auch alle anderen Kleidungsſtücke, Strümpfe, Stiefel und Schuhe. Kein Schuhmacher durfte ein ungeſtempeltes Oberleder zu einer Fußbekleidung verwenden. Die Hauben und Kopfzeuge der Frauenzimmer mußten geſtempelt und verzollt werden. Von den Karoſſen erhob man eine jährliche Abgabe unter dem lächerlichen Vorwande, daß die Räder derſelben das koſtbare Pflaſter der Reſidenz verderben. Wer Thee, Kaffee oder Chokolade trinken wollte, mußte jährlich einen Erlaubnißſchein löſen. Von jedem Scheffel Salz wurde ein Gulden erhoben und den armen Leuten der Genuß dieſer unentbehrlichſten Würze aller Nahrungsmittel dermaßen verkümmert, daß ſie ihr Fleiſch mit Heringslake einpökelten, wodurch Tauſende von Menſchen erkrankten. Hierauf wurde, nicht etwa aus Geſundheitsrückſichten, ſondern lediglich der Steuer wegen, bei ſtrenger Strafe der Gebrauch der Heringslake verboten.

Die unerſättliche Begierde der gewiſſenloſen Men-

schen, in deren Hände das Wohl und Wehe der Unterthanen gegeben war, verfiel zuletzt auf so abgeschmackte Arten der Gelderpressung, daß man seinen Augen nicht traut, wenn man die deshalb erlassenen Verordnungen ansieht.

Besonders merkwürdig ist das bekannte Reglement vom 4. September 1708[1]), durch welches sämmtliche Schweinsborsten im Lande gewissermaßen für ein Regal erklärt wurden. Der Steuer- und Commerzienrath Kreuz erhielt auf sechs Jahre das Privilegium des ausschließlichen Handels mit zahmen und wilden Schweinsborsten. Er hatte dem Könige vorgestellt, „daß in dessen Königreich, Kurfürstenthum und übrigen Landen fast die tauglichsten und besten Schweinsborsten fallen, auch dannenhero an andere Orte vielfältig verführet, dabeneben aber sehr verfälscht werden," daß aber ein sehr nutzbares Commerzium mit Schweinsborsten sich anrichten ließe, wenn das Geschäft in die Hände des Staats käme. Es wird geklagt, daß so viele Haare verloren gehen, weil man die Schweine, um sie zu zeichnen, stellenweis am Rücken kahl scheere. Das wird bei Confiscation des Schweins verboten und nur gestattet, die Thiere an der Seite zu brennen, oder ihnen an den Ohren oder anderswo ein Zeichen zu schneiden. Weil außerdem alle Thiere ihre Haare jährlich wechseln, die Schweine aber 14 Tage

[1]) Mylius V. II. 2. 67.

vor oder nach Johannis ihre Borſten verlieren, welche bisher unter die Füße getreten und umgekommen ſind, ſo wird männiglich ermahnet, um gemeldete Zeit ſeinem Schweine die Borſten auszuraufen und dieſelben zu des Commercii und ſeinem eignen Vortheil, von jedem Schwein apart mit einem Faden zuſammenzubinden und an die Commis des Kreuz, welchen die Rechte königlicher Beamten beigelegt werden, abzuliefern. Von dieſen ſollten die Bürſtenbinder und andere Handwerker die Borſten, jedoch zum Einkaufspreis, wieder erhalten. Bürſtenbinder dürfen bei Leibesſtrafe keine Borſten unverarbeitet verkaufen. Maurer, die in der Winterszeit oft das Schlächterhandwerk betreiben und dabei die Borſten als Geſchenk zu erhalten pflegen, ſollen ſich nicht unterfangen, Pinſel daraus zu machen; der Angeber des Zuwiderhandelnden erhält zehn Thaler u. ſ. w. Der volle königliche Titel vor dieſer vom Grafen Wartenberg mitunterzeichneten Verordnung nimmt ſich beſonders ſeltſam aus.

Daß die armen Unterthanen bei ſolcher Wirthſchaft noch Luſt zum Lachen behalten haben, iſt zu verwundern, indeſſen die ſpottſüchtigen Berliner ließen ſich die Gelegenheit nicht entgehen und überſchütteten den Kreuz mit ſovielen Schimpf- und Spitznamen, daß eine neue Verordnung erging, welche befahl, daß wer dieſen Commerzienrath oder ſeine Commiſſare mit ehrenrührigen Worten angreife, ohne weiteren Prozeß mit Ge-

fangenſchaft und Leibesſtrafe belegt werden ſolle, wobei zugleich das Publikum darüber belehrt wird, daß das Ausraufen der Borſten um Johannis den lebendigen Schweinen an ihrer Geſundheit keinerlei Schaden bringe.

Nicht dieſe und ähnliche Bedrückungen, auch nicht der Unverſtand, welcher aus ſolchen Erlaſſen ſich kundgiebt, waren es, welche den endlichen Sturz des Günſtlings veranlaßten, vielmehr hatte Wartenberg ſich durch große Geſchmeidigkeit immer mehr in der Gunſt ſeines Herrn befeſtigt. Friedrich ließ von allen eingehenden Regierungsſachen nur noch die auf die auswärtigen Angelegenheiten bezüglichen in ſeiner Gegenwart öffnen, alles Andere war der alleinigen Entſcheidung Wartenberg's überlaſſen, welcher mit Hilfe des Miniſters Ilgen, eines fleißigen, nur auf ſeine Geſchäfte bedachten Beamten, den einzelnen Staatsräthen ihre Arbeiten anwies. So im Beſitz der geſammten Regierungsgewalt und auf's Höchſte geliebt von ſeinem Fürſten, konnte der Günſtling ſeiner Feinde ſpotten. Daß der König von allen Seiten mit Beſchwerden und Bittſchriften der bedrängten Unterthanen beſtürmt und um Schutz gegen ſeinen Miniſter angefleht wurde, hatte eben weiter keinen Erfolg, als daß die Supplikanten mit harten Strafen bedroht wurden, wenn ſie ihr muthwilliges Klagen nicht unterließen. Eine förmliche gegen den Günſtling von dem Feldmarſchall Barfuß und mehreren der höchſten Hofbeamten angezettelte Verſchwö-

rung, welche dem Könige über die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen des Miniſters die Augen öffnen ſollte, bewirkte nur, daß dieſe Herren ſämmtlich in Ungnade entlaſſen wurden und der Wortführer ſogar auf die Feſtung kam. So würde ſich Wartenberg wahrſcheinlich bis an's Ende auf ſeinem Platze behauptet haben, wenn nicht der ungebändigte Hochmuth ſeiner Gattin ihn zuletzt in's Verderben geſtürzt hätte.

Die Frau Reichsgräfin Kolb von Wartenberg war eine Tochter des Weinhändlers Rickers in Emmerich und zuerſt mit dem kurfürſtlichen Kammerdiener Bidekap verheirathet. Wartenberg hatte ſie kennen gelernt und nach Bidekap's Tode zu ſeiner Gemahlin erhoben. Obgleich ohne beſondere Reize und von unfeinen Manieren, gewann ſie doch die Gunſt des Kurfürſten in faſt eben ſo hohem Grade wie ihr Mann. Ja als Friedrich, zum König gekrönt, es nach Verſailler Muſter für nothwendig erachtete, eine erklärte Maitreſſe zu haben, wurde die Gräfin zu dieſem Ehrenpoſten erhoben, unerachtet bei der perſönlichen Beſchaffenheit des Königs das Verhältniß ſicherlich ein ſehr platoniſches blieb und die Liebesbezeigungen, außer großen Geſchenken, hauptſächlich darin beſtanden, daß der Monarch mit ihr in einer durch das Hofceremoniell eigens zu dieſem Zweck beſtimmten Gallerie des Schloſſes feierlich auf- und abpromenirte.

Während der Graf fortwährend bemüht war, durch

nie endende kostbare Festlichkeiten der Eitelkeit seines Herrn zu schmeicheln und dessen Langeweile zu verscheuchen, dachte seine Frau einzig darauf, bei Hofe eine hervorragende Stellung zu behaupten. Die Rang- und Titelsucht, von welcher damals Hoch und Niedrig besessen war, hatte sich in der Seele dieses Weibes zu einer wahren Leidenschaft gesteigert. Sie übte so große Gewalt über den König, daß ihr der Rang vor allen unverheiratheten und vor allen nicht an regierende Herren verheiratheten Prinzessinnen ertheilt wurde. Die Herzogin von Holstein mußte durch Zahlung von zehntausend Thalern dazu bewogen werden, sich in diese Anordnung zu fügen. Mit der Frau des holländischen Gesandten kam es zu einer förmlichen Schlägerei, bei welcher die Damen im wahren Sinne des Wortes einander in die Haare geriethen und die Kämpferinnen durch eine Puderwolke eine Zeitlang den Blicken der Umstehenden entzogen blieben.

Der König verlangte, daß die Gesandtin Abbitte thue, und als dies verweigert wurde, drohte er die Truppen zurückzuziehen, welche den Generalstaaten zu Hilfe nach Flandern geschickt waren. Das wirkte. Die Wartenberg erhielt die gewünschte Erklärung. Weniger glücklich war sie dagegen, als sie ihre Impertinenzen gegen die Gemahlin des russischen Gesandten durchsetzen wollte. Da das in eine Zeit fiel, wo man es wegen der von Schweden drohenden Gefahr mit den

Ruſſen nicht verderben durfte, ſo wurde diesmal die Gräfin genöthigt, vor einer großen Verſammlung ſich zu demüthigen und Abbitte zu thun. Die Königin Sophie Charlotte vermied jedes Zuſammentreffen mit der ihr verhaßten Familie, und wenn ſie nicht umhin konnte ihr zu begegnen, redete ſie das ungebildete Weib franzöſiſch an, was dieſe nicht verſtand. Gegen Friedrich's dritte Gemahlin erlaubte die Gräfin ſich ſolche Unziemlichkeiten, daß der König allmählich der beſtändig dadurch veranlaßten Unannehmlichkeiten müde wurde und die Hofleute, die für dergleichen ein ſehr feines Verſtändniß haben, glaubten jetzt die Zeit gekommen, um gegen das verhaßte Paar wirkſame Schritte thun zu können.

Sehr geſchickt verfuhr dabei der Erzieher des Kronprinzen, Graf Alexander Dohna. Er hatte den König und Wartenberg zu einem Feſte geladen. Friedrich erſchien, aber man zögerte ſich zu Tiſche zu ſetzen. Nach dem Grunde des Aufſchubes befragt, erklärte Dohna, er fürchte, der Miniſter könnte es übel nehmen, wenn man nicht auf ihn wartete. Das traf den König an der empfindlichſten Seite, denn alle Welt ſollte glauben, daß der Günſtling, von dem er ſich beherrſchen ließ, in der That nur ſein unterthänigſtes Werkzeug wäre.

Sehr zur rechten Zeit machte gerade damals eine von den vielen Veruntreuungen und Betrügereien, an

welchen dies Regiment sehr reich war, viel Lärm im Publikum. Es war nämlich die Stadt Crossen durch eine gewaltige Feuersbrunst in Asche gelegt worden und der König hoffte bei dieser Gelegenheit das Volk von den großen Vortheilen der Generalfeuerkasse zu überzeugen, welche der wegen seines Stolzes und seiner Härte allgemein verhaßte Oberhofmarschall Wittgenstein eingerichtet hatte, und zu welcher die Grundbesitzer unverhältnißmäßig hohe Beiträge zahlen mußten. Der König befahl, daß den Crossener Abgebrannten aus der Feuerkasse 70,000 Thaler gegeben würden. Die Zahlung erfolgte nicht, und die Crossener, welche mit ihren Vorstellungen deshalb grob abgewiesen wurden, wendeten sich an den Kronprinzen, auf dessen Betrieb eine Untersuchung eingeleitet wurde. Man fand die Feuerkasse leer, die Gelder waren für die Bedürfnisse des Hofes ausgegeben. Wittgenstein wurde verhaftet und nach Spandau abgeführt, ohne daß man ihm nachwies, daß er die fehlenden Summen in seinen eigenen Nutzen verwendet hätte. Zu seinem Fall scheint auch der Umstand beigetragen zu haben, daß er es war, der dem Könige gerathen hatte, die dritte Ehe mit der Prinzessin von Mecklenburg einzugehen, die ihm die letzten Jahre seines Lebens in höchstem Grade verbitterte.

Mit Wittgenstein's Verhaftung begann das Fundament zu wanken, auf dem das Gebäude der Wartenberg'schen Allmacht errichtet war. — Der Kronprinz

hatte mit Hilfe von zwei Brüdern v. Kameke [1]) bewirkt, daß dem ſchwachen Monarchen endlich die Augen darüber geöffnet wurden, wie verhaßt ſein Günſtling beim Volke ſei. Deſſenungeachtet liebte er denſelben perſönlich ſo ſehr, daß Wartenberg's Feinde ſich begnügen mußten, die Entfernung des Miniſters von den Geſchäften zu erlangen, obgleich man ihn gern mit derſelben Grauſamkeit behandelt hätte, wie einſt ſeinen Vorgänger Dankelmann. — Wartenberg empfing die Andeutung, daß er ſeinen Abſchied verlangen möge, und war klug genug, dieſem Winke zu gehorchen. Perſönlich ſagte der König ihm unter vielen Thränen Lebewohl und beſchenkte ihn noch zum Andenken mit einem koſtbaren Ringe, den er vom Finger zog. Man geſtattete ihm mit ſeiner Gemahlin ſich zuerſt auf ſeine Güter, und dann mit ihren viele Millionen betragenden Schätzen nach Frankfurt am Main zurückzuziehen, wo ihm eine jährliche Penſion von 24,000 Thalern ausgezahlt wurde, welche nach ſeinem Tode auf die Gräfin übergehen ſollte. Friedrich wollte ihn ſpäter zu ſich zurück-

[1]) Mit dem Einen dieſer Brüder pflegte der König nach Tiſche Schach zu ſpielen. Kameke verſtand es, die Partie immer auf geſchickte Weiſe zu verlieren, und den König, der auf ſein Schachſpiel eben ſo eitel war wie auf alles Andere, in die beſte Laune zu verſetzen. In ſolchen Augenblicken brachte er dann die Anſchuldigungen gegen die Wartenberg'ſche Partei zu den Ohren des Königs. So erzählt Pöllnitz.

rufen, wenn er seine Frau in Frankfurt zurückließe. Wartenberg lehnte das aber weislich ab, indem er von der Unsicherheit der Günstlingsstellung an sich und Anderen genugsame Erfahrung gemacht hatte, denn er selbst sowohl wie Wittgenstein und vor ihm Dankelmann, und außerdem eine große Anzahl von untergeordneten Personen hatten plötzlich ihre Stellen verloren und waren zum Theil in die Gefängnisse gewandert, ohne daß man eigentliche Verbrechen ihnen nachgewiesen hätte. Die gesammte Staatswirthschaft war ein so sehr von willkürlichen Launen und Einfällen abhängiges Getriebe, daß bei einer regelmäßig geführten Untersuchung gegen die einzelnen Glieder derselben Alle so ziemlich in gleichem Maße schuldig oder unschuldig befunden worden wären.

Wartenberg starb bereits fünfviertel Jahre nach seinem Sturze im März 1712, neunundsechszig Jahr alt, zu Frankfurt am Main. Der König ließ seine Leiche nach Berlin bringen und mit großer Feierlichkeit daselbst begraben. Von einem Fenster des Schlosses aus sah er weinend dem Zuge nach.

Die Gräfin begab sich nach Paris und führte daselbst ein ausschweifendes und anstößiges Leben. Später siedelte sie nach Holland über und starb 1734 im Haag.

Wittgenstein wurde nach halbjähriger Haft entlassen, mußte aber eine hohe Geldstrafe erlegen und

außer Landes gehen. Er endete sein Leben 1735 in kurpfälzischen Diensten.

Mit Wartenberg und Wittgenstein hatte als Dritter im Bunde der Graf Wartensleben, welcher 1702 in preußische Dienste trat und zum Feldmarschall, wirklichen geheimen Kriegsrath und Statthalter von Berlin ernannt wurde, sich in die Gunst des Königs und in die den Unterthanen abgepreßten Summen getheilt. Das Volk nannte diese Drei nur die drei großen Weh! Wartensleben blieb nach dem Fall der beiden andern zwar noch an der Spitze der Armee, verlor aber den Einfluß, den er auf die Staatsverwaltung gehabt hatte, und die Günstlingswirthschaft nahm ein Ende. Der Kronprinz gewann in den letzten Lebensjahren seines Vaters größeren Einfluß auf denselben und bemühte sich nicht ohne Erfolg, dem verschwenderischen Treiben bei Hofe einigermaßen Einhalt zu thun.

Wenn man bedenkt, daß Wartenberg und seine Helfershelfer das Land jahrelang so behandelten, wie ein gewissenloser Pächter den ihm anvertrauten Acker, den er entkräftet, um ohne Rücksicht auf den Ruin des Gutes für den Augenblick die größtmöglichste Ernte zu erzielen, so muß man erstaunen, noch hin und wieder von guten und nützlichen Einrichtungen zu hören, die auf verschiedenen Gebieten der Staatswirthschaft dennoch unter dieser Regierung entstehen konnten. Es ist das lediglich der Tüchtigkeit und dem gewissenhaften

Fleiße der Beamten zu danken, welche der große Kurfürst heranzubilden verstand, und die unter dem verwerflichen Regimente der Favoriten, an unscheinbarer Stelle still und besonnen auf dem Wege der Pflicht fortwandelten, unbeirrt von den Ränken und Schlechtigkeiten, die in den höheren Regionen an der Tagesordnung waren. Diese Männer, fast alle von bürgerlicher Herkunft, überließen dem Adel das Hofschranzenthum und die Palastintriguen, während ihnen das Bewußtsein genügte, nach besten Kräften für das Wohl des Landes zu arbeiten.

Als Repräsentant dieser hochachtbaren Klasse von Staatsdienern kann der Minister Ilgen genannt werden, welcher unter Wartenberg die auswärtigen Angelegenheiten und die Domainensachen mit so viel Fleiß und Einsicht bearbeitete, daß er zu den wenigen Beamten Friedrich's gehörte, welche dessen Sohn in seinen Diensten behielt. Von ihm und seinesgleichen wurden dann wieder eine Anzahl ehrenwerther und tüchtiger Arbeiter gebildet, als die Pflanzschule der preußischen Staatsdiener, welche in der Folgezeit die Verwaltung des Landes mit unvergleichlicher Treue und Gewissenhaftigkeit geführt haben, und auf die der preußische Staat noch heute mit gerechtem Stolze sein Vertrauen setzt.

Zweites Kapitel.

Die preußische Königskrone.

Wir gehen nunmehr zu der Angelegenheit über, welche den Kurfürsten während der ersten Hälfte seiner Regierung fast ausschließlich beschäftigte und seine Seele so ganz erfüllte, daß alles Andere dagegen in den Hintergrund trat. Er wollte die Königskrone auf sein Haupt setzen.

Man hat viel über die Beweggründe gestritten, welche dabei die herrschenden gewesen sind.

Einige Schriftsteller geben als Hauptveranlassung die Verletzung der Eitelkeit an, welche Friedrich erfuhr, als bei einer Zusammenkunft mit dem neuen Könige Wilhelm von England ihm neben dem Lehnsessel dieses Monarchen nur ein gewöhnlicher Stuhl gestellt wurde. Zwar habe er sich bei Gelegenheit des Gegenbesuches, den Wilhelm ihm abstattete, einige Genugthuung dadurch verschafft, daß auch er seinerseits sich nun eines Sessels mit ausgezeichnet schöner Lehne bediente, allein es sei dennoch in der Seele des Kurfürsten ein Stachel zurückgeblieben, der ihm keine Ruhe gelassen.

Ganz im Gegensatz zu so kleinlicher Herleitung verweisen Andere auf tiefgehende, politische Betrachtungen und auf die Vorahnungen künftiger Größe des hohenzollern'schen Hauses, welche von Kindheit auf bei

Friedrich erweckt worden, als die Poeten aus dem Namen seiner Geburtsstadt Königsberg prophezeiten, daß einst eine Königskrone den Lockenbau zieren sollte, mit dem er Haupt und Schulter zu umhüllen liebte [1]).

Noch Andere finden es sehr natürlich, daß zu einer Zeit, wo der Statthalter der Niederlande den Thron von England bestieg, wo der Kurfürst von Sachsen sich zum König von Polen erwählen ließ, in Schweden ein Prinz aus dem Wittelsbach'schen Hause regierte, und für Hannover durch das englische Thronfolgegesetz sich die Aussicht auf eine dreifache Königskrone eröffnete, es fast selbstverständlich war, daß auch der Sohn und Erbe des großen Kurfürsten keinem anderen deutschen Fürsten im Range nachstehen durfte.

Will man das Richtige treffen, so muß man hier, wie bei allen folgenschweren Thatsachen in der Geschichte, stets die persönlichen Beweggründe des Handelnden von den Erfolgen trennen, welche aus denselben hervorgegangen sind. Da wird man in Anbetracht von Friedrich's Charakter nicht irren, wenn man seine persönliche Eitelkeit für den Sporn erklärt, welcher ihn zu unermüdlicher Verfolgung seines Lieblingswunsches antrieb. Die Befriedigung, die es ihm gewähren mußte,

1) Nascitur in Regio Fridericus monte, quid istuc?
Praedicunt Musae, Rex Fridericus erit.
In Königsberg ist Friederich geboren,
Weil das Geschick zum König ihn erkoren.

künftig über Vielen zu stehen, die vormals seines Gleichen waren, und der Gedanke an die prachtvollen Festzüge, zu welchen eine Krönung Anlaß gab, reichten vollständig hin, um einen Geist auszufüllen, den Friedrich der Große mit den Worten kennzeichnet: Er war groß in Kleinigkeiten und klein in großen Dingen, — und ebenso wird man dem ferneren Ausspruch dieses großen Königs beistimmen, daß man stets irre geht, so oft man die Beweggründe zu den Handlungen eines Menschen anderswo sucht, als in dessen Leidenschaften und Neigungen. Wenn aber derselbe erlauchte Geschichtsschreiber hinzufügt, Friedrich habe die Krone für seine Nachfolger erworben, als wollte er ihnen zurufen: „Hier habt Ihr den Königstitel, macht Euch desselben würdig! Ich habe den Grundstein zu Eurer Größe gelegt, führt nun selbst das Gebäude auf!" so ist eine solche Betrachtungsweise wohl seines großen Enkels würdig, aber nicht hervorgegangen aus dem beschränkten Geiste des ersten Königs von Preußen.

In welchem Augenblick Kurfürst Friedrich zuerst den Gedanken gefaßt hat, die Königswürde an sein Haus zu bringen, läßt sich nicht genau angeben. Wenn man indessen sich erinnert, wie er von Jugend auf für alles Glänzende und Prachtvolle das lebhafteste Interesse zeigte und schon als Knabe bei der Stiftung seines Ordens eine für ein so zartes Alter höchst wunderliche Befriedigung darin fand, sich mit weltlichem und

geiſtlichem Gepränge zu umgeben und die Formen deſſelben in gewiſſenhafter Pünktlichkeit zu beobachten, ſo wird der Wunſch nach Rangerhöhung in dem Kurprinzen ſicherlich ſchon bei Lebzeiten ſeines Vaters in ihm erwacht ſein, um ſo mehr als der Glanz, welchen die Waffenthaten und die politiſchen Erfolge des großen Kurfürſten um den Berliner Hof verbreiteten, gar wohl für einen mächtigen König angemeſſen ſchien.

Nach dem Antritt der eigenen Regierung war alsdann Friedrich von einer Schaar von Schmeichlern umgeben, welche ihm unabläſſig vorſagten, daß er berufen ſei, die Großthaten des Vaters noch zu übertreffen und den Ruhm deſſelben zu überflügeln. Sie ſangen das in ihren Verſen und prägten es auf die Münzen zu ſeiner Ehre [1]). Allein die Selbſtverblendung hatte bei dem eitlen Sohne des Helden dennoch nicht eine ſolche Höhe erreicht, daß er ſich eingebildet hätte, durch ſeine Thaten im Felde und im Kabinette den großen Kurfürſten zu übertreffen, und indem er

---

1) Die Münze auf die Belagerung von Bonn iſt oben erwähnt. Außerdem trägt z. B. die Nr. 49 bei Günther abgebildete die ovidiſchen Verſe:

natique videns benefacta fatetur
esse suis majora et vinci gaudet ab illo.

Der Vater iſt glücklich, ſich durch des Sohnes Heldenthaten übertroffen zu ſehen.

also auf ein anderes Mittel denken mußte, sich berühmt zu machen, bot sich die Erlangung der aus so vielen Gründen erwünschten Königskrone als ein Mittel dar, das kurfürstliche Haus auf eine von seinem Vater nicht erreichte Höhe zu erheben.

So kamen von allen Seiten innere und äußere Gründe zusammen, um für Preußen eine Rangstellung unter den europäischen Fürsten zu erwerben, welche es im Laufe der Zeit mit Nothwendigkeit einzunehmen berufen war, und dieser geschichtlichen Nothwendigkeit gegenüber erscheinen die äußeren Veranlassungen, welche das Eintreten des Ereignisses gerade in dem gegebenen Augenblicke bewirkten, sehr geringfügig.

Der Protestantismus konnte sich dem mächtigen, von jesuitischen Einflüssen geleiteten Oesterreich gegenüber nur behaupten, wenn ein kräftiger protestantischer Staat ebenbürtig neben die Habsburger trat, und Brandenburg war vorzüglich, ja ausschließlich zu solcher Stellung berufen, seitdem der Kurfürst von Sachsen die katholische Religion angenommen und das Haus Braunschweig den Schwerpunkt seiner Macht und seines Einflusses nach England verlegt hatte. Vielleicht wäre es für das preußische Volk und für das hohenzollern'sche Haus ehrenvoller gewesen, wenn vierzig Jahre später Friedrich der Große nach dem ersten schlesischen Kriege die Anerkennung seines Königstitels von Oesterreich als Friedensbedingung mit dem Schwerdte in der

Hand verlangt und erhalten hätte, als daß Kurfürst Friedrich III. durch lange fortgesponnene Intriguen und Bestechungen und durch größte Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des Kaisers in die Lage kam, sich die heißersehnte Krone aufzusetzen; allein wir können uns damit begnügen, daß sein großer Enkel einer Welt von Feinden gegenüber bewiesen hat, wie Preußen durch eigene Kraft sich als Königreich zu behaupten vermag, um dereinst seine große geschichtliche Aufgabe zu erfüllen.

Die Schwierigkeiten, welche sich dem Ehrgeiz des Kurfürsten entgegenstellten, erforderten zunächst die größte Geheimhaltung der ganzen Angelegenheit, und in der That scheint außer dem Kurfürsten selbst, nur Dankelmann von den vorbereitenden Schritten gewußt zu haben. Die übrigen Mitglieder des geheimen Staatsraths waren so unbekannt mit den Absichten ihres Herrn, daß unter den albernen Anklagepunkten, welche man im Jahre 1698 zusammen suchte, um den Sturz des Ministers nachträglich zu rechtfertigen, sich auch der befand: Er habe den Kurfürsten bereden wollen, nach der Königswürde zu streben, „was doch eine pure Unmöglichkeit gewesen."

Der Kaiser und die Republik Polen hatten vor Allen gerechten Grund, sich dem Wunsche Friedrich's III. zu widersetzen, und auch die übrigen Staaten, namentlich die deutschen, folgten dem Antriebe der Eifersucht,

welche keinem anderen Staate irgend eine Macht- oder Rangerhöhung gönnen mag.

Polen hatte noch nicht den Verluſt des Hoheitsverhältniſſes verſchmerzt, in welchem es früher zum Herzogthum Preußen geſtanden, und die Art und Weiſe, wie der große Kurfürſt die Souverainetät an ſich gebracht, war in den Augen der Republik ein doppelter Verrath gegen Schweden und Polen. Auch blieb in dem vorbehaltenen Rückfallsrecht für den Ausſterbefall des hohenzollern'ſchen Mannsſtammes noch ein ſchwaches Band übrig, welches an den Zuſammenhaug mit Preußen erinnerte, und an welches man gelegentlich auf eine oder die andere Weiſe anzuknüpfen hoffte. Die Polen hatten außerdem nicht vergeſſen, wie durch die Vermählung des Markgrafen Ludwig mit der Prinzeſſin Radzivil die Erbſchaft dieſer Dame dem Vaterlande entzogen worden, und nun kamen noch die alten Streitigkeiten über den Pfandbeſitz von Elbing dazu. In Warſchau war man, wie es ſcheint, bereits 1690 von den hochſtrebenden Plänen des Kurfürſten unterrichtet und ſuchte denſelben am öſterreichiſchen Hofe entgegenzuarbeiten. Deſto eifriger bemühte man ſich brandenburgiſcherſeits um die Gunſt des Kaiſers, deſſen Wünſchen man auf jede Weiſe entgegenkam, wie denn die perſönliche Theilnahme Friedrich's an dem rheiniſchen Feldzuge gegen Frankreich zum Theil auf dieſe Rechnung zu ſchreiben iſt.

Man ſollte glauben, daß der Kaiſer durch keine noch ſo gewichtigen Dienſte Brandenburgs ſich bewegen laſſen durfte, zu der Vergrößerung einer ſelbſtſtändigen proteſtantiſchen Macht im Norden von Deutſchland mitzuwirken, weil es ihm nicht entgehen konnte, daß der Baum der Freiheit und Unabhängigkeit, welcher in Preußen aufgegangen, ſeine Wurzeln gar bald in die Spalten und Klüfte des morſchgewordenen deutſchen Reiches hineintreiben und den alten Bau vollends zerſprengen müßte. Allein auf der anderen Seite war es ebenſo klar, daß dieſer Bau einer gründlichen Ausbeſſerung und Wiederherſtellung nicht mehr fähig war, und daß man bei dem vorherzuſehenden Einſturz diejenige Maßregel ergreifen müßte, welche für die zurückbleibenden Bewohner das größte Maß von Schutz und Sicherheit gewährten.

Nach dem weſtphäliſchen Frieden hatten ſich die deutſchen Fürſten faſt vollſtändig ſouverain gemacht, und durch das Recht, welches ſie erhalten, mit fremden Staaten Bündniſſe zu ſchließen und Kriege zu führen, wurden die Intereſſen der Einzelnen mehr und mehr dem Reiche entfremdet. Das Haus Oeſterreich hatte ſich ſchon längſt faſt allen Reichsverpflichtungen entzogen und die Laſt derſelben auf die ſogenannten Zahlkreiſe abgewälzt. Brandenburg benutzte ſeine preußiſche Souverainetät dazu, um durch Berufung auf dieſelbe alles Dasjenige zu rechtfertigen, was ihm als Reichsſtand

nicht geſtattet wäre. Sachſen kam ſeit Erwerbung der polniſchen Königskrone in eine ganz ähnliche Lage, und Auguſt der Starke trug zu der allgemeinen Verwirrung aller Rechtsverhältniſſe nicht wenig dadurch bei, daß er, das Haupt der evangeliſchen Reichskörperſchaft, aus perſönlichem Ehrgeiz und aus politiſchen Rückſichten zum katholiſchen Bekenntniſſe übertrat.

Aber auch ohne dieſe, von den größeren Fürſten herrührenden Störungen war an eine gedeihliche Entwickelung der deutſchen Verhältniſſe nicht zu denken. Der ſchleppende Gang der Reichstagsverhandlungen, die ungefüge Zuſammenſetzung des Reichstages aus vielen Hunderten von kleinen Souverainetäten, welche oft Monate lang durch die erbärmlichſten Etiquettefragen an jeder Verhandlung gehindert wurden, und deren Beſchlüſſe, wenn ſie endlich zu Stande gekommen, zuletzt dennoch erfolglos blieben, endlich die zum allgemeinen Geſpött gewordene Trägheit und Beſtechlichkeit der Reichsgerichte machten eine eigentliche Regierung im Innern unmöglich, und viel jämmerlicher ſtand es noch um die Wehrkraft des Reiches nach außen. Ludwig des XIV. Raubkriege hatten zur Genüge gezeigt, wie ſchutzlos die Reichsſtände fremder Willkür preis gegeben waren. Durfte der Feind doch mitten im Frieden das mächtigſte Bollwerk der deutſchen Grenze, die uralte Reichsfeſte Straßburg, ſich zueignen, ohne daß das Reich auch nur einen Verſuch gemacht hätte,

ihm dieselbe wieder zu entreißen. Eine Reichsarmee gab es in Friedenszeiten überhaupt nicht, und nur im Falle des Krieges sollte dieselbe aus den Contingenten der einzelnen Fürsten zusammengesetzt werden. Das geschah denn fast immer in einer Art und Weise, welche nicht nur den Feinden, sondern den Deutschen selbst zum Gespött diente. Es fehlte an den ersten Bedingungen, welche das Zusammenwirken einer Armee möglich machten. Von Gleichartigkeit der Ausrüstung oder Uebereinstimmung des Calibers der Geschütze war keine Rede. Die kleinen Contingente erschienen in buntscheckiger Abenteuerlichkeit. Manche ritterschaftlichen Gebiete hatten gemeinschaftlich einen Offizier auszurüsten oder ein paar einzelne Soldaten zu stellen, und wenn endlich die Armee, gewöhnlich weit unter der ausgeschriebenen Zahl, versammelt war, so lähmte die Zwietracht der Befehlshaber und der Generale jede Wirksamkeit.

Oesterreich, Brandenburg und Sachsen waren es hauptsächlich, welche seit dem westphälischen Frieden einigermaßen erhebliche Truppenmassen auf die Beine bringen konnten. In den übrigen Ländern hing es von der persönlichen kriegerischen Neigung des jedesmaligen Regenten ab, in wie weit daselbst von Wehrhaftigkeit überhaupt die Rede sein konnte. Zuweilen traten auf diese Weise ganz kleine, selbst geistliche Fürsten, wie der Bischof von Münster, in die vordersten Rei-

hen, — aber Alles in Allem war die Kriegsverfaſſung des Reiches der Art, daß Deutſchland durch dieſelbe ſo gut wie wehrlos gemacht wurde. „Willſt Du die Kriegsverfaſſung des Reiches kennen lernen, ſo lies mein Buch," ſagt der alte Moſer; „präſentirt ſie ſich darin von keiner vortheilhaften Seite', was kann ich dafür!"

So im Innern und nach außen gelähmt bewegte ſich das einſt ſo mächtige Reich zwar noch, dem Geſetze der Schwere folgend, auf dem alten Geleiſe weiter, aber die ungeordnete Maſſe entbehrte des organiſchen Zuſammenhanges, und es nahte die Zeit, wo ſie ſich in Atome auflöſen ſollte, die dann, demſelben Geſetz der Schwere folgend, ſich an die größten der unverſehrt gebliebenen Stücke anſchließend, mit ihnen vereinigt neue, ſelbſtſtändige Körper bildeten, deren Bahnen alsdann, eigenen Richtungen folgend, weit auseinander liefen.

Der große Riß durch die Einheit des Reiches nicht minder als durch die Einheit der Kirche war mit der Reformation geſchehen, eine Ahnung hereinbrechenden Zerfalls erfüllte ſchon ſeit dem 16. Jahrhundert die Gemüther und ſprach ſich in unzähligen, theils wehmüthigen, theils zornig ſpöttiſchen Flugſchriften aus. Der Zerſetzungsprozeß ging langſam, aber ſtetig vorwärts. Von dem abſterbenden Reichskörper bröckelten durch die Türken im Oſten, durch die Franzoſen im Weſten und durch die Schweden im Norden einzelne

Theile los. Daß das Reich noch ein Mal als ein mächtiges Ganzes sich aufraffen werde, darauf hoffte Niemand im Ernste; denn dazu hätte es entweder einer vollständigen Versöhnung und Verschmelzung der religiösen Parteien oder der vollständigen Unterwerfung der einen unter die andere bedurft, was Beides gleich unmöglich war. Wenn also überhaupt noch ein Mal ein kräftiges Leben innerhalb Deutschlands erwachen sollte, so konnte es nur ein Doppelleben sein, sich entwickelnd von einem protestantischen und einem katholischen Schwerpunkte aus, in welchem Kraft genug vereinigt war, um die kleineren auseinanderstrebenden Gewalten wie Nebenplaneten in ihr System zu zwingen.

Daß der eine dieser bestimmenden Schwerpunkte in Brandenburg liege, war seit dem Auftreten des großen Kurfürsten nicht mehr zweifelhaft. Der Kaiser mußte wissen, daß er in den Hohenzollern einen ebenbürtigen Gegner des österreichischen Hauses groß zog, wenn er ihnen den Königstitel zuerkannte. Prinz Eugen war deshalb wohl berechtigt zu erklären, daß die Minister gehängt zu werden verdienten, welche den Kaiser für die preußischen Wünsche zu stimmen suchten, — allein das konnte den Lauf der Begebenheiten nicht aufhalten, und jene kaiserlichen Minister wurden eben so wenig gehängt, wie viele andere Minister vor und nach ihnen, die es noch mehr verdient hätten.

Welches der eigentliche Gang der in Wien geführten Unterhandlungen über die Anerkennung der preußischen Königskrone gewesen, das wird sich im Einzelnen erst dann übersehen lassen, wenn der Inhalt der aus zwanzig Foliobänden bestehenden Krönungsakten des Berliner Archivs nicht mehr geheim gehalten wird [1]).

Kurfürst Friedrich fand Anfangs bei seinen Planen im eigenen Lande mehr Widerspruch als Unterstützung. Seine Minister, mit Ausnahme von Wartenberg, waren gegen die Rangerhöhung eingenommen, nicht nur weil sie unübersteigliche Hindernisse auf Seiten von Oesterreich und Polen fürchteten, sondern auch, weil sie vorhersahen, wie die Verschwendung des Hofes, welche schon jetzt alles Maß überstieg, alsdann dem Lande Lasten aufbürden müßte, welche dasselbe zu tragen außer Stande wäre. Hatte doch der Kurfürst bereits in einem Jahre für goldene und silberne Tressen zu den Hoflivreen 42,000 Thaler ausgegeben!

Friedrich hörte die ihm gemachten Einwendungen sehr ungern und bemühte sich, dieselben in einem eigen-

---

1) Der bekannte Friedrich Nicolai erhielt durch den Minister Hertzberg am Ende des vorigen Jahrhunderts Einsicht in diese Akten, um eine Krönungsgeschichte zu schreiben. Er getraute sich jedoch nicht, ein solches Werk zu unternehmen, und machte nicht einmal Auszüge aus den Akten, sondern theilte nur aus dem Gedächtnisse verschiedene Notizen mit, die sich im Novemberheft der Biester'schen Monatschrift von 1799 befinden. —

händig von ihm geschriebenen (wenn auch nicht verfaßten) Aufsatze zu widerlegen, in welchem er[1]) ruhigen und bescheidenen Tones auf die Vortheile hinwies, welche die Königswürde seinen Staaten bringen würde.

Man ging nunmehr eifrig an die Erreichung des gewünschten Zieles, und die brandenburgischen Gesandten in Wien wurden angewiesen, den Kaiser zur Einwilligung in die Rangerhöhung zu bewegen. Das war nicht so leicht, denn die österreichischen Minister erklärten, daß sie sich nicht getrauten das Verlangen des Kurfürsten bei der allerhöchsten Person des Kaisers auch nur zur Sprache zu bringen. Nun versuchte man es nach damals landesüblicher Weise mit Bestechungen und zwar in so großartigem Maßstabe, daß Pöllnitz von sechs Millionen spricht[2]), allein die Sache wollte dessenungeachtet nicht recht vorwärts gehen.

Die Katholiken, welche niemals eine Gelegenheit ungenützt lassen, wo mittelbar oder unmittelbar die Machtstellung ihrer Kirche mit in Frage kommt, scheinen sich von diesem Gesichtspunkte aus in die preußische Krönungssache mit eingemischt zu haben. Man versuchte den Kurfürsten davon zu überzeugen, daß der Papst eigentlich allein die Macht habe Könige zu ernennen,

---

1) Nicolai l. c. p. 344.

2) Der böhmische Hofkanzler Graf Kinsky soll die ihm angebotenen 200,000 Gulden geradezu ausgeschlagen haben.

und daß ohne päpstliche Anerkennung die Krone niemals in ihrem vollen Glanze strahlen könnte. Man glaubte seine Eitelkeit würde zur Erreichung eines solchen Zieles kein Mittel scheuen, und der Kurfürst könnte sich vielleicht ebensogut wie August der Starke bekehren lassen. Außerdem rechnete man auf seine Gemahlin, welche im Rufe stand über die confessionellen Streitigkeiten soweit erhaben zu sein, daß es ihr nicht darauf ankommen würde, um eines großen Zweckes willen das Bekenntniß zu wechseln, um so mehr als ihr gelehrter Freund und Rathgeber Leibnitz für eine Vereinigung aller Confessionen thätig war und sogar mit philosophischen Gründen die Vernünftigkeit vieler katholischen Hauptglaubenssätze nachzuweisen unternommen hatte.

Der Hauptagent dieser katholischen Partei war der dem sächsisch-polnischen Hofe sehr nahe stehende Jesuit Vota [1]), und eine von ihm ausgearbeitete Denkschrift verfolgt sehr geschickt zugleich noch ein anderes im polnischen Interesse liegendes Ziel, indem dem Kurfürsten vorgeschlagen wird, sich nicht König von Preußen, sondern König der Wenden zu nennen, weil die Polen sich

1) Nicolai l. c. 345. Stenzel p. 89. — Sein Einfluß auf den König von Polen war sehr groß, und fremde Fürsten, die in Warschau etwas durchsetzen wollten, wendeten sich an ihn. Ein merkwürdiger, von Leibnitz im Namen des Kurfürsten von Hannover abgefaßter Brief an ihn, bei Feder, Sophie von Hannover p. 247 zeigt, wie hoch man Vota's Gewalt über den König anschlug.

nie dazu verstehen würden, ihr Lehnsland Preußen nun gar als selbstständiges Königthum dieses Namens anzuerkennen. Auf solche Weise hoffte man zwischen Brandenburg und den Königen von Dänemark und Schweden, welche ebenfalls den Titel „Fürst der Wenden" führten, Eifersucht zu erregen, und in Folge dessen den Kurfürsten auf die polnische Seite zu ziehen. — Allein die Jesuiten hatten sich diesmal doppelt verrechnet, weil sie vergessen, daß die einzige starke Seite in dem sonst so schwachen Charakter Friedrich's III. sein unerschütterliches Festhalten an dem reformirten Glaubensbekenntnisse bildete, und daß ein Sohn des großen Kurfürsten, sei er dem Vater im Uebrigen auch noch so unähnlich, doch niemals um irgend eines weltlichen Vortheils willen bewogen werden könnte, katholisch zu werden. Ferner aber wollte der Kurfürst sich selbst aus eigener Machtvollkommenheit zum Könige machen und nur die Anerkennung des Kaisers erwerben, nicht aber sich die angestrebte Würde aus dritter Hand, sei es vom Papst oder vom Kaiser, übertragen lassen. Auch die vorgeschlagene Bezeichnung: König der Wenden hatte keinen Reiz, und die Verwickelungen, welche die Annahme dieses Titels zur Folge haben konnte, lagen zu klar am Tage.

Die Frage, ob der Beherrscher eines unabhängigen Landes das Recht habe, nach seinem Belieben sich einen höheren Titel beizulegen, wurde, sobald Friedrich's Ab-

ſichten in weiteren Kreiſen laut geworden, vielfach in weitläufigen Streitſchriften behandelt [1]), und es ergab ſich die ganz einfache und praktiſche Antwort, daß Alles darauf ankomme, ob der betreffende Fürſt mächtig genug ſei, von den übrigen Fürſten die Anerkennung ſeiner Anſprüche allenfalls mit Gewalt zu erzwingen. — Nun hatte der große Kurfürſt bewieſen, welches Gewicht er durch ſeine Armee in die Schale der Partei zu werfen vermochte, auf deren Seite er hinübertrat, und die Machtſtellung erſchien als eine faſt königliche, allein die Reichsſtandſchaft des brandenburgiſchen Kurfürſten machte des Kaiſers Einwilligung dennoch zur unabweislichen Nothwendigkeit, und man mußte ſich auf alle Weiſe bemühen deſſen Zuſtimmung zu erhalten.

Dies gelang denn endlich nach jahrelangen, fruchtloſen Bemühungen durch einen jener ſeltſamen Zufälle, die gar oft bei großen entſcheidenden Gelegenheiten mitſpielen und ſcheinbar den Ausſchlag geben, während in Wahrheit ſo kleinliche Dinge wohl zuweilen die äußere Veranlaſſung, niemals aber die wirkliche Urſache der Entſcheidung abgeben können, gerade ſo wie es nicht der Eine Tropfen iſt, der das Gefäß überlaufen macht, ſondern die Menge der ſchon vorhandenen Flüſſigkeit, mit welcher es bereits gefüllt war.

---

[1]) Es bildete ſich darüber eine eigene kleine Literatur. Leibnitz hat in Auszügen das dahin Gehörige zuſammengeſtellt und beurtheilt.

Der Zufall, der diesmal entscheidend wurde, bestand in Folgendem. Der brandenburgische Gesandte Graf Dankelmann, ein Bruder des Ministers, war durch die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen veranlaßt, seine Abberufung dringend zu wünschen. Er reiste deshalb nach Berlin und ließ den Legationsrath von Bartholdy zur Besorgung der Geschäfte zurück. Dieser gewann gar bald die Ueberzeugung, daß die Personen, an welche er wegen der Krönungsverhandlungen gewiesen war, nicht im Entferntesten den guten Willen hatten die Absichten des Kurfürsten zu fördern. Er schrieb deshalb mit Chiffern nach Berlin, daß der einzige noch übrige Weg zu sein scheine, wenn 24 (der Kurfürst) eigenhändig an 110 (den Kaiser) schreiben wollte. Die 110 war etwas undeutlich geschrieben und man las in Berlin 116, welche Zahl einen Pater Wolf bezeichnete, der früher Gesandtschaftsprediger bei der kaiserlichen Legation in Berlin gewesen war [1]). Wirklich schrieb der Kurfürst nun eigenhändig an diesen Jesuiten und bat ihn, durch seinen Einfluß den Kaiser günstig zu stimmen. — Das hatte eine überraschende Wirkung. Der ganze Jesuitenorden, welcher den Kaiser vollständig in Händen hatte, fand sich durch die Anerkennung seiner Macht geschmeichelt, und die Angelegenheit bekam plötzlich eine andere

1) Nicolai a. a. O. 338. Wolf war aus Westphalen und ein geborener Unterthan des Kurfürsten.

Wendung. Auch hatte jener Zufall sich in einem Zeitpunkt ereignet, der mit der schlauesten Berechnung nicht klüger hätte gewählt werden können. Der Tod des schwachen und kranken Königs Carl II. wurde täglich erwartet und mußte einen Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich zur Folge haben. Dadurch erhielt der Kurfürst von Brandenburg mit seinem wohlgerüsteten Heere eine doppelt große Bedeutung, und die Partei, welche den Beistand desselben zu gewinnen vermochte, hatte die größten Aussichten auf glücklichen Erfolg. Man rechnete darauf, daß Kurfürst Friedrich zu großen Opfern bereit sein würde, um endlich die Frucht zu pflücken, welche durch die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, täglich größeren Reiz für ihn erhielt.

Am $\frac{21.\ \text{Oktbr.}}{1.\ \text{Novbr.}}$ 1700 starb König Carl II., der letzte der spanischen Habsburger, und schon am 6/16. November ward der preußische Kronenvertrag abgeschlossen, dessen Bedingungen nur zu deutlich beweisen, wie sehr der Wiener Hof bei diesen Unterhandlungen seinen Vortheil wahrzunehmen verstanden [1]). Denn der Kurfürst verspricht in demselben nicht nur, das zwischen dem

[1]) Dieser sogenannte Kronenvertrag ist u. a. abgedruckt in dem Urkundenbuche zum I. Bande von Förster's Höfen und Cabinetten. Daß Förster bei Herausgabe des Textes nicht als Entdecker auftreten wollte, beweist sein 1822 in Berlin erschienenes Handbuch der Pr. Geschichte, wo er Rausset's Supplemente zu Dumont citirt. — Stenzel thut ihm also hierin Unrecht.

Kaiſer und dem großen Kurfürſten 1686 geſchloſſene Bündniß zu erneuern, ſondern er verpflichtet ſich auch, in allen Reichsangelegenheiten mit dem Hauſe Oeſterreich zu gehen, ſeine Kurſtimme bei künftigen Kaiſerwahlen nur für dieſes Haus abzugeben, und dahin zu wirken, daß daſſelbe die Kurſtimme für Böhmen, die ſo lange geruht, wieder ausüben dürfe. Bei dem wegen der ſpaniſchen Erbfolge bevorſtehenden Kriege ſollte er dem Kaiſer 8000 Mann Hülfstruppen auf eigene Koſten ausrüſten und zur Beſatzung der Reichsfeſtungen Kehl und Philippsburg je Eine Compagnie ſtellen, auch auf alle an Brandenburg früher nicht gezahlten Hilfsgelder verzichten. Ferner, was für den Kurfürſten wohl das Härteſte war, verſpricht derſelbe, wegen Bedrückung der Proteſtanten durch fremde Fürſten, in ſeinem Lande keine Wiedervergeltung zu üben, wogegen der Kaiſer die niemals ernſt gemeinte und noch weniger erfüllte Verſicherung gab, für Beilegung und Beſeitigung der evangeliſchen Religionsbeſchwerden nach den Beſtimmungen des weſtphäliſchen Friedens zu ſorgen. Auf Grund dieſer Zugeſtändniſſe iſt der Kaiſer bereit, dem Kurfürſten zur Erwerbung des königlichen Titels behülflich zu ſein und demſelben eine ſolche wohlverdiente Dignität beizulegen, und wenn der Kurfürſt dieſer erlangten Approbation zufolge ſich wegen ſeines Herzogthums Preußen zum Könige ausrufen und krönen laſſen werde, ſo wird der Kaiſer auf erlaſſene Anzeige ihn in

und außerhalb des Reiches als König anerkennen, ehren und würdigen, und ihm alle Ehren erzeigen, welche andere europäischen Könige vom kaiserlichen Hofe empfangen, das Alles jedoch ohne Präjudiz für die Krone Polen und das Reich.

Den Polen zu Liebe mußte Friedrich davon abstehen sich König „von" Preußen zu nennen, weil Westpreußen einen Theil der Republik Polen bildete und man Anstoß daran nahm, daß der Titel des neuen Königs gewissermaßen einen Anspruch auf das gesammte Preußen andeutete. Man wählte deshalb die Bezeichnung König „in" Preußen, und Friedrich stellte noch einen besonderen Revers darüber aus, daß die königliche Würde die Rechte Polens nicht beeinträchtigen sollte. So waren nunmehr alle Hindernisse beseitigt, und die Krönung konnte vor sich gehen.

Ein solches Ereigniß wurde in ganz Europa als ein wichtiges und folgenschweres angesehen. Davon geben die damals erschienenen Staatsschriften und Abhandlungen Zeugniß. Namentlich waren die Protestanten erfreut, daß nunmehr ein König unter der Zahl ihrer Kurfürsten sein sollte, welcher den Schaden, den Sachsens Uebertritt zum Katholicismus dem evangelischen Reichskörper zugefügt, reichlich ersetzen konnte. Viel wichtiger noch erschien die Rangerhöhung natürlich dem Kurfürsten selbst, der denn vor allen Dingen beschloß, seine Krönung mit einer nie dagewesenen Pracht zu

begehen, obgleich es keine leichte Aufgabe für Friedrich war, sich nach dieser Richtung hin noch selbst zu übertreffen. Denn die am 31. Mai dieses selbigen Jahres 1700 vollzogene Vermählung seiner Tochter mit dem Erbprinzen von Kassel war mit einer Pracht und einer Verschwendung gefeiert worden, welche Alles was man bis dahin gesehen hatte, weit hinter sich zurückließ. Vier Millionen Thaler soll allein das Brautkleid mit dem Edelsteinbesatz gekostet haben. Fünfhundert verschiedene Gerichte wurden bei Einer Mahlzeit den hohen Herrschaften aufgetragen, während an sechs und achtzig anderen Tafeln die Würdenträger und der Hofstaat speisten. Die Schenktische seufzten unter der Last der goldenen und silbernen Gefäße, Alles strahlte in neuen kostbaren Gewändern. Münzen wurden geprägt und ausgetheilt, und wochenlang waren Aufzüge aller Art, Thierhetzen, Schauspiele, Feuerwerke, Ballets und Maskeraden in ununterbrochener Reihe auf einander gefolgt und hatten sich in den verschiedenen Lustschlössern zu Oranienburg, Rosenthal und Schönhausen wiederholt, bis eine von der Kurfürstin in ihrem neuerbauten Theater zu Charlottenburg veranstaltete italienische Opernaufführung den Beschluß machte. Aber selbst davon noch nicht gesättigt, begleitete der ganze Hof die abreisenden Neuvermählten nach Potsdam und veranstaltete daselbst eine sogenannte „Wirthschaft," wo die

Markgräfinnen Bäuerinnen vorſtellten, und die ganze verkleidete Geſellſchaft an einer Perſpectivtafel [1]) ſpeiſte.

Solche und ähnliche koſtbare Feſtlichkeiten hatten ſich während der ganzen Regierungszeit Friedrich's in faſt ununterbrochener Folge wiederholt, und der Quartband, in welchem der Königsberger Profeſſor Günther das Leben und die Thaten dieſes Fürſten beſchrieben hat, beſteht faſt nur aus der Aufzählung der verſchiedenen Gelegenheiten, bei denen der Hof ſeinen Luxus entfaltete. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß neben den Feierlichkeiten, welche man zur Verherrlichung der Königskrönung erſann, alle jene vorhergegangenen Schauſtellungen wie etwas Gewöhnliches und Alltägliches erſcheinen ſollten.

Kaum hatte man in Berlin die Gewißheit erhalten, daß der Abſchluß des Kronenvertrages geſichert wäre, ſo ſetzte man auch ſofort Goldſchmiede, Maler, Bildhauer, Schneider und Sticker zu Tauſenden an die Arbeit. Couriere flogen nach Paris und Amſterdam, um Sammet und Seide, Edelſteine und Perlen, und beſonders Perrücken zu ungeheuren Preiſen herbeizuſchaffen, „damit doch auch das Ausland an unſerer Freude theilnehme.“ Mit dieſer mehr als naiven Ausrede wollte man es

---

[1]) Günther 121. Was eine Perſpectivtafel bedeute, wird in dem gleichzeitigen Berichte als bekannt vorausgeſetzt.

entſchuldigen, daß ſo enorme Summen Geldes außer Landes geſchickt wurden, was nach damaligen Begriffen für die größte ſtaatswirthſchaftliche Sünde galt. Die Ungeduld des Kurfürſten, nun endlich die langerſehnte Krone auf ſeinem Haupte zu ſehen, war ſo groß, daß er ſchon den 17. December als den Termin zur Abreiſe nach Königsberg beſtimmte, ohne auf die ſtrenge Kälte und die grundloſen Wege Rückſicht zu nehmen.

Der Troß, welcher ſich zu der Feierlichkeit fortbewegen ſollte, war größer als vielleicht jemals irgend ein Zug zu nicht kriegeriſchen Zwecken ſich über weite Landſtrecken bewegt hat. Die Reiſeordnung, ſo wie das ganze peinlich zu beobachtende Ceremoniell ordnete der neue König weſentlich ſelbſt an, „denn in dieſen Dingen war er groß!“

In vier Abtheilungen bewegte ſich der Zug, der außer den vielen Hunderten mitgenommener königlicher Pferde noch 30,000 Vorſpannpferde gebrauchte, um den endloſen Troß fortzuſchaffen, eine Laſt die für den vorſpannpflichtigen Bauernſtand faſt unerſchwinglich war. Auf jeder Station mußten die königlichen Gemächer ſo eingerichtet werden, daß der Monarch überall in ſeinem Schloſſe in Berlin zu ſein glaubte. Schon nach zwölf Tagen traf der neue König mit ſeinem Kronprinzen in Königsberg ein und erwartete die einzelnen Abtheilungen des nacheilenden Gefolges. In der Krönungsſtadt wurden die größten Vorbereitungen

mit ſolchem Eifer getroffen, daß man um die Mitte Januars damit zu Ende ſein, und der Tag der eigentlichen Feierlichkeit auf den 18. deſſelben Monats angeſetzt werden konnte. Man ſuchte ſo viel wie möglich das Ceremoniell der Frankfurter Kaiſerkrönung bis in's Einzelnſte nachzuahmen, und weil der neue König ſich leider nicht von Kurfürſten bedienen laſſen konnte, ſo wurden eine Menge oberer und oberſter Hofämter ernannt, welche die Reichsinſignien tragen, die Speiſen und das Waſchbecken darreichen und Aehnliches verrichten ſollten. Auch ſchuf man zur Verherrlichung des Krönungsgottesdienſtes zwei evangeliſche Biſchöfe, einen lutheriſchen und einen reformirten, die erſt im folgenden Jahre ihre Würde als eine lebenslängliche erhielten.

Am 15. Januar ritten Herolde durch die Straßen und verkündeten unter Trompetenſchall, daß die allweiſe Vorſehung den ſouverainen Herzog von Preußen zum Könige erhoben habe. Am 17. wurde der ſchwarze Adlerorden geſtiftet, als Gegenſtück zu dem weißen Adlerorden der Polen. Den Ordenswahlſpruch suum cuique hatte Friedrich ſelbſt erwählt [1]). Am 18. endlich konnte die Krönung von ſtatten gehen.

Nachdem der König ſich in ſeinem Schlafzimmer

---

1) Das Verzeichniß der erſten Ritter u. A. bei Buchholz IV. 241. und bei Vehſe in dem betreffenden Bande.

den kostbaren Ornat vom Oberkämmerer Wartenberg hatte anlegen lassen, verfügte er sich in den Audienzsaal und setzte sich selbst die Krone auf, ergriff das mit einem unschätzbaren Rubin verzierte Scepter, ein Geschenk Peters des Großen, und schwang es mit der Hand, um anzudeuten, daß er seine Hoheit unabhängig von jeder fremden Macht besitze. Alsdann bewegte der Zug sich, unter Vortragung der Reichsinsignien, in die Gemächer der Königin, wo derselben von der Hand ihres Gemahls ebenfalls eine königliche Krone aufgesetzt wurde. Beide Majestäten ließen sich nunmehr unter dem Thronhimmel auf silbernen Armstühlen nieder und wurden zum ersten Mal von den Ständen und den Collegien mit einer tiefen Verneigung als König und Königin begrüßt. Unter dem Geläute aller Glocken begab sich der Zug auf einer Bahn von Scharlachtuch zur Kirche. Zehn Edelleute trugen den Baldachin über dem Haupte des Königs. Die ganze Procession steht uns in dem auf Sr. Majestät Befehl zur Verherrlichung des Ereignisses gestochenen Kupferwerk noch heut ziemlich lebhaft vor Augen. Daß der König daselbst als hochgewachsener, schlanker Jüngling abgebildet ist, entspricht ganz der, durch die Eitelkeit des Fürsten hervorgerufenen Höflingsschmeichelei. Auf dem hohen Lockenbau seiner Perücke sehen wir die Krone, mit den strahlendsten Diamanten geziert. Hunderttausend Thaler hatte die Agraffe gekostet, welche den

Purpurmantel zusammenhielt, und zehntausend Thaler kostete jeder Knopf an dem Scharlachrocke. In ähnlicher Pracht folgte die Königin, geführt von zwei Markgrafen, des Königs Stiefbrüdern, deren einer galanter Weise auf der Reise, trotz der Winterkälte, seine erlauchte Schwägerin vom Bocke herab kutschirt hatte, mit einem Staatsrocke, großer Perrücke und seidenen Strümpfen angethan.

An dem Portal der Schloßkirche wurden die Majestäten von den beiden neuernannten Bischöfen empfangen. Nach abgehaltener Liturgie salbten dieselben den König und die Königin an Hand und Haupt mit geweihtem Oele, wobei das Ceremoniell so eingerichtet war, daß daraus sich ergebe, wie der König seine neue Würde nicht etwa durch diese Salbung erlange, sondern daß er sie unmittelbar von Gott empfange. — Der König hatte, wie die Besser'sche Krönungsschrift besagt, zu erkennen gegeben, daß er einen ungesalbten König nur für einen gemeinen König halte.

Nach dem Gottesdienste wurde mit größter Pracht und Umständlichkeit das feierliche Krönungsmahl gehalten. Die höchsten Herrschaften speisten von goldenem Geschirr, wobei siebenundzwanzig Kammerjunker aufwarteten. Für den Pöbel war durch die Preisgebung des althergebrachten Krönungsochsen und des Springbrunnens gesorgt, der den rothen und weißen Wein spendete, bei dessen Genuß die Menge für den Augen-

blick vergaß, wie theuer sie diese Herrlichkeiten bezahlen mußte. Feuerwerke, Hetzjagden, allegorische Darstellungen aller Art, unter reichlicher Beimischung der übertriebensten Lobpreisungen, beschlossen die Festlichkeit. Auch eine Amnestie wurde verkündet, die sich aber nicht auf die Beleidiger göttlicher und weltlicher Majestät erstrecken sollte, und an welcher ausdrücklich Dankelmann nicht Theil haben sollte. — Erst am 8. März wurde der Rückzug angetreten, und der König traf am 6. Mai 1701 zu Berlin ein, wo die prachtvollsten Empfangsfeierlichkeiten wiederum seiner warteten. Die Provinzen gratulirten durch Abgeordnete und brachten eine ansehnliche „freiwillige" Kronensteuer dar, die man aber später jährlich von ihnen unfreiwillig von Neuem einforderte.

Wie viele Millionen diese Krönungsfeierlichkeiten verschlungen haben, ist niemals genau veröffentlicht worden. Ihre Wiederholung ist anderthalb Jahrhunderte lang unterblieben.

Die Anerkennung der neuen Königswürde erfolgte alsbald von Seiten des Kaisers, des Czaren Peter und der Könige von Polen, England und Dänemark. Schweden, Frankreich und Spanien hielten mit derselben zurück und Carl XII. erließ sogar eine in sehr starken Ausdrücken abgefaßte Erklärung dagegen, daß der Kaiser sich das Recht anmaße, so von der Faust weg Könige zu machen.

Förmlichen Proteſt erhob der deutſche Ordensmeiſter, dem ſich die Kurfürſten von Bayern und Köln anſchloſſen. Ganz beſonders aber eiferte der Papſt gegen die Rangerhöhung des ketzeriſchen Fürſten, den er in ſeinen amtlichen Kundgebungen ſtets als den Markgrafen von Brandenburg bezeichnete, ein Unfug, dem erſt nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm II. 1787 durch die kategoriſche Erklärung des Miniſters Herzberg ein Ende gemacht wurde. —

Den polniſchen Reichstag hatte Friedrich durch eine am 21. Februar 1701 ausgeſtellte Erklärung beſchwichtigt, wonach die königliche Würde das Recht der Republik Polen nicht beeinträchtigen ſollte[1]).

Daß Friedrich, nunmehr als König Friedrich der Erſte, es ſich vor allen Dingen angelegen ſein ließ, die ſchon früher übermäßige Pracht ſeines Hofes noch höher zu treiben, verſteht ſich von ſelbſt. Die Formen der Etiquette wurden auf's Genaueſte geordnet, und der Zutritt zu der königlichen Perſon wurde für Jeden, der nicht zum Hofſtaate gehörte, auf's Aeußerſte erſchwert, wodurch es für Wartenberg um ſo leichter wurde, ſeinem Herrn die Noth des Volkes zu verbergen.

Da der König außerordentliches Gewicht auf den Geburtsadel legte und verhüten wollte, daß ſich kein ahnenloſer Menſch unbefugter Weiſe in die Umgebung

[1]) Stenzel III. 110. hat die Belagſtellen angeführt.

ſeiner Perſon einſchleiche, ſo wurde 1706 ein Oberherolds-amt errichtet, beſtehend aus einem Oberheroldsmeiſter (Marſchall v. Bieberſtein), fünf Oberheroldsräthen, einem Hiſtoriographen, einem Archivar, einem Protonotar und einem Wappenmaler nebſt den nöthigen Unterbeamten, die jedoch nur kärglich beſoldet und auf die eingehenden Sporteln angewieſen wurden. Doch gelangte dieſe Behörde zu keiner rechten Wirkſamkeit und wurde nach dem Tode des Königs ſofort beſeitigt. Die Geſandtſchaften, welche den Glanz ihres Herrſchers in fremden Ländern zur Anſchauung bringen ſollten, koſteten im Jahr 1712 nicht weniger als 211,079 Thlr. 5 Gr. 3 Pf., wovon freilich die Hälfte allein auf die Utrechter Friedensambaſſade fällt.

In demſelben Jahre beſtand das Küchenperſonal des Königs aus 66 Perſonen, darunter ein Ortolanenfänger. Zu der Reiſedienerſchaft gehörte ein großes Corps von Paukern und Trompetern, die auf achtſpännigen Wagen fortgeſchafft wurden. Sogar ein Reiſecantor fehlte nicht[1]). Nach demſelben Maßſtabe war alles

[1]) Der Kammerdiener, welcher das Raſiren beſorgte, bekam 338 Thaler und Futter für vier Pferde. Er hatte noch zwei Hofbarbiere unter ſich. Dieſer Hofluxus war übrigens keineswegs ein dem preußiſchen Hofe eigenthümlicher. Nach Ludwig des XIV. Beiſpiel hatten alle kleineren Fürſten, gleich den Fröſchen in der Fabel, angefangen ſich aufzublaſen, um ſo groß zu werden wie der franzöſiſche Stier, ſollten ſie auch darüber zerplatzen. Den-

Uebrige eingerichtet[1]). Die Handwerker, welche für den Hof arbeiteten, waren meist Franzosen. Zu seinen Wasserfahrten bediente der König sich einer aus Venedig verschriebenen, kostbaren Gondel mit italienischen Ruderern oder einer holländischen Treckschuite, die von Holländern geführt wurde. —

Die Ordensritter, die Hofbedienten und die verschiedenen Leibgarden zu Roß und zu Fuß prangten in den kostbarsten Kleidungen, und als dies, wie es nicht anders sein konnte, die Nacheiferung des Publikums erweckte und ein unmäßiger Kleiderluxus bis in die untersten Stände drang, da suchte man die alte Luxus- und Kleiderordnung wieder hervor und gab dem Volke zu bedenken, die Ueppigkeit und Verschwendung in der Kleidung und bei Ausrichtung der Gastereien seien

---

noch hätte ein Hohenzoller, dessen Vorfahren und Nachkommen fast ohne Ausnahme gute Wirthe waren, sich nicht von dem bösen Beispiele fortreißen lassen sollen, das z. B. der kaiserliche Hof in Wien gab, wo die Zahl der Dienerschaft so groß war wie eine Armee, wo von den veruntreuten Lebensmitteln der Hofküche die ganze Stadt schmauste, 4000 Gulden z. B. jährlich für Peterfilie in Ansatz kamen und 2 Faß Tokaier zum Einweichen des Brodtes für die Papageien der Kaiserin. Vehse, Oesterreich VI. Dieser Autor wird bei seinen mit so großem Fleiße gesammelten Notizen so lange Glauben verdienen, bis man ihm eine absichtliche Entstellung der Wahrheit nachgewiesen hat

[1]) Königs Berlin III. 311.

dermaßen hoch gestiegen, „daß man nicht allein des höchsten Gottes Zorn und Strafen nach denen in seinem heiligen Wort enthaltenen gerechten Bedrohungen zu befürchten gehabt, sondern auch die meisten Familien dadurch verarmen und ruinirt werden.“ Das waren allerdings keine bloßen Redensarten. So hatte die Königsberger Bürgerschaft bei der Einholung des Königs sich durch die Pracht ihrer Kleider tief in Schulden gestürzt. Ein Lieutenant von der Kneiphöfischen Bürgerkompagnie zahlte 1000 Dukaten für seinen und seines Pferdes Ausputz. Der König bedachte nicht, daß solchem Unfug nicht durch Edikte, sondern durch gutes Beispiel von oben herab entgegengewirkt werden muß. Allein Friedrich I. war völlig unwissend über das, was in seinem Lande vorging, und hörte nur, was Wartenberg für gut fand, ihm mitzutheilen. So ist es zu erklären, daß die Pracht der Feste und Lustbarkeiten am Berliner Hofe fast ihren Höhepunkt gerade in den Unglücksjahren 1708 und 1709 erreichte, wo ein kalter Winter und vollständiger Mißwachs in Preußen einen Hungertyphus erzeugt hatte, in Folge dessen mehr als 200,000 Menschen umkamen und in Königsberg allein 8127 Personen mehr starben als geboren wurden. In derselben Zeit waren die Könige von Polen und von Dänemark bei Friedrich I. zum Besuch und versahen Pathenstelle bei der eben geborenen Enkeltochter des Königs, der nachherigen Markgräfin Wilhelmine von

Baireuth. Ein Höfling, der in einem Gedichte die junge Prinzeſſin mit dem Jeſuskinde, und die drei Könige mit den Weiſen aus dem Morgenlande verglich, die gekommen wären, daſſelbe anzubeten, erhielt für dieſe Abgeſchmacktheit vom Könige 1000 Dukaten; und es war bei dieſem ſelbigen Tauffeſte, wo die Prinzeſſin von Holſtein für 10,000 Thaler der Gräfin Wartenberg den Vortritt überließ, in Folge deſſen dieſelbe dann mit der Frau des holländiſchen Geſandten in's Handgemenge gerieth.

Das ſchreiende Mißverhältniß zwiſchen der Verſchwendung des Hofes und dem Elend des Landes hatte einen ſolchen Höhepunkt erreicht, daß der Kronprinz, der ſeinen Ingrimm über die unordentliche Wirthſchaft nicht länger in ſich verſchließen konnte, nunmehr mit den Gegnern des Premierminiſters in Verbindung trat und wie wir ſahen, den Sturz deſſelben zu Wege brachte. Der König hegte aber eine ſo große perſönliche Zuneigung zu Wartenberg, daß dieſer nicht nur der Strafe entging, welche er durch ſeine unverantwortliche Wirthſchaft in reichem Maße verdient hatte, ſondern mit allen ſeinen Schätzen ſich nach Frankfurt zurückziehen durfte. Friedrich regierte nun bis an ſein Ende ohne eigentlichen Premierminiſter, ſo gut es gehen wollte, in der alten Weiſe fort.

Drittes Kapitel.

Politiſche Begebenheiten. Letzte Regierungsjahre Friedrich I.

Durch den mit dem Kaiſer abgeſchloſſenen Kronvertrag hatte Friedrich auf die Freiheit ſeines politiſchen Handelns ſo gut wie Verzicht geleiſtet, indem er verpflichtet war, das Haus Oeſterreich bei deſſen Kriegen durch Hilfstruppen zu unterſtützen, mit der einzigen Beſchränkung, daß die preußiſchen Mannſchaften nicht über's Meer und nicht in das Königreich Neapel geführt werden durften. Sofort nach erfolgter Krönung wurde dieſe Hilfe für den ſpaniſchen Erfolgekrieg in Anſpruch genommen.

Damit hatte es folgende Bewandniß.

Durch den Tod des kinderloſen Carl II. von Spanien ſollte der Mannesſtamm der ſpaniſchen Habsburger erlöſchen, und nach den alten Geſetzen des Landes trat alsdann die weibliche Erbfolge ein. Nun war Ludwig XIV. mit der älteren, Kaiſer Leopold mit der jüngeren Schweſter Carl's II. vermählt; doch beanſpruchte der Kaiſer für ſeine Nachkommenſchaft den Vorzug, nicht nur weil Ludwig des XIV. Gemahlin ihrem Erbrechte feierlich entſagt hatte, ſondern auch, weil er ſelbſt der einzige männliche Nachkomme Johanna's

von Aragonien war, der Stammmutter der öſterreichiſchen ſowohl als der ſpaniſchen Habsburger.

Da vorauszuſehen war, daß die europäiſchen Mächte eine ſo gefährliche Anhäufung von Ländergebiet, wie durch die Vereinigung der geſammten ſpaniſchen Monarchie entweder mit Frankreich oder mit Oeſterreich entſtehen mußte, nicht ruhig geſchehen laſſen würden, ſo hatte Carl II. einen dritten Prätendenten, den Kurprinzen von Bayern, deſſen Mutter die einzige Tochter der ſpaniſchen Gemahlin Kaiſer Leopold's war, teſtamentariſch zum Erben ſeiner Reiche eingeſetzt. Allein dieſer Prinz ſtarb, erſt ſechs Jahre alt, 1799 an den Pocken.

Nun bewirkte Ludwig XIV., daß ſich bei Carl's II. Tode ein neues Teſtament vorfand, durch welches der Enkel des franzöſiſchen Königs, Philipp von Anjou, zum Geſammterben eingeſetzt worden war, und die franzöſiſche Diplomatie zeigte ſich den zögerndern Oeſterreichern an Schnelligkeit und entſchloſſenem Handeln ſo überlegen, daß der junge Philipp bereits im April 1701 ſeinen Einzug in Madrid hielt und von ſämmtlichen europäiſchen Mächten, mit Ausnahme Oeſterreichs, als König anerkannt wurde. Allein Ludwig brachte dieſen ſo klug und ſo ſchnell erreichten Erfolg ſelbſt wieder in Gefahr durch ſeine Nachgiebigkeit gegen die Einflüſterungen der Geiſtlichkeit, die ihn bewog, nach dem Tode des vertriebenen katholiſchen Jakob II. von

England deſſen Sohn, den Prätendenten, als rechtmäßigen König von Großbritannien anzuerkennen, wodurch er nicht nur den König Wilhelm, den Oranier, ſondern auch das engliſche Volk und deſſen Parlament zu heftigſter Feindſchaft gegen ſich aufregte. Sehr bald kehrte ſich das Verhältniß um; der Kaiſer, welcher die Erbanſprüche ſeines zweiten Sohnes Carl auf jede Weiſe durchſetzen wollte, erhielt fort und fort neue Verbündete, indem ſich die Holländer an England anſchloſſen, und bald der eigene Schwiegervater des jungen ſpaniſchen Königs, Victor Amadeus von Savoyen, die franzöſiſche Partei verließ, wie denn auch Portugal ſich gegen Ludwig XIV. erklärte. Ein allgemeiner Kreuzzug ſchien gegen den greiſen franzöſiſchen König im Werke zu ſein, und da die wider ihn verbündeten Heere von den beiden größten Feldherrn ihrer Zeit, dem Prinzen Eugen und dem Herzog von Marlborough, angeführt wurden, ſo gerieth Ludwig während dieſes Krieges in ſolche Bedrängniß, daß er dringend um Frieden bat und die günſtigſten Bedingungen, ſogar vollſtändigen Verzicht auf die ſpaniſche Erbfolge anbot. Er würde ſich vielleicht ſelbſt dem ſchmählichen Verlangen der Verbündeten bequemt haben, ſeinen eigenen Enkel mit Gewalt aus Spanien zu vertreiben, wenn nicht durch zwei ganz unberechenbare Ereigniſſe die Lage der Dinge ſich plötzlich geändert hätte. Im April 1710 wurde durch eine Hofintrigue in London der Herzog

von Marlborough geſtürzt, und die Torypartei, welche den Frieden wünſchte, kam an's Ruder. Faſt gleichzeitig ſtarb Kaiſer Joſeph I., der ſeinem Vater Leopold 1705 gefolgt war, kinderlos an den Blattern. Da nun ſein Bruder Carl, welcher ihm als Carl VI. in der Kaiſerwürde folgte, derſelbe Erzherzog war, zu deſſen Gunſten die öſterreichiſchen Anſprüche auf die ſpaniſche Krone durchgefochten werden ſollten, ſo hätte derſelbe in ſeiner Perſon gerade die Vereinigung der öſterreichiſchen und ſpaniſchen Macht verwirklicht, welche zu verhindern durch das Intereſſe aller übrigen Staaten geboten war. Unter dieſen Umſtänden ſetzten die Engländer es durch, daß es zu Friedensunterhandlungen kam. Zu Utrecht wurden am 29. Januar 1712 die Conferenzen eröffnet, von denen ſich jedoch der Kaiſer ſehr bald wieder zurückzog, weil er immer noch hoffte, durch Fortſetzung des Kampfes die ſpaniſche Geſammtmonarchie an ſein Haus zu bringen.

Den Abſchluß des Friedens erlebte König Friedrich I. nicht mehr und entging auf dieſe Weiſe der handgreiflichen Erfahrung, wie wenig die Vortheile, welche Preußen erlangen ſollte, mit den gebrachten Opfern im Verhältniß ſtanden, und wie unzweckmäßig die Theilnahme an dieſem vierzehnjährigen, mit ſo vielem Blute und Golde bezahlten Kriege geweſen war. Denn während Ludwig XIV. es durchſetzte, daß ſein Enkel im Beſitze des Königreichs Spanien und der

außereuropäiſchen Länder deſſelben blieb, England die Anerkennung der proteſtantiſchen Thronfolge erreichte und ſich bedeutende Beſitzungen in Amerika abtreten ließ, während auch Portugal und Savoyen zu ihrer Zufriedenheit bedacht wurden, mußte Preußen ſich mit der Anerkennung ſeiner Königswürde begnügen und das Fürſtenthum Orange an Frankreich abtreten. Das Oberquartier von Geldern, welches ihm dafür gegeben wurde, iſt nicht größer als heutzutage ein landräthlicher Kreis. Das Haus Oeſterreich erhielt dagegen im Raſtatter Frieden die ſpaniſchen Niederlande, Neapel, Mailand, Sardinien und Mantua, ſowie die Häfen an der Küſte von Toskana.

Das deutſche Reich, von ſeinem Kaiſer bei dieſen Friedensſchlüſſen im Stich gelaſſen, mußte nachher in Baſel mit Ludwig XIV. ſich abfinden, und konnte nicht einmal die Rücknahme der ſchmählichen Beſtimmung des Ryswicker Friedens erlangen, durch welche ſo viele Hunderte von Ortſchaften der Ausübung des evangeliſchen Gottesdienſtes beraubt worden waren.

Von allen Theilnehmern an dem blutigen, unheilvollen Kriege hatte im Verhältniß zu ſeinem Ländergebiete und zu der Zahl ſeiner Staatsangehörigen keiner größere Opfer gebracht, als der neue König von Preußen, und doch konnte der Ausgang für ihn in keinem Falle vortheilhaft ſein, gleichviel, ob der hartnäckige Kampf zur Vergrößerung Oeſterreichs oder zur

Machterweiterung Frankreichs ausschlug. Beide waren natürliche Gegner des aufstrebenden, jüngsten Gliedes der großen europäischen Staatenfamilie, und Friedrich, da er einmal durch den Kronenvertrag zur Unterstützung des Kaisers verpflichtet war, hätte weise daran gethan und im Interesse seines erschöpften Landes gehandelt, wenn er sich streng auf das Maß seiner contractlichen Verpflichtungen beschränkt hätte; denn daß der Kaiser in diesem spanischen Erbfolgekriege keine nationaldeutschen, sondern lediglich habsburgische Haus- und Familienzwecke verfolgte, das hat der ganze Verlauf und das Ende bewiesen. Allein Friedrich's Haß gegen Ludwig XIV., auf dessen Pracht und Herrlichkeit er mit brennender Eifersucht stets seine Augen gerichtet hatte, ferner der Zauber, den der Name des deutschen Kaisers noch immer auf die deutschen Fürsten übte, nachdem seine Macht als Reichsoberhaupt in der That schon zu einem bloßen Schatten herabgesunken war, und endlich nicht an letzter Stelle der Wunsch, seinen erschöpften Kassen durch die Subsidiengelder aufzuhelfen, welche von den Verbündeten so gern für recht reichliche Lieferungen preußischer Soldaten gezahlt wurden, — das Alles bewirkte, daß der König während des ganzen Krieges statt der 8000 Mann, die er zu stellen verpflichtet war, meist 20,000 bis 30,000 im Felde hatte. Und wenn ihn ja einmal ein Gefühl davon überkam, wie nutzlos er für einen Krieg, der sein Land

Nichts anging, das Blut der Unterthanen auf allen Schlachtfeldern Europas vergießen ließ, oder wenn er ein anderes Mal aus irgend einem Etiquetten- oder ſonſtigen Eitelkeitsgrunde beleidigt, damit drohte, ſeine Truppen zurückzuziehen, ſo waren Eugen und Marlborough beide ebenſo treffliche und geſchickte diplomatiſche Unterhändler, wie ſie Feldherren waren, und einer von ihnen erſchien dann zu rechter Zeit am Berliner Hofe und wußte durch geſchicktes Zureden oder auch wohl durch Zugeſtändniß irgend einer nichtsſagenden Förmlichkeit für des Königs Geſandten in London oder in Wien die Mißſtimmung des ſchwachen Monarchen zu beſeitigen, und die Menſchenlieferungen hatten ihren Fortgang.

Die entvölkerten preußiſchen Provinzen litten entſetzlich durch die ſtets wachſenden Aushebungen um ſo mehr, als das eigentliche ſtehende Heer im Dienſte des Kaiſers in fernen Ländern focht, und deshalb für die heimiſchen, durch den gleichzeitig wüthenden nordiſchen Krieg bedrohten Grenzen noch ein beſonderer militäriſcher Schutz beſchafft werden mußte. Eine Art von Landwehr, 10,000 Mann ſtark, wurde zu dem Ende auf die Beine gebracht; allein die Noth an waffenfähigen Leuten war ſo groß, daß man zu den härteſten Maßregeln greifen mußte, um die Zahl zu erfüllen. In Preußen z. B. wurde jedem Schäfer, der zwei Knechte hatte, einer davon weggenommen, und jeder Müller,

jeder Erb-, Lehn- und Freischulze, so wie jeder Brauer mußte einen Mann stellen. In den Städten hatten zehn, auf dem Lande je drei Handwerksmeister einen Rekruten zu beschaffen. Jeder Mann zwischen 18 und 40 Jahren konnte ausgehoben werden und mußte fünf Jahre dienen. Zum Einüben dieser Landesmiliz hatte man die Sonntagsnachmittage bestimmt, was bei der Geistlichkeit mit Recht großen Anstoß erregte. Damals zuerst bekam das ganze preußische Land das Ansehen eines großen Exercierplatzes, welches ihm seitdem mehr oder weniger stets geblieben ist. Aber der Widerwille der Bevölkerung gegen die auswärtigen Kriegsdienste sowohl als gegen diese sonntäglichen, unter roher Behandlung vorgenommenen Uebungen wurde so allgemein, daß man die Strafgesetze gegen Ausreißer von Jahr zu Jahr verschärfen mußte. Das Ohren- und Nasenabschneiden, welches bis zum Regierungsantritt Friedrich des Großen mehr als einmal wirklich angewendet wurde, kam damals zuerst auf [1]). Standen aber die Regimenter erst wirklich dem Feinde gegenüber, dann war der kriegerische Geist der Brandenburger stärker als ihr Abscheu vor dem Corporalstock, und in allen Schlachten, wo die preußischen Truppen mitkämpften, diesseits wie jenseits der Alpen, erwarben sie

[1]) Bei seinem Regierungsantritt mußte Friedrich II. noch einen solchen Verstümmelten zur Versorgung an ein Kloster überweisen.

ſich den höchſten Ruhm der Tapferkeit. Herzog Leopold von Deſſau, beim Beginn des Krieges erſt fünfundzwanzig Jahre alt, erregte ſchon damals bei den engliſchen ſowohl als bei den kaiſerlichen Feldherren die größte Bewunderung durch das ſeltſame Gemiſch von Eigenſchaften, die ſein unvergleichliches militäriſches Talent bekundeten. Tollkühner Muth und Todesverachtung waren bei ihm mit größter ſtrategiſcher Vorſicht und Beſonnenheit gepaart. Durch die maſchinenmäßige Gleichförmigkeit des Trittes und der Handgriffe, welche er zuerſt gewiſſermaßen erfunden hat, wurden unter ſeiner Leitung die preußiſchen Truppen für alle anderen Armeen ein muſtergiltiges Vorbild. Der Feind, welcher die feſtgeſchloſſenen Regimenter wie zur Parade gegen ſich anrücken ſah, während der junge General unter dem Pfeifen der Kanonenkugeln mit größter Ruhe: Linken, Rechten! Linken, Rechten! commandirte, war durch das Erſtaunen über ſo unerhörte Kaltblütigkeit ſchon halb beſiegt, und Leopold behandelte ſeinen Truppenkörper in der That auch nur wie eine Angriffsmaſchine. Der einzelne Mann galt ihm Nichts, und die Tauſende der Tapferen, welche, die Erſten im Kampfe und die Letzten beim Rückzuge, mit ihren Leibern die Schlachtfelder in den Niederlanden und in Italien bedeckten, thaten in ſeinen Augen Nichts als ihre Schuldigkeit; ungerührt ſah er die Wellen

des Stromes von ihrem Blute sich färben[1]). Ihre Leichen erfüllten die Gräben der von ihnen erstürmten niederländischen Festungen, und unter den 30,000 Verbündeten, welche bei Malplaquet ihren Tod fanden, wurde eine große Zahl tapferer Brandenburger unter den Augen ihres Kronprinzen Friedrich Wilhelm für eine Sache geopfert, die sie weder kannten noch begriffen. Von den Ueberlebenden endlich, wie viele kamen verstümmelt und schwer verwundet in die Heimath zurück! Da entstanden denn in Preußen die ersten Versuche zu einer Versorgung der Invaliden, für welche der König, dessen an sich weiches Gemüth durch den unmittelbaren Anblick fremden Leidens lebhaft ergriffen ward, die Einkünfte des Amtes Chorin anwies. Allerdings hielten seine Umgebungen den schwachen Monarchen, wie in allen Dingen so auch hier, über die große Ausdehnung des Uebels in tiefer Unwissenheit, und man bildete aus den unglücklichen Soldaten Compagnien, die man in entlegene, kleine Städte einquartierte, wo der Anblick der zerschossenen, arm- und beinlosen Leute das Auge des Herrschers nicht unangenehm berühren konnte. Für die Residenz schickten sich besser die prachtvollen Siegesfeierlichkeiten und die Medaillen, die er zur Verherrlichung

---

1) In der Schlacht bei Cassano (16. August 1705) soll der Ritorto in der That blutroth gefärbt worden sein.

derselben prägen ließ. Der neuen Akademie der Wissenschaften, deren Sitzungslokal um diese Zeit (1711 den 19. Januar) fertig wurde, stellte der Poet Neukirch zur Aufgabe, daß die chemische Abtheilung den Stein der Weisen suchen sollte, durch welchen Friedrich's Tage verlängert werden könnten; die historische Section möchte ergründen, ob jemals in der Geschichte ein Held so viel als dieser Held gethan; und die Erforschung der Sprachen könnte man am schönsten anwenden, um in jeder Sprache Friedrich's wahres Lob zu singen [1])!

Das stimmt allerdings wenig mit dem Jammer des Landes überein, welches durch Krieg, Pest und Theuerung und durch die Verschwendung des Hofes von Tag zu Tage mehr entvölkert wurde und verarmte. Allein wie verderblich auch für das Gedeihen des Staates und seiner Finanzen die Theilnahme Friedrich's an diesem Erbfolgekriege war, und wie wenig das Ländchen, welches seinem Nachfolger im Utrechter Frieden überwiesen wurde, mit dem Aufwande an Gold und Menschenblut im Verhältniß stand, so hat dennoch hier, wie im ganzen Laufe der Geschichte unseres Volkes, der Genius Preußens auch diese Verirrung einer falschen Politik zuletzt zum Heile des Ganzen ausschlagen lassen. Aus jenen Schlachten gingen ein tapferes Heer und eine große Zahl von kampfgeübten Offizieren hervor, welche in den folgenden fünfundzwanzig Jah-

[1]) Günther p. 427.

ren unter Leitung ihres Soldatenkönigs die Macht heranbilden konnten, mit welcher Friedrich II. alsdann ſeine Großthaten verrichten und den preußiſchen Namen für alle Zeiten als einen in der geſammten Welt hochgeachteten hinſtellen ſollte.

Solche Erfolge konnte Friedrich I. allerdings nicht vorausſehen, und ſind ihm dieſelben deshalb auch perſönlich in keiner Weiſe anzurechnen. Dagegen verdient es Anerkennung, daß der König wohl begriff, wie es ihm zum Verderben gereicht hätte, wenn er ſich in der Zeit, wo ſeine Regimenter fern von der Heimath für fremde Intereſſen kämpften, noch gleichzeitig in die Verwickelungen gemiſcht hätte, welche ſich an den Grenzen ſeiner pommerſchen und preußiſchen Provinzen zuſammenzogen.

Hier hatte mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts, durch die Thronveränderung in Schweden hervorgerufen, der nordiſche Krieg begonnen. Als nämlich 1697 König Carl XI. verſtarb und ſeinen fünfzehnjährigen Erben unter großmütterlicher Vormundſchaft zurückließ, da glaubten Dänemark, Polen und Rußland die Zeit gekommen, um den Schweden alle die Eroberungen aus den Händen zu winden, welche das kleine und doch ſo gewaltige Kriegsvolk unter Guſtav Adolph und Carl X. mit wunderbarer Kühnheit an ſich geriſſen hatte. Es kam ein Bündniß zwiſchen Peter dem Großen, den Königen Friedrich IV.

von Dänemark und August dem Starken von Polen zu Stande, welches dem schwedischen Reichsrathe so großen Schrecken einflößte, daß man schon an Nachgiebigkeit dachte und sich auf Unterhandlungen einlassen wollte. Da erhob sich plötzlich der junge König Carl XII., der sich noch vor vollendetem sechszehnten Jahre hatte mündig sprechen lassen, und erklärte mit einer bisher nur von Wenigen geahnten Kühnheit und Selbstständigkeit, daß er keiner Gewalt zu weichen gedenke, sondern entschlossen sei, den Glanz des schwedischen Namens auch den mächtigsten Feinden gegenüber aufrecht zu erhalten. Und seinen Worten folgten die Thaten. Ohne den Verbündeten zu ihrer Vereinigung Zeit zu lassen, überraschte er mit unaufhaltsamer Schnelligkeit Einen nach dem Andern auf dessen eigenem Gebiete. Zuerst an den dänischen Küsten landend, zwang er nach wenigen Monaten schon den König zu dem Travendahler Frieden (18. August 1700) und eilte sofort den Russen entgegen. Am 30. November 1700 kam es bei Narwa, am finnischen Meerbusen, zur entscheidenden Schlacht. Mit seinen achttausend Schweden griff Carl mitten im Schneegestöber den zehnmal stärkeren Feind an und vernichtete das russische Heer [1]), um sich nun mit größter

1) Peter äußerte sich über diese Niederlage in wahrhaft großartiger Weise: „Ich weiß," sagte er, „daß die Schweden uns noch öfter schlagen werden, aber endlich werden sie uns auch siegen lehren!" Und so geschah es.

Leidenſchaftlichkeit gegen den ihm beſonders verhaßten Auguſt den Starken zu wenden. Es iſt bekannt, wie es Carl dem Zwölften gelang, denſelben zu verjagen und an ſeine Stelle den Woiwoden Stanislaus Leßczinsky wählen zu laſſen, und wie er dann den Kurfürſten in deſſen ſächſiſchen Erblanden zum Abſchluß des Altranſtädter Friedens zwang (24. Septbr. 1706), durch welchen Auguſt auf die polniſche Krone Verzicht leiſten und Stanislaus als König anerkennen mußte.

Carl hatte auf ſeinem Marſche nach Sachſen ohne Weiteres die ſchleſiſchen Provinzen des Kaiſers durchzogen und den dortigen Proteſtanten, die ihn wie einen Erlöſer begrüßten und um Abſtellung des Religionszwanges anflehten, ſeinen Beiſtand zugeſagt; und ſo ſehr fürchtete der, mit dem Erbfolgekriege vollauf beſchäftigte Kaiſer, es könnte Carl durch Widerſtand gereizt ſich mit den Franzoſen gegen ihn verbinden, daß Joſeph I. in das ſchwediſche Hauptquartier nach Altranſtädt eine Geſandtſchaft abgehen ließ, und gegen das Verſprechen beiderſeitiger Neutralität, die auf die Religionsfreiheit der Schleſier abzielenden Forderungen des Schwedenkönigs bereitwilligſt durch eine Convention zugeſtand, um ſo mehr, als Carl gedroht hatte, im Weigerungsfalle auf ſeinem Rückmarſche ſo lange in Schleſien zu bleiben, bis ſeinen Forderungen für die Evangeliſchen daſelbſt vollſtändig Genüge geſchehen wäre. Dieſe proteſtantiſchen Intereſſen bildeten einen

ſehr glücklichen Anknüpfungspunkt zwiſchen Schweden und Preußen. Unter Marlboroughs Vermittelung kam ein Vertrag zu Stande, nach deſſen Wortlaute Preußen und Schweden einander gegenſeitig ihren Länderbeſitz garantirten und ſich zu gemeinſchaftlichem Schutze der von katholiſchen Fürſten bedrückten Proteſtanten verbanden, auch dafür zu ſorgen verſprachen, daß bei einem künftigen Friedensſchluß mit Frankreich nun endlich die den Proteſtanten ſo verderblichen Clauſeln des Ryswicker Friedens beſeitigt würden und die Beſtimmungen des weſtphäliſchen Friedens überall zur Geltung kämen. Dagegen verſtand ſich Friedrich der Erſte nun auch dazu, den König Stanislaus anzuerkennen, was er bisher verweigert hatte.

So war die Gefahr glücklich beſeitigt, daß Preußen in Wechſelfälle des nordiſchen Krieges mit hineingezogen würde, und Marlborough [1]) hatte es wohl verdient, daß Friedrich ihm den Dank für ſeine Vermittelung in Form eines Ringes von 1000 Pfund Sterling Werth abſtattete.

Der Haß des Königs gegen Ludwig XIV. und ſein Eifer für das proteſtantiſche Glaubensbekenntniß bewirkten, daß ihm dies Abkommen mit Schweden ganz

1) Natürlich handelte der Herzog hauptſächlich im engliſchen Intereſſe, wenn er dafür ſorgte, daß Preußen nicht in die Lage käme, einen Theil ſeiner Truppen zu eigener Vertheidigung von dem Heere der Verbündeten zu entfernen.

besonders erfreulich war, und wie sehr auch die Könige von Polen und Dänemark bei Gelegenheit jener oben erwähnten Festlichkeiten in Berlin es versuchten, ihn in ihr Bündniß hinüberzuziehen, und wie dringend der Czar Peter bei einer Zusammenkunft in Marienwerder 1709 den gleichen Versuch wiederholte, — Friedrich blieb fest bei seinem Entschlusse und erreichte dadurch, daß seine Länder nicht zum Kriegsschauplatz wurden, und daß jeder der einander bekämpfenden Gegner, welchen gar viel daran gelegen war, daß die bewährte preußische Kriegsmacht sich nicht mit dem Feinde verbinde, Alles vermied, was zu einem Bruche führen konnte. Wenn es sich in einzelnen Fällen nicht verhindern ließ, daß eine Abtheilung des schwedischen oder der verbündeten Heere die preußische Grenze überschritt, so hielten sie mit großer Strenge darauf, daß die Bewohner keinen Schaden litten und ihre Leistungen baar bezahlt wurden.

Den Abschluß der russisch-schwedischen Kämpfe erlebte Friedrich ebensowenig wie den des Utrechter Friedenscongresses, welchen er durch eine überaus glänzende Gesandtschaft beschickt hatte; wohl aber fiel in seine Regierungszeit noch der wunderbare Glückswechsel, welcher dem abenteuerlichen, jungen Schwedenkönige vorbehalten war.

Czar Peter hatte die ihm bei Narva ertheilte empfindliche Lektion sich so gut zu Nutze gemacht, daß

es ihm gelang, am 29. Juni 1709 in der blutigen Schlacht von Pultawa die schwedische Armee fast vollständig zu vernichten und den König Carl zu verzweifelter Flucht zu nöthigen. Mit gewohntem Starrsinn vergeudete dieser alsdann Zeit und Kräfte, um den türkischen Sultan zum Kriege gegen Rußland aufzustacheln.

Der vertriebene Polenkönig August kehrte nunmehr in sein Reich zurück und beschäftigte sich seitdem mit dem Plane, die Krone in seiner Familie erblich zu machen. Rußland war bereit, ihn dabei zu unterstützen, und man wollte auch den König von Preußen [1]) in diese Angelegenheit verwickeln, indem man einen Theilungsplan entwarf, kraft dessen Friedrich das polnische Preußen und Samogitien erhalten sollte, während dem Czaren schwedisch Liefland und ein Theil von Litthauen bestimmt wurde.

Um die Einwilligung der polnischen Magnaten zu diesem Plane zu erlangen, wurde vorgeschlagen, man solle ihnen nicht gestatten, sich zu versammeln, sondern ihre Stimmen einzeln einfordern und die bejahenden belohnen, die opponirenden aber als Aufrührer behandeln [2]).

---

1) Die uns fremdartig klingende Bezeichnung König in Preußen ist hier und im Vorhergehenden und Folgenden absichtlich nicht gebraucht worden.

2) Das ist also nichts Neues!

Friedrich war zwar im ersten Augenblick voller Freuden über eine solche Gelegenheit, die sich zur Vergrößerung seiner Macht darbot, allein nachdem er die Vortheile mit den daraus entspringenden Gefahren reiflich abgewogen hatte, fand er es doch gerathener, sich auf den vorgeschlagenen Plan ebensowenig einzulassen, als auf einen anderen Antrag, welcher dahin ging, daß er zur Theilung der deutschen Besitzungen Schwedens mitwirken und dafür Stettin und Elbing erhalten sollte. Der König legte vielmehr den in Pommern eingefallenen Russen und Dänen durch Verweigerung des Durchzuges und jeder sonstigen Unterstützung möglichst viele Hindernisse in den Weg, so daß die Verbündeten auch keinen sonderlichen Erfolg erzielten. Dem Czaren war mit Recht unendlich viel daran gelegen, sich irgendwo an der Ostsee festzusetzen und in Deutschland festen Fuß zu fassen. Er begab sich deshalb 1712 von Carlsbad, wo er die Kur gebraucht hatte, persönlich nach Berlin, um dem Könige seine Pläne annehmbar zu machen. In seiner originellen Weise traf er incognito mit einem schlechten Wagen ein und sagte den ihn am Thor erwartenden Markgrafen, der Czar käme in zwei Stunden nach. Er stieg bei seinem Gesandten ab und erschien ganz unerwartet zu Fuß auf dem Schlosse.

Seine persönlichen Unterhandlungen mit dem Könige hatten keinen Erfolg, weil Friedrich ohnehin die wachsende Macht der Russen mit gerechter Unruhe

betrachtete, und um die Neutralität von Pommern zu sichern, sich am liebsten mit Carl XII. und August von Polen gegen die Vergrößerungspläne des Czaren verbündet hätte. Der Schwedenkönig lehnte aber, aus Haß gegen August den Starken, alle dahin zielenden Vorschläge ab, und der Gesandte, welchen Friedrich nach Bender, dem freiwilligen Verbannungsorte Carl's, abgeschickt hatte, kehrte unverrichteter Sache zurück.

So wurde Preußen vor der Gefahr behütet, in einen Krieg verwickelt zu werden, dessen Ende nicht abzusehen war. Dem Frieden nach Außen entsprachen aber keineswegs die Verhältnisse am Hofe und in der Familie des Königs. Das Berliner Schloß blieb der Tummelplatz für fortwährende Intriguen und Cabalen. Das Schauspiel von plötzlichen Erhebungen und ebenso plötzlichem Sturze der schnell emporgestiegenen Räthe und Günstlinge wiederholte sich ohne Ende. Wartenberg lieh einem Jeden sein Ohr, der irgend ein viel versprechendes Project vorbrachte, durch welches dem Hofe Geld geschafft werden sollte, und strafte seine eigene Leichtgläubigkeit und Unwissenheit grausam an denen, die alsdann nicht leisten konnten, was von vorn herein jeder Einsichtige als unausführbar erkannt hätte. Luben, welcher das unglückliche Project auf's Tapet brachte, die sämmtlichen Domainen zu vererbpachten, wurde mit Adel, Titeln und Würden überhäuft; sobald sich aber herausstellte, daß der augenblickliche Gewinn, den

der Erbpachtsschilling und der unkluge Verkauf der Inventarienstücke abwarf, sehr schnell versiegt war und die ganze Maßregel so ziemlich dem Abschlachten der Hühner glich, welche die goldenen Eier gelegt hatten, da wurde der unglückliche Projectenmacher schmählich entlassen und in's Gefängniß geworfen. Nicht besser erging es dem Geheimenrath und Requetenmeister Hamrath, der ebenfalls seinen kurzen Glanz am Hofe bald darauf mit lebenslänglicher Gefängnißstrafe zu büßen hatte. Es stürzte, wie Moser in seinen patriotischen Archiven sagt [1]), an diesem von Weibern und Favoriten geleiteten Hofe immer Einer den Andern, und Spandau ward von Staatsgefangenen selten leer.

Schlimmer als diese unter dem Personal der Staatsdiener sich stets wiederholenden Vorgänge gestalteten sich aber die Zustände in des Königs eigener Familie.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm war seit 1706 mit der Prinzessin Sophie Dorothea von Hannover vermählt. Die beiden ersten Söhne des jungen Paares starben nicht lange nach der Geburt, wahrscheinlich in Folge des Ceremoniells, welches Friedrich für die Feier dieser Familienereignisse angeordnet hatte. Der ältere der beiden Prinzen soll durch das gewaltige Schießen, welches der Hauptstadt die Entbindung der Kronprinzessin verkündete, in tödtliche Krämpfe verfallen sein, und der zarte Kopf des jüngeren wurde

1) Bei König p. 186.

durch eine kleine massive Krone gefährlich gedrückt, welche man dem Kinde bei der Taufhandlung aufgesetzt hatte. Die Hofschranzen überredeten nun den schwachen König, daß seine Schwiegertochter nach dem Ausspruch der Aerzte überhaupt kein lebensfähiges Kind ferner zur Welt bringen werde, weshalb Friedrich I., welcher außer dem Kronprinzen keinen Sohn hatte, das Erlöschen seines Mannsstammes fürchtend, sich entschloß, trotz seiner hinfälligen Körperbeschaffenheit, zu einer dritten Ehe zu schreiten. Es war anfänglich eine Prinzessin von Nassau in Aussicht genommen, doch kam diese Partie nicht zu Stande, weil die Mutter der Braut sich weigerte, bei der Vermählung die Schleppe ihrer Tochter zu tragen, was der König ausdrücklich verlangt hatte. Nun fiel die Wahl auf die junge Prinzessin Louise Sophie von Mecklenburg-Schwerin, mit welcher am 28. Novbr. 1708 das Beilager vollzogen wurde. Der König empfand aber trotz der Pracht und Herrlichkeit, welche er bei dieser Gelegenheit wieder einmal so recht nach seinem Herzen entfalten konnte, doch bereits große Reue über seinen Entschluß, weil er noch vor der Trauung erfahren hatte, daß die Kronprinzessin Hoffnung habe, bereits in wenigen Monaten einem Stammhalter der Hohenzollern das Leben zu geben. Zu spät sah er ein, wie er hintergangen worden. Auch war diese dritte Ehe eine sehr

unglückliche. Die neue Königin konnte den Zwang der steifen, ihr ungewohnten Hofetiquette nicht ertragen und lebte außerdem mit ihrem Gemahl in fortwährendem Streite über religiöse Dinge, weil sie eine ebenso eifrige Lutheranerin war, als Friedrich den reformirten Lehren anhing. Ferner gab es beständige Streitigkeiten mit der noch immer in allerhöchster Gunst stehenden Gräfin Wartenberg, und als endlich durch die Unverschämtheit dieses Weibes deren eigener Sturz und der ihres Gatten herbeigeführt worden, so vermißte Friedrich doch diesen Liebling nachher so schmerzlich, daß er dadurch gegen seine Gemahlin nur noch mehr eingenommen wurde, der er vorwarf, daß sie ihn der Gesellschaft seines geliebten Ministers beraubt und ihn in die Nothwendigkeit versetzt hatte, sich selbst einigermaßen um die Geschäfte zu bekümmern.

Die Königin verfiel bald immer tiefer in religiöse Grübeleien, welche sich unter dem Einfluß der Geistlichen, mit denen sie sich umgab, zu düsterer Schwermuth und allmählich zum Wahnsinn steigerten, so daß man sie in ihrem Zimmer eingeschlossen halten mußte.

Die letzte große Freude, welche der König noch erleben sollte, war die am 24. Januar 1712 erfolgte Geburt eines Enkelsohnes, der in der Taufe den Namen Friedrich erhielt, und den Mit- und Nachwelt später Friedrich den Großen genannt hat.

Der König ließ sich trotz der schlimmen Erfahrungen, welche er mit seinen beiden verstorbenen Enkelkindern gemacht hatte, doch nicht abhalten, auch diesen neugeborenen Prinzen dem weitläuftigsten Taufceremoniell zu unterwerfen und zwar bereits acht Tage nach dessen Geburt, damit die Taufe noch innerhalb des Krönungsmonats vor sich gehe. In einem diamantenbesetzten Kleide von Silberstück, dessen Schleppe sechs Gräfinnen trugen, brachte man das Kind in die hellerleuchtete Schloßkapelle. Die königliche Krone durfte auch diesmal nicht fehlen, doch war man endlich so klug geworden, dieselbe über dem Haupte des kleinen Prinzen auf dem Taufkissen festzunähen, statt sie ihm aufzusetzen, und das kostbare, junge Leben wurde so der Welt erhalten.

Wie anders hätten die Geschicke unseres Vaterlandes sich gestaltet, wenn statt Friedrich des Großen einer jener beiden kleinen Prinzen, welche dem Druck ihrer Taufceremonien erlagen, den preußischen Thron bestiegen hätte! und es ist zu verwundern, daß noch keiner der Geschichtsschreiber, welche Friedrich dem Ersten so manche, von ihm weder gewollte noch geahnte Folgen seiner Eitelkeiten und Schwächen zum Verdienste anrechnen, darauf verfallen ist, ihn auch dafür zu preisen, daß ohne seinen Geschmack für überladenes Hofceremoniell der größte König, den die neuere

Geſchichte aufzuweiſen hat, niemals zur Regierung gelangt wäre.

Die Taufe des Prinzen war ſo ziemlich das letzte von den glänzenden Feſten, welche König Friedrich veranſtalten ſollte. Die Engbrüſtigkeit und die ſonſtigen Körperbeſchwerden, an welchen er von jeher gelitten, ſteigerten ſich in bedenklicher Weiſe, und zu Anfang des Jahres 1713 nahm in Folge einer heftigen Gemüthsbewegung die Krankheit eine gefährliche Wendung. — Die wahnſinnige Königin nämlich, über deren Zuſtand man den König, ſo wie über Alles, was ihn am nächſten anging, in Unwiſſenheit erhalten hatte, entwiſchte eines Tages ihren Wächtern und kam auf einem geheimen Gange zu der in die Gemächer ihres Gemahls führenden Glasthür. Dieſe brach ſie auf, verwundete an der zerſchmetterten Scheibe Hände und Arme, und ſtürzte mit Blut bedeckt, in weißem Nachtgewande, mit aufgelöſtem Haar, an das Lager des Königs, den ſie mit Vorwürfen überhäufte. Die herbeieilenden Diener hatten Mühe, die Raſende zu entfernen. Der König glaubte, die weiße Frau geſehen zu haben, welche bei Todesfällen im hohenzollernſchen Hauſe ſich zeigt, und erwartete ſeitdem mit Faſſung ſein nahes Ende. Nachdem er von den Seinigen, beſonders von dem Kronprinzen, rührenden Abſchied genommen, drückte er die feſte Zuverſicht aus, ſeine irdiſche Krone bald mit einer

himmlischen zu vertauschen, und erlosch sanft wie ein Licht[1]) am 25. Februar 1713 im Alter von 55 Jahren und 7 Monaten nach fünfundzwanzigjähriger Regierung.

Die Zeitgenossen haben diesen von Natur gutmüthigen, aber schwachen, eitlen und verschwenderischen König, welcher Zeitlebens ein Spielball in der Hand intriguanter Günstlinge war, weit milder beurtheilt, als wir es nach unserer heutigen Anschauungsweise thun dürfen. In der That kamen mancherlei Umstände zusammen, welche zu seinen Gunsten sprachen.

Einmal ließ man es in jener Zeit noch für einen Entschuldigungsgrund gelten, wenn ein König sich darauf berief, daß er nicht gewußt hätte, was in seinem Lande und an seinem Hofe vorginge, während jetzt vor allen Dingen von einem Fürsten verlangt wird, daß er mit eigenen Augen sehe und seine Ohren nicht vor denen verschließe, die ihm die Wahrheit sagen wollen, auch wenn sie nicht seinen Launen schmeichelt. Ferner hielt man im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die verschwenderische Pracht des Hofstaates noch durchaus für ein angeborenes, gewissermaßen göttliches Vorrecht der Könige, und man war gewohnt, daß bei Ausübung dieses Privilegiums auf die Noth der Unterthanen wenig

---

1) Ausdruck des Grafen Dohna, welcher bei dem Tode zugegen war.

Rückſicht genommen wurde. Endlich aber wirkt in jedem Lande mehr oder weniger das Urtheil der Hauptſtadt beſtimmend auf die Provinzen, und in Berlin genoß der König nach den übereinſtimmenden Zeugniſſen aus jenen Tagen einer großen Volksbeliebtheit. Seine vielen Bauten, ſeine glänzenden Feſte lockten eine Menge von Künſtlern und Handwerkern in die Reſidenz und gaben den Berlinern Gelegenheit zu reichlichem Verdienſt. Die unendliche Maſſe von Vorräthen und Lebensmitteln, welche der Hof aus dem ganzen Lande an ſich zog, wurde nur zum kleinſten Theil verbraucht und das übrige zu niedrigen Preiſen verſchleudert, ſo daß die Bürger trotz allen Druckes der Abgaben ſich für wenig Geld ein behagliches Leben ſchafften, während in den Provinzen wirklich Mangel und Hunger herrſchten. Der treffliche Ordensrath König, welcher jener Regierung um hundert Jahre näher ſtand als wir, macht in dieſer Beziehung folgende merkwürdige Mittheilung: „Ich habe," ſagt er, „alte Leute gekannt, welche zu dieſen Zeiten gelebt hatten, und die von ihnen ſo eingenommen waren, daß ſie nie müde werden konnten, von ihrer Schönheit mit größtem Lobe und mit vielem Aufheben zu ſprechen. Unſere neuen Feſte und Feierlichkeiten waren für ſie nur taube Nüſſe gegen das, was ſie an dem Hofe Friedrich's I. geſehen hatten. — — Auf dem königlichen Schloſſe herrſchte eine Lebhaftigkeit, und die Menge der Bedienten des Hofes, in ihren

prächtigen Livreen, die Trompeter, Pauker, Schweizergarde gab hier einen prächtigen Anblick. Eine alte Kammerfrau der Königin Sophie Dorothea versicherte mir vor etwa zwanzig Jahren, das Berlinische Schloß hätte für sie jetzt etwas Trauriges und Fürchterliches an sich, sie ginge selten oder niemals dahin, weil ihr alsdann, wenn es geschähe, bei der Erinnerung an die ehemals hier geherrschte Pracht die Thränen aus den Augen stürzten."

So ist es erklärlich, daß in den Tagen der letzten Krankheit des Königs eine dichtgedrängte Menge schweigend den Schloßhof erfüllte und als der Monarch sich noch einmal an's Fenster tragen ließ, in lauten Jubelruf über dessen vermeinte Genesung ausbrach. Alles Ueble, was man während dieser Regierung erduldet hatte, schrieb man den Günstlingen und Ministern zu, welche den von den besten und wohlwollendsten Absichten beseelten Monarchen betrogen hätten. Die Trauer um den Sterbenden wurde noch durch die Furcht vor dem künftigen Herrscher erhöht, dessen Strenge und Härte nur zu bekannt war. So starb Friedrich I. allgemein beklagt und bedauert von seinem Volke, welches von den wahren Pflichten eines Monarchen ebenso unklare Vorstellungen hatte, wie der verscheidende König selbst, der mit seinem Gewissen und seinem Gotte versöhnt die müden Augen schloß.

Viertes Kapitel.

Innere Zustände. Künste. Wissenschaften.

Ueber die Staatsverfassung unter Friedrich I. ist wenig zu sagen. Das allgemeine Gerüst, wie es der große Kurfürst aufgerichtet hatte, blieb bestehen, doch lag die thatsächliche Regierungsgewalt vollständig in den Händen der auf einander folgenden Premierminister. Von allen eingehenden Sachen las der König fast nur die auf die auswärtige Politik sich beziehenden. Die Monarchie war eine absolute Willkürherrschaft. Die Stände hatten lediglich die auferlegten Steuern zu vertheilen und einzuziehen, und die preußischen allein versuchten noch ab und zu sich zu widersetzen, mußten sich aber ebenfalls fügen.

Die Staatseinkünfte, welche am Ende der Regierung vier Millionen Thaler überstiegen zu haben scheinen (denn Genaues ist darüber noch nicht bekannt) genügten nicht, um den Unterhalt des kostspieligen Hofhaltes und der Armee zu bestreiten, die zeitweise bis auf 50,000 Mann gebracht wurde, und beim Ableben des Kurfürsten etwa 30,000 Mann stark war. Die österreichischen Subsidien kamen zwar dabei zu Hilfe, allein bei dem verhältnißmäßig hohen Solde, der gezahlt wurde, reichten sie nicht aus. Staatsschulden im Sinne der neueren Zeit zu machen verstand man damals nicht.

Man half sich zum Theil durch die Kopfsteuern und die verschiedenen seltsamen, höchst unzweckmäßigen Besteuerungen, die wir oben kennen gelernt haben; allein bei den unverständigen Versuchen, welche man mit dem Grundbesitz des Staates, mit den Domainen anstellte, konnte natürlich Perückensteuer und Schweinsborstenhandel den Schaden nicht wieder gut machen, den die Thorheit der Projectenmacher anrichtete. Der König nahm bei jeder augenblicklichen Verlegenheit Darlehne von Privatpersonen auf, z. B. 70,000 Thlr. im Jahre 1690 von den vermögenden Kaufleuten und Beamten der französischen Colonie, und von Anderen wiederholt, wenn die Gelder zu den vielen Prachtbauten nicht zu beschaffen waren. — Auch wurden die Beamten, die Künstler und Handwerker sehr unregelmäßig, oft gar nicht bezahlt, und während Wartenberg für seine verschiedenen hohen Aemter 120,000 Thlr. jährlich bezog, ließ er die Unterbedienten darben [1]). Für die ununter-

---

[1]) Als Friedrich Wilhelm I. bei seinem Regierungsantritt den größten Theil des unnützen Hofpersonals entließ und die Gehälter der übrigen auf sehr geringe Summen herabsetzte, wurde auch z. B. die Besoldung des Obermarschalls v. Printzen von 40,000 auf 12,000 Thaler vermindert. Printzen erklärte aber, daß er volle Ursache hätte, zufrieden zu sein, denn unter der vorigen Regierung hätte er weder von Besoldungen noch von seinen einträglichen Gütern jemals baares Geld, sondern immer activ und passiv Schulden gehabt, während er jetzt fast schuldenfrei wäre.

brochene Reihe von Feſten am Hofe mußte das Land die Bedürfniſſe in Folge beſonderer Ausſchreibungen hergeben; von Bezahlung dafür war kaum die Rede. Den Vorſpann zu den Reiſen des Hofes und der Beamten hatten die Bauern zu ſtellen, denen überhaupt die unerträglichſten Laſten aufgebürdet wurden. Von der Ausdehnung der geforderten Leiſtungen kann man ſich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß zur Vermählungsfeier des Kronprinzen das ganze Land Naturallieferungen zu machen hatte, von denen auf die Neumark allein Folgendes kam: 640 Kälber, 7600 Hühner, 1102 Truthühner, 650 Gänſe, 1000 Enten, 1000 Paar Tauben und 120 Schock Eier. Daß zu der Reiſe der hohen Braut von Hannover nach Berlin das Land auf jedem Relais 870 Pferde zu ſtellen hatte, iſt oben erzählt worden.

Indem man auf dieſe Art dem Volke fortnahm, was gerade gebraucht wurde, iſt es erklärlich, daß trotz der unmäßigen Verſchwendung dennoch die Schulden des Königs bei deſſen Ableben ſo unbedeutend waren, daß der Nachfolger dieſelben zum größten Theil durch den Verkauf unnützer Pretioſen und Luxusgegenſtände decken konnte.

Die ſicherſte und ſtets wachſende baare Einnahme

Das wirft ein helles Licht auf die unordentliche Finanzwirthſchaft des Königs. Morgenſtern, Friedrich Wilhelm I. 156.

lieferten die Eingangs- und Ausfuhrzölle und die Accise. Diese stieg z. B. nach der von König mitgetheilten Tabelle zwischen 1690 und 1705 von 58,050 Thaler auf 169,822 Thaler, also fast auf das Dreifache.

Der Adel war für seine Person und seine Güter von allen Steuern befreit, nur zu der Kopfsteuer hatte er beizutragen und erpreßte dann den ihn treffenden Antheil wieder von den Bauern, welche ihrer Herrschaft gegenüber so gut wie rechtlos waren. Ueberhaupt galt damals nach den Begriffen der Fürsten und der Höfe in ganz Europa in wahrem Sinne des Wortes der Spruch, daß die Menschheit erst mit dem Baron anfängt. Man lese die Aufzeichnungen von Buch, von Pöllnitz und die noch viel späteren des Freiherrn v. Loën, um ein recht anschauliches Bild davon zu erhalten, wie der Adel sich für die allein berechtigte Menschenklasse ansah, und auch bei Bürgern und Bauern wenig Widerspruch fand, wenn er annahm, daß die anderen Leute eigentlich dazu geschaffen wären, um die Mittel des Genusses für die gnädigen Herren herbeizuschaffen.

Daß in der Knechtschaft der ländlichen Bevölkerung ein Hauptgrund für die Armuth des Landes zu suchen sei, davon hatte man im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch keine Vorstellung. Wohl begegnet uns in den Erlassen des Königs an mehr als einer Stelle eine Ahnung davon, daß das Wohl und der Reichthum des Staates nur durch aufblühende, gewerbliche und

landwirthschaftliche Thätigkeit gefördert werden kann, allein die Staats- und Finanzwissenschaft war über die Mittel zu diesem Zweck völlig im Unklaren. Alles, glaubte man, komme darauf an, das baare Geld im Lande zu behalten und möglichst viel neues baares Geld hineinzuziehen, deshalb suchte man neue Fabriken anzulegen und verbot die Einfuhr der Erzeugnisse fremden Gewerbfleißes. Es wurde befohlen, daß das Tuch zu den Uniformen der Soldaten, so wie für die nach damaliger Sitte sehr umfangreichen Trauerbekleidungen der Kirchen und Wohnungen nur aus inländischen Manufacturen genommen werden sollte, und allerlei aufmunternde Einrichtungen zur Hebung der Wollspinnerei und Wollweberei wurden getroffen. Damit steht denn freilich in schroffstem Gegensatz der Umstand, daß der König alle prachtvollen Garderobenstücke für sich und den Hofstaat aus Paris kommen und z. B. den Schmuck für die Kronprinzessin daselbst für so enorme Summen einkaufen ließ, daß Ludwig XIV. den Wunsch äußerte, es möchten recht viele deutsche Fürstentöchter zum Heile der französischen Fabrikanten so kostbar ausgestattet werden.

Aehnlichen Widersprüchen begegnen wir auf allen Gebieten der Staatsverwaltung. Auf der einen Seite verbietet der König, die Unterthanen übermäßig anzustrengen und zu prügeln, und doch trug er selbst durch den kolossalen Wildstand, der für seine Jagdvergnü-

gen gehalten werden mußte, dazu bei, daß die Aecker und die Saaten der Bauern von Tausenden wilder Schweine und Hirsche verwüstet und zerstört wurden. Auf die Vertilgung der Wölfe setzte er Preise, das Tödten der dem Holze so sehr schädlichen Biber aber wurde bei schwerer Strafe verboten.

Dergleichen Anordnungen konnten nur geringen Erfolg haben, weil sie an dem Widerspruche litten, daß zwar eine bessere Volkswirthschaft angestrebt, daneben aber die ungemessenste Verschwendung am Hofe und die Vergeudung der Staatseinkünfte für unnütze Ausgaben und zur Bereicherung der Günstlinge fortbestehen sollten. So ist es nicht zu verwundern, daß der König auf den Gedanken verfiel, sich die ersehnte Quelle des Reichthums auf dem kürzesten Wege, nämlich durch Goldmacherei zu verschaffen, und mit einer wunderbaren Beharrlichkeit lieh er in solcher Beziehung den verwegensten Betrügern sein Ohr.

Das größte Aufsehen machte nach dieser Richtung hin ein Abenteurer, der sich Graf v. Ruggiero nannte, und durch höchst geschickte, betrügerische Proben seiner Kunst Jahre lang große Summen von dem leichtgläubigen Monarchen zu eutlocken wußte. Er nahm denselben so für sich ein, daß er den Schwindler sogar zum Generalmajor ernannte. Mehrmals entflohen, wurde er immer wieder zurückgeholt, und es gelang ihm von Neuem, den König zu täuschen, bis es zuletzt haupt-

sächlich dem nüchternen, geraden Verstande des Kronprinzen gelang, den Betrüger zu entlarven, der alsdann in Küstrin an einem mit Goldschaum beklebten Galgen in einer goldpapiernen Kleidung aufgehängt wurde.

Der Glaube an die Möglichkeit, Gold zu machen und den Stein der Weisen zu finden, war damals noch allgemein verbreitet. Hat doch sogar Leibnitz sich in seiner Jugend eifrig mit alchymistischen Studien beschäftigt; bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus waren die gebildetsten Menschen in ähnlichem Wahne befangen, wie unter Anderem aus Göthe's Jugendleben bekannt ist. Es galten diese Untersuchungen sogar für ein frommes Werk, weil sie beweisen sollten, wie Gott auch in irdischen Dingen seine Wunderkraft zeigt. Sonst hätte auch Friedrich I. sich bei aller Sehnsucht nach Gelderwerb keinem Adepten anvertraut, denn der König, obgleich er seine Unterthanen ruinirte, um seine Prunksucht und Eitelkeit zu befriedigen und die Langeweile von seinem Hofe zu vertreiben, war doch nach seinem eigenen Bewußtsein und auch nach den Begriffen der Zeitgenossen ein frommer Mann. Die Kirche und die Geistlichkeit hatte nämlich seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in dem mit immer wachsenden Eifer fortgeführten Hader über Glaubensstreitigkeiten ihr Augenmerk so ausschließlich auf die theologische und dogmatische Seite gewendet, daß sie über dem Kampf, den Katholiken, Reformirte

und Lutheraner gegen einander führten, den Kampf gegen die Sünde aus den Augen verloren und viel mehr Frömmigkeit in dem Festhalten an dem confessionellen Standpunkte, als in Handlungen christlicher Liebe erblicken wollte.

Friedrich folgte nur den Ueberlieferungen seines Hauses, wenn er nächst dem Schutze, welchen er, wo er konnte, den Evangelischen gegen die Bedrückung der Katholiken angedeihen ließ, besonders auch die Versöhnung zwischen Lutheranern und Reformirten sich zur Aufgabe stellte. Seine eigene Schwester vermählte er mit dem lutherischen Herzog von Sachsen-Zeitz und rief dadurch einen gewaltigen Federkrieg zwischen den orthodoxen Lutheranern in Wittenberg und Leipzig und ihren Gegnern hervor. Des Königs dritte Vermählung mit einer Lutheranerin, so unglücklich diese Verbindung auch ablief, gab doch ebenfalls Zeugniß davon, wie sehr er eine Ausgleichung der Religionsparteien anstrebte. Daß es nicht gelang, ihn in das Bündniß gegen Carl XII. hineinzuziehen, daran war hauptsächlich auch die Freude über den Eifer schuld, mit welchem der Schwedenkönig sich der bedrückten Evangelischen in Schweden angenommen hatte, und als Ludwig XIV. nach dem Tode Wilhelm's des Oraniers sich anschickte, die reformirten Bewohner des Fürstenthums Orange zu verfolgen, so lud Friedrich I. dieselben mit eben der

Liberalität in seine Staaten ein, die einst der große Kurfürst gegenüber den französischen Auswanderern bewiesen hatte. Den bedrängten Glaubensgenossen in der Pfalz verschaffte er wesentliche Erleichterung dadurch, daß er die im Preußischen wohnenden Katholiken ebenso zu behandeln drohte wie der Kurfürst von der Pfalz seine evangelischen Unterthanen, und als der Kaiser den Prinzen Eugen nach Berlin geschickt hatte, um eine Verstärkung der preußischen Hilfstruppen zu erwirken, so benutzte der König auch diese Gelegenheit zu ernsten Vorstellungen über das den Protestanten in den österreichischen Erblanden und in Ungarn zugefügte Unrecht.

Uebrigens war der König wohl berechtigt, bei den anderen Fürsten auf Toleranz zu dringen, da er selbst sie gegen Andersgläubige übte und sich z. B. gegen die Katholiken durchaus gerecht und auch gegen die Juden milde und menschlich verhielt. Diesen letzteren erlaubte er schon 1697, sich eine Synagoge in Berlin zu erbauen und bewies große Geduld bei den Streitigkeiten, die sich deshalb in der Gemeinde erhoben. Denn obgleich nicht mehr als 70 jüdische Familien in Berlin ansäßig waren, so hatten sich doch unter denselben zwei Parteien gebildet, die einander anfeindeten. Der Hofjuwelier Liebmann und der Leibjude des Kronprinzen, Namens Magus, standen an der Spitze derselben.

In Folge der Denunciationen, die sie gegen einan-

der vorbrachten, kam es zur Sprache, daß eins ihrer Gebete, mit dem Worte Alenu anfangend, den Heiland läſtern ſollte, und ohne die verſtändigen, den Geiſt der Milde athmenden Verordnungen des Königs, der ſich von dem Ungrund der Anſchuldigungen ſo ziemlich überzeugt hatte, wäre es leicht zu einer allgemeinen Judenverfolgung gekommen, zu der nicht nur der Pöbel, ſondern auch viele zelotiſche Geiſtliche große Luſt verſpürten. Geſchimpft, verſpottet und auch geſchlagen wurden die Juden ohnehin faſt überall, wo ſie ſich ſehen ließen, doch das waren ſie ſeit Jahrhunderten nicht anders gewohnt. — Um aber zu größeren Exceſſen jeden Anlaß zu verhüten, verordnete der König, daß die verdächtigen Worte aus dem angeführten Gebete fortblieben. Wer ſie dennoch leiſe in ſeinem Herzen ſpreche, den wolle er der göttlichen Strafe überlaſſen, und der Herr Chriſtus werde zur rechten Zeit ſchon ſeine Ehre retten.

In ähnlich aufgeklärter Weiſe erging ein Reſcript über das ſogenannte Buch Rabboth, welches Gotteslaſterungen enthalten ſollte, und auf der andern Seite ließ ſich der König, in dem Bewußtſein, die Juden gegen ungerechte Anſchuldigungen durch ſeine Maßregeln zu ſchützen, auch nicht von ihnen dahin bringen, das damals viel Aufſehen machende Buch des Heidelberger Profeſſors Eiſenmenger „das entdeckte Judenthum“ in ſeinen Landen zu verbieten. Dem Levi

David gestattete er dagegen eine eigene hebräische Buchdruckerei in Berlin zu errichten [1]).

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Liebmann und nach dessen Tode die kluge Wittwe desselben, welche bei dem Könige freien Zutritt hatte und seine Juwelenankäufe vermittelte, auf dessen milde Stimmung gegen die verfolgte Nation großen Einfluß hatte, wie sie denn zugleich dafür sorgte, daß die hohen Steuern und Abgaben der Juden immer regelmäßig eingingen, und daß die reichen Israeliten bei den häufig vorkommenden Geldverlegenheiten des Hofes stets zu Darlehen bereit waren.

Um nun zu den Bemühungen zurückzukehren, welche der König anwendete, zwischen Reformirten und Lutheranern eine Aussöhnung zu bewirken, so hatte schon Leibnitz, der mit großem Eifer nach dieser Richtung hin wirkte, zuletzt in seiner gewohnten, weitschauenden Weise das Richtige erkannt, indem er sagte, es werden alle äußerlichen Bemühungen nichts helfen, bis die Zeit von selbst ihren mildernden Einfluß übe. So ist es denn auch dahin gekommen, nicht daß die eine Partei zu Gunsten der andern Etwas von ihrem Glauben aufgegeben hätte, sondern die Menschen sind allmählich

---

1) Vergleiche König's Annalen der Juden in der Mark, p. 138. 223 und sonst.

klüger und einſichtiger geworden und haben begriffen, daß verſchiedene Anſichten über die Natur des Abendmahls oder über die Rechtfertigung durch den Glauben das friedliche Beiſammenleben der Menſchen nicht ſtören dürfen. Denn worauf es ankommt, iſt nicht, daß alle Menſchen daſſelbe glauben, ſondern daß die Andersgläubigen ſich untereinander vertragen und ſich als Mitmenſchen und Kinder deſſelben Gottes lieben lernen.

Dergleichen Anſchauungen begannen bereits um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts im Stillen ſich auszubreiten. Die Verſtändigeren und wahrhaft Frommen wurden des Gezänkes ihrer Geiſtlichen und des Verketzerns von den Kanzeln herab müde, und heiße Sehnſucht nach wahrer Erbauung und innerer Erhebung führte die heilsbedürftigen Seelen zu einander. Ein kleines Kirchlein für ihre Andacht innerhalb der großen Kirche wollten ſie errichten, und es entſtand die Gemeinſchaft der Stillen im Lande oder der Pietiſten, welche mehr als hundert Jahre lang in Deutſchland ſo große Verbreitung und Wirkſamkeit erlangen ſollten. Der Umſtand, daß ſich dieſe frommen Leute namentlich in den erſten Zeiten von dogmatiſchen Streitigkeiten fern hielten und in ihren Verſammlungen eine friedfertige Kirche darzuſtellen ſuchten, erwarb ihnen die Gunſt König Friedrich's, weil dieſer Fürſt dem von ſeinem großen Vater betretenen, und von den hohenzollernſchen Regenten auch nie verlaſſenen Wege folgend,

ſtets darauf bedacht war, die verſchiedenen evangeliſchen Confeſſionen mit einander zu verſöhnen. Das allein erklärt es, wie am Berliner Hofe, wo jede Art von äußerlichem Glanze und weltlicher Luſtbarkeit mit größter Vorliebe gepflegt und zur Schau getragen wurde, dennoch eine ſtille Genoſſenſchaft von Menſchen, welche die Freuden der Welt für ſündhaft erklärten, von Schauſpielen, Tanz und Schmauſereien Nichts wiſſen wollten, und ihr Leben nur mit gegenſeitiger Ermahnung und Erweckung zu innerlicher Wiedergeburt ausfüllten, zu Anſehen und Einfluß gelangen konnten.

Die beiden hervorragendſten Männer unter dieſen Pietiſten ſtanden in näherer Beziehung zu dem Könige. Der ehrwürdige Spener beſchloß 1705 als Probſt zu Berlin ſeine Laufbahn, und Auguſt Hermann Franke, der glaubensſtarke Begründer des halliſchen Waiſenhauſes, aus Erfurt und Leipzig von den orthodoxen Eiferern verjagt, erhielt an der neugegründeten Univerſität Halle eine ehrenvolle Wirkſamkeit. Um dieſe Beiden ſchaarten ſich weite Kreiſe von gleichgeſinnten Männern und Frauen aus allen Ständen, die theils durch perſönlichen Umgang, theils durch ausgedehnten Briefwechſel ſich von ihren inneren Zuſtänden und Erweckungen in Kenntniß hielten, und ohne aus der Kirche auszuſcheiden, doch in beſonderer häuslicher Erbauung vorzügliche Befriedigung für ihre Seelenbedürfniſſe ſuchten, und ſich dann von ſelbſt bald durch die Einfachheit

ihrer Kleidung und Lebensweiſe und durch die Zurückgezogenheit von allen lauten Freuden der Welt, vor den übrigen Menſchen auch äußerlich auszeichneten.

In Berlin waren damals gerade unter den Lutheranern die Streitigkeiten über die Teufelaustreibung bei der Taufe und über die Privatbeichte heftig entbrannt und führten zu den ärgerlichſten Auftritten, die der König vergeblich zu beſchwichtigen ſtrebte, wobei er den vermittelnden Beiſtand Spener's und der Seinigen wohl zu würdigen wußte. Auch für die beſſere Einrichtung der Armenpflege waren die Pietiſten thätig und ſuchten dem Mißbrauche entgegenzuwirken, daß die Gelder, welche für die Unterſtützung der Armen beſtimmt waren, z. B. der Stempel für Spielkarten, gar oft von den Günſtlingen des Königs für den Luxus des Hofes verwendet wurden.

Da war es höchſt ſegensreich, daß Franke es verſtand, die Theilnahme des Publikums für ſeine Anſtalten in einem bis dahin in Deutſchland unerhörten Grade zu erwecken. Mit Nichts hatte er angefangen, aber von allen Seiten ſtrömten ihm aus Hütten und Paläſten die Beiträge ſo reichlich zu, daß der würdige Mann es noch erlebte, wie ſeine Schulen, Apotheken, Hoſpitäler und Seminare neben der mit dem Gelde des edlen Canſtein gegründeten Bibelanſtalt zu einer kleinen Stadt anwuchſen, und vielen Tauſenden Unterhalt, Erziehung und Heilung gewährten.

Von gleich großen, obgleich ganz anders gearteten Erfolgen war die Wirkſamkeit eines dritten Mannes begleitet, welcher ſich dem Kreiſe der Pietiſten anſchloß, nicht ſowohl wegen der Uebereinſtimmung der religiöſen und kirchlichen Anſichten, als weil auch er der Verfolgungswuth der Orthodoxen zum Opfer geworden war. Chriſtian Thomaſius, am 1. Januar 1655 zu Leipzig geboren, fühlte von Jugend auf einen unwiderſtehlichen Drang, ſich von dem herrſchenden Autoritätenglauben loszumachen und durch vernünftiges Nachdenken dem Weſen der Dinge auf den Grund zu kommen. Das mußte ihn von ſelbſt zu einem Gegner der Theologen machen.

Indem er die von Hugo Grotius und Pufendorf begründete Wiſſenſchaft des Naturrechtes weiter verfolgte, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß der Begriff des Rechtes nicht erſt durch die zehn Gebote offenbart ſei, ſondern daß er aus unſerer angeborenen, ſittlichen Natur hergeleitet werden müſſe. Das klang in den Ohren der ſtrengen Lutheraner wie ein Angriff gegen Gott ſelbſt, und Thomaſius wurde des Atheismus beſchuldigt. Aber nicht allein die Theologen, ſondern das geſammte gelehrte Philiſterthum brachte er in Aufregung, als er zuerſt von allen deutſchen Profeſſoren es unternahm, ſeine Vorträge nicht lateiniſch, ſondern in der Mutterſprache zu halten, und das bisher unbefleckte ſchwarze Brett der Leipziger Hochſchule durch einen deutſch

geſchriebenen Anſchlag zu entweihen. Um ihn zu ſtürzen, brachten ſeine Feinde die Anklage vor, er habe behauptet, die Gewalt der Könige ſtamme nicht unmittelbar von Gott. Man ſtrengte einen Prozeß gegen ihn an, der aber niedergeſchlagen wurde. Indeſſen gelang es bald, ihn von einer anderen Seite zu faſſen.

Die Schweſter des erſten Königs von Preußen hatte ſich mit dem lutheriſchen Herzoge von Sachſen-Zeitz verlobt. Darüber erhoben die Lutheraner einen großen Lärm und behaupteten, es könnte keine chriſtliche Ehe zwiſchen verſchiedenen Confeſſionsverwandten beſtehen. Unaufgefordert bekämpfte Thomaſius dieſe Eiferer in einer eigenen Schrift, für welche ihn Friedrich I. (damals noch Kurfürſt), dem er ſie nicht einmal überſchickt hatte, mit 100 Dukaten belohnte. Der Dresdener Hof aber, der aus politiſchen Gründen gegen dieſe Heirath eingenommen war, verbot dem kühnen Profeſſor, ſeine Vorleſungen weiter zu halten, und man drohte, ihn auf den Königsſtein gefangen zu ſetzen. Da entſchloß er ſich auszuwandern, und ſeine höhnenden Gegner ließen das Armenſünderglöckchen hinter ihm herläuten. Thomaſius wandte ſich nun nach Berlin, wo er 1690 die Erlaubniß erhielt, in Halle ſeine Vorleſungen fortzuſetzen „vor der Jugend, die ſich da vielleicht bei ihm einfinden möchte," wie es in dem kurfürſtlichen Erlaſſe heißt. Man gab ihm den Titel eines Raths und 500 Thaler Beſoldung, und ſchon bei

dem erſten Vortrage, den er in dem Lokale der 1680 errichteten Ritterakademie hielt, hatte er fünfzig Zuhörer, von denen ein großer Theil ihm aus Leipzig nachgefolgt war. Dadurch wurde bei dem Kurfürſten deſſen ſchon früher gefaßter Plan befeſtigt, dieſe Akademie in eine lutheriſche Univerſität zu verwandeln, damit ſeine Landeskinder nicht nöthig hätten, die zankſüchtigen Wittenberger Profeſſoren zu hören. Spener war es, der ganz beſonders darauf aufmerkſam machte, wie wichtig eine theologiſche Pflanzſchule für den Staat werden müßte, der 6000 Pfarrämter zu vergeben hätte. So wurde denn durch Berufung von tüchtigen Gelehrten ſchon 1691 eine theologiſche Facultät gebildet, die in Spener's Geiſte dachte und arbeitete [1]).

Daß auch die geſammte Univerſität Halle ſich ſchnell zu einer Blüthe erhob, wie ſie nur etwa in Wittenberg zu Luther's Zeiten geſehen worden, ſo daß ſie bald mehr als 2000 Studirende zählte, davon gebührt das Verdienſt hauptſächlich der großen Anziehungskraft, welche Thomaſius übte. Sein Witz und ſeine gute Laune ergötzten die Zuhörer ebenſo ſehr, wie ſeine Gelehrſamkeit ihnen förderlich war. Un grain de plaisanterie assaisonne tout! pflegte er zu ſagen.

---

[1]) Spener's Leben von Hoßbach II. 12. — Hettner, Literatur des 18. Jahrhunderts, Abſchnitt: Thomaſius, p. 90 sqq. Luden's Thomaſius.

Er ist der Repräsentant des geraden, gesunden Menschenverstandes, welcher bis auf unsere Tage für den preußischen Beamtenstand bezeichnend geblieben ist, und den die Schüler des geistreichen Mannes in weite Kreise verbreiteten. Anregend und aufklärend wirkte er nach den verschiedensten Seiten hin. Als Mitglied des Halle'schen Schöppenstuhles hatte er Gelegenheit, die Abscheulichkeit der Hexenprozesse aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Seiner mündlichen und schriftlichen Belehrung ist hauptsächlich die Beseitigung dieses die Menschheit entehrenden Unfugs zuzuschreiben. Auch gegen den Mißbrauch der Folter trat er auf [1]), indem er deren Anwendung auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt wissen wollte. Nicht das geringste seiner Verdienste besteht auch darin, daß er zuerst darauf drang, deutsches Recht in deutscher Sprache zu lehren und in der Praxis zur Geltung zu bringen. Deshalb wandte sich auch Friedrich Wilhelm I., dieser durch und durch deutsche König, an den ihm „wegen seiner Dexterität und seiner Gelehrsamkeit" bekannten Thomasius, um dazu behilflich zu sein, daß bei der Gesetzgebung das

[1]) Es kann nicht geleugnet werden, daß es Fälle giebt, wo es ganz gerechtfertigt erscheint, ein Geständniß durch äußere Gewalt zu erzwingen, z. B. wenn ein geständiger und überführter Dieb die Angabe des Ortes, wo er das Gestohlene verborgen hat, hartnäckig verweigert. In solchen und ähnlichen Fällen wollte Thomasius die Tortur noch beibehalten.

preußische Recht von dem Formenzwang des römischen Rechtes befreit würde [1]).

Sehr bald gewann Thomasius selbst bei seinen alten Gegnern die größte Anerkennung. Die Leipziger, welche um ihn zu verhöhnen, den Spruch aufgebracht hatten: „In Halle giebt es nur Halloren und Hallunken," suchten jetzt vergeblich, ihn durch die glänzendsten Anerbietungen zu sich zurückzuführen. Thomasius starb 1728 im 74. Jahre seines Alters als preußischer geheimer Rath und Director der Halle'schen Universität. Seine Schriften kommen uns heut geschmacklos vor und werden nur noch von einem oder dem anderen Stubengelehrten gelesen. Daran ist hauptsächlich der unglaubliche Mangel an ästhetischem Gefühl schuld, welcher jener ganzen Zeit eigenthümlich ist. Thomasius hielt die Lohenstein und Hofmanswaldau für viel größere Dichter als Sophokles und Pindar. Homer, der alte Narr, sagte er, war ein Meistersänger wie Hans Sachs, nur hat letzterer mehr Artigkeit und Judicium. Allein solche Geschmacksverirrung kann uns nicht hindern, dem Urtheil Friedrich des Großen beizustimmen, welcher von Thomasius sagt, daß er neben Leibnitz von allen Gelehrten, die Deutschlands Ehre verherrlicht haben, dem menschlichen Geiste die wichtig-

[1]) Stobbe, Rechtsquellen II. 420. 448.

sten Dienste geleistet; — und noch 1794 nannte ihn Gedike den größten Reformator nächst Luther. —

Die Gründung der Universität Halle war diejenige Regierungshandlung, durch welche Friedrich I. sich das größte Verdienst um die Wissenschaften erworben hat. Was er sonst auf diesem Gebiete versuchte, hatte keinen besonderen Erfolg. Von der Akademie der Wissenschaften werden wir in dem der Königin Sophie Charlotte gewidmeten Kapitel sprechen. — Eine in Berlin gegründete Fürstenschule, an welcher unter Andern Spener Genealogie lehrte, worin er gründliche Kenntnisse besaß, hatte nur kurzen Bestand. Die Einrichtung war viel zu prachtvoll, die Schüler wurden verzärtelt und lernten Nichts. Die Ritterakademien und Kadettenhäuser sind späterhin gewissermaßen die Fortsetzung jenes Versuches geblieben.

Unter den von Friedrich begünstigten Gelehrten ist besonders Pufendorf zu nennen, dem er für die unvergleichliche Geschichte des großen Kurfürsten 10,000 Thaler versprach, aber nur zum kleinsten Theil zahlte. Die Wittwe des großen Historikers konnte nicht zu dem — schuldigen Honorar gelangen und lebte in Dürftig-

[1]) wobei sie sich damit trösten mußte, daß der König ganz gere[illegible]Manne ein sehr prachtvolles Begräbniß hatte zu erzwinge[illegible]n lassen. — Für lobhudelnde Gedichte und die Angabe de[illegible] Verherrlichung der unvergleichlichen Tunäckig verweigert. maßus die Tortur[illegible]nigs war dagegen immer baares Geld

vorhanden und die Verfasser wurden mit Ehrenketten und Medaillen belohnt.

Man pflegt vor allen Dingen Friedrich's Liebe zu den schönen Künsten zu rühmen, und es läßt sich nicht leugnen, daß herrliche Denkmäler uns an die Zeit seiner Regierung erinnern. Die Statue, die er seinem großen Vater errichten ließ, ist in ihrer Art nirgends und niemals an Großartigkeit der Auffassung und der edlen Haltung übertroffen, und darf den hervorragendsten Werken des classischen Alterthums an die Seite gestellt werden. Die Façade des Berliner Schlosses, das Zeughaus, die lange Brücke und die regelmäßige Friedrichsstadt zu Berlin geben Zeugniß von seinem Geschmack für Pracht und Glanz. Aber auch auf diesem Kunstgebiet tritt uns der kleinliche Charakter des Königs störend entgegen. Den größten Baumeister und Bildhauer seiner Zeit, den berühmten Schlüter, verstand er nicht zu würdigen, und zog dem fleißigen verständigen Manne den unbedeutenden Eosander von Göthe vor, weil dieser Junker den Launen des Hofes besser zu schmeicheln verstand. Auch nimmt es sich zugleich lächerlich und betrübend aus, wenn in den prachtvollen Ankündigungen der Festlichkeiten, die bei Errichtung jenes großen Reiterbildes stattfanden, Schlüter's kaum beiläufig gedacht wird, während der allerdings in seinem Fache treffliche Gießer Jakobi das höchste Lob und die höchste Ehre davonträgt. Sein Name wurde

laut gepriesen und sein Bildniß auf Medaillen geprägt und in Kupfer gestochen, während kaum irgend ein unscheinbares Bild aufzufinden ist, welches uns Schlüter's Züge vergegenwärtigen könnte[1]). Der König und das Publikum scheinen den, welcher die Formen in Erz hinstellte, für einen größeren Künstler gehalten zu haben, als den Erfinder, der sein Werk nur in weichem Thon zu bilden hatte. Bei der Einweihung der Brücke erhielt Jakobi vom Könige eine goldene Gnadenkette. Von einer Belohnung Schlüter's wird Nichts erwähnt[2]). Vernachlässigt und gekränkt und in Folge eines mißlungenen Baues, den er gegen seine vernünftigen Vorstellungen auf ausdrücklichen Befehl des Königs hatte ausführen müssen, seines Amtes als Oberhofbaumeister und des damit verbundenen Gehaltes beraubt, verließ Schlüter 1713 den Hof und folgte einem Rufe nach Petersburg, wo er bereits im folgenden Jahre starb. — Sein Leben ist ein trauriger Beitrag zu der Leidensgeschichte berühmter deutscher Künstler und Gelehrten. Denn unser Vaterland hat erst angefangen seine großen

---

1) Wenn der treffliche König behauptet, es existire gar kein Portrait von Schlüter, so irrt er. In einer Fascikel der Steinwehr'schen Bibliothek findet sich ein Blatt, wo er neben Jakobi abgebildet ist, allerdings aus etwas späterer Zeit, aber offenbar nach einem Portraitrelief gearbeitet.

2) Küster, altes und neues Berlin III. 34.

Männer zu ehren und zu belohnen, ſeitdem es faſt keine mehr erzeugt! —

Die von ſeinem Vater mit ſo vieler Liebe gepflegte Bibliothek vermehrte Friedrich I. durch Ankäufe von gedruckten Werken und Manuſcripten. Der Fonds zu Anſchaffungen wurde erhöht und die Beſtimmung, daß von jedem im Lande gedruckten Buche zwei Exemplare an die königliche Sammlung abgeliefert werden müſſen, ſtammt aus dieſer Zeit; der Nutzen einer ſolchen Verordnung war damals ſehr gering, weil in Preußen wenig gelehrte Werke erſchienen. Dennoch galt auch im Auslande die königliche Bibliothek für eine der vorzüglichſten in Deutſchland. Die Münzſammlung und das Kunſtkabinet vermehrten ſich bedeutend und koſtbare Spielereien blieben noch lange in der Mode.

Das Hauptgebrechen, an welchem die Culturzuſtände unter Friedrich I. litten, beſtand darin, daß die erzielten Blüthen der Kunſt und Wiſſenſchaft in der That nur vorzeitig durch die künſtliche Temperatur der Hofluft emporgetriebene Treibhauserzeugniſſe waren und nicht in dem geſunden Boden einer tüchtigen Volksbildung wurzelten. Daran krankte auch die Akademie der bildenden Künſte, welche den Anregungen Dankelmann's, der ſelbſt Liebhaber und Kenner war, ihr Entſtehen verdankt, aber erſt 1698 wirklich in's Leben trat. Friedrich's Vorliebe für pomphafte und überladene allegoriſche Darſtellungen ließ es zu keinen recht erfreu-

lichen Leistungen kommen, und selbst Schlüter mußte sich dem herrschenden Geschmacke fügen; doch hat er mit staunenswürdiger Genialität es verstanden, auch solche Auswüchse den wahren Gesetzen der Schönheit dienstbar zu machen. Immerhin wurde eine große Anzahl von Künstlern beschäftigt und junge Talente wurden unterstützt. Es würden sich im Laufe der Zeit gute Ergebnisse entwickelt haben, wenn nicht nach Friedrich's Tode dessen Nachfolger das ganze Institut vollständig vernachlässigt und dem Verfall überlassen hätte.

Die Musik fand besonders in der Königin Sophie Charlotte eine einsichtige Gönnerin, und mehrere der besten ausübenden Künstler und Componisten versammelten sich an ihrem Hofe, wo auch der dreizehnjährige Händel von 1698 bis zu seiner Uebersiedelung nach Hamburg verweilte. Der König unterhielt ebenfalls eine gute Kapelle, besonders aber viele Pauker und Trompeter, die in prächtiger Kleidung durch den Schall ihrer Instrumente die Hoffeste verherrlichen und dem unten harrenden Volke verkünden mußten, wenn Se. Majestät sich zur Tafel setzte oder eine Gesundheit ausbrachte. Die aufgeführten Tonstücke scheinen sehr künstlich nach verwickelten Regeln abgefaßt gewesen zu sein, ohne sonderlich viel melodischen Reiz zu besitzen.

Eine italienische Oper hatte Friedrich mit großen Kosten kommen lassen und prachtvoll ausgestattet; als aber in den letzten Regierungsjahren des Kronprinzen

haushälterische Ansichten größeren Einfluß gewannen, entließ man die Truppe und verschenkte die Kostüme an die Armen, die nun in der Kleidung von Königen, Oberpriestern und Imperatoren sich bettelnd auf den Straßen zeigten.

Das gab eine drollige Versinnlichung der Gegensätze, die in dem Berliner Leben unvermittelt neben einander lagen, entsprechend dem gesammten Zustande der Volksbildung, welche innerlich noch recht roh und ungeschlacht, mit einem Firniß französischen Wesens und französischer Sprache überzogen war. Pariser Trachten und Sitten wurden in übertriebener Weise nachgeäfft. Puder und Perücken, Schminke und Schönpflästerchen waren bis in die untersten Stände verbreitet und französische Liederlichkeit und Leichtfertigkeit in Liebessachen griff immer weiter um sich.

Wie viele der Höflinge, so ruinirten auch Bürgersleute sich durch unmäßigen Kleiderluxus, dem wiederholte Verordnungen vergeblich zu steuern suchten. Dabei war die Polizei so schlecht und das Eigenthum so wenig geschützt, daß man z. B. während des Leichenbegängnisses der Königin Sophie Charlotte die Bürger bewaffnen mußte, um die Häuser vor Einbruch zu sichern, weil ganze Diebesbanden am hellen Tage plündernd die Straßen durchzogen. Die niederen Polizeibeamten galten für unehrlich, und die Kinder derselben wurden nicht in den Zünften zugelassen, was der König verge-

bens abzuſtellen ſuchte, indem er ſie für Staatsbeamte erklärte und ihnen Uniform gab.

Das Alles zeigt genugſam, wie der erſte König von Preußen nicht auf dem richtigen Wege wandelte, wenn er ſeinem Reiche den Platz unter den europäiſchen Mächten ſichern wollte, den er durch ſeine Rangerhöhung in Anſpruch nahm. Nur eine gänzliche und gründliche Umkehr konnte vom Verderben retten, und der gute Geiſt unſeres Vaterlandes hat dafür geſorgt, daß der Nachfolger Friedrich des Erſten der rechte Mann dazu war, um eine ſolche Umkehr zu bewirken. Bevor wir aber zu der Erzählung der Vorgänge unter der neuen Regierung übergehen, wollen wir noch der Königin Sophie Charlotte einen beſonderen Abſchnitt widmen, deren edle und eigenartige Erſcheinung wohl dazu angethan iſt, das Intereſſe der Nachwelt in ebenſo hohem Grade zu feſſeln, wie ſie von den Mitlebenden geehrt und bewundert wurde.

Fünftes Kapitel.

Die Königin Sophie Charlotte.

Friedrich's zweite Gemahlin ſtammte in directer Nachkommenſchaft von Maria Stuart ab. Eine Enkelin dieſer unglücklichen Königin war mit dem Winterkönig Friedrich von der Pfalz vermählt, und wir haben

geſehen, wie ſie auf ihren Irrfahrten einſt in Küſtrin ein dürftiges Unterkommen fand. Ihre Tochter Sophie wurde die Gattin des Prinzen Ernſt Auguſt von Hannover, welcher ſpäter durch den Tod ſeiner Brüder zur Regierung und dann zur kurfürſtlichen Würde gelangte. Aus dieſer Ehe ward am 20. October 1665 Sophie Charlotte geboren. Mit ſchönen Anlagen des Geiſtes und des Herzens verband ſie einen leichten und heitern Sinn. Es fehlte ihr nicht jener geniale Zug, der ſo vielen Gliedern der Stuart'ſchen Familie gemeinſam iſt. Schon als Kind hatte ſie ihre Eltern nach Italien begleitet, und ſpäter wurde die fünfzehnjährige, frühentwickelte Prinzeſſin von ihrer Mutter nach Paris geführt, einer Einladung Ludwig des XIV. folgend, welcher die Abſicht gehabt haben ſoll, ſie mit ſeinem Thronerben zu vermählen, was ſich jedoch wieder zerſchlug.

Für Sophie Charlottens geiſtige Bildung blieb es von der größten Bedeutung, daß ſie gerade die Zeit, wo ſie zur Jungfrau heranzureifen begann, in der Nähe der beiden geiſtreichen Verwandten ihres Hauſes, der Herzogin von Orleans, geb. Prinzeſſin von der Pfalz, ihrer Couſine, und der Aebtiſſin Louiſe Hollandine von Montbuiſſon, ihrer Tante, der Jugendgeliebten des großen Kurfürſten, verlebte. Beide Frauen waren, jede in ihrer Art, über die Vorurtheile der Zeit erhaben, und während die Herzogin von Orleans, eine durchaus biedere und ſittliche Natur, ihrem Ekel über

das heuchlerische und verderbte Hofleben zu Versailles in zahllosen, lustigen, oft cynischen Briefen an Verwandte und Freunde schonungslosen Ausdruck gab, so trug die Aebtissin von Montbuisson die ganze Frivolität der verdorbenen französischen Gesellschaft offen zur Schau, und nur das warme Interesse der alten Dame für Kunst und Wissenschaft, und ihre witzige und muntere Laune waren im Stande, den Widerwillen zu mildern, den sie durch ihren unmoralischen Lebenswandel erregte. Genial und zugleich für das ganze Wesen dieser höchst weltlichen Aebtissin charakteristisch ist die Antwort, welche sie ihrer Nichte gab, als diese sie wegen der Beschwerlichkeit bedauerte, welche der allnächtliche Besuch der Klosterkirche ihr verursachen müßte. Lachend sagte sie: Ihr Anderen wißt nicht, wie wir Maler sind, wir sehen gern finstere Oerter und die Schatten, so die Kerzen machen, das giebt uns alle Tage neue Künste zur Malerei.

Wahrlich es konnte kaum etwas Gefährlicheres für eine junge, aufblühende Schönheit geben, als den häufigen Verkehr mit einer alten Dame dieses Schlages; allein Sophie Charlottens durchaus gesunde, sittliche Natur bewahrte sie vor aller bösen Ansteckung, und sie brachte von Paris nur einen lebhaften und gebildeten Geschmack für französische Kunst, Musik und Theater und das Bestreben zurück, für sich selbst und ihre Umgebungen eine Welt voll heitersten, harmlosesten Lebens-

genuſſes zu ſchaffen. Daß in demſelben auch eine ernſthaftere Seite nicht fehlte, dafür hatte der frühe Umgang mit Leibnitz geſorgt[1]). Dieſer große Gelehrte ſtand mit Sophiens Mutter (ſeiner großen Kurfürſtin, wie er ſie nannte) in einem wirklich freundſchaftlichen Verhältniſſe, und er wußte bei der jungen Prinzeſſin ſchon frühe eine Vorliebe für die Beſchäftigung mit religiöſen und philoſophiſchen Fragen zu erwecken. Das war um ſo leichter, als Sophie Charlotte auf ein tieferes Nachdenken über die Unterſcheidungslehren der drei chriſtlichen Confeſſionen durch den ſeltſamen Umſtand hingewieſen war, daß man ſie bis zu ihrer Verlobung in der katholiſchen, lutheriſchen und reformirten Confeſſion zugleich unterrichten ließ, damit ſie ſich zur Annahme eines dieſer drei Glaubensbekenntniſſe, entſprechend dem Glauben ihres künftigen Gatten, entſchließen könnte. Daraus folgte denn natürlich eine Nichtachtung der poſitiven Religion überhaupt und eine, wenn auch nie offen ausgeſprochene Verachtung gegen einen großen Theil der Geiſtlichkeit, an deren Zänkereien ſie ſich ergötzte, und die ſie ſpäter ſogar wiederholt zu Disputationen in ihrer Gegenwart ermunterte.

Es war das ganz in Leibnitzens Geiſt, der, im Her-

---

[1]) Er ſpielte damals in Hannover eine ähnliche Rolle wie Alexander von Humboldt in unſeren Tagen am Berliner Hofe.

zen weit erhaben über die Spitzfindigkeiten der Theologen, es sich zur Aufgabe gemacht hatte, an der Vereinigung der Katholiken und Protestanten zu arbeiten und für dies Project alle die Fürsten zu gewinnen, mit denen er im Verkehr stand. Auch über philosophische Fragen unterhielt er sich vielfach mit der aufgeweckten jungen Prinzessin, welche es liebte, sich über wissenschaftliche Dinge aufklären zu lassen, ohne, wie man sich denken kann, eigentlich Philosophie zu studiren. Sie hatte Verstand genug, um sich alles Dasjenige, was Leibnitz ihr mittheilte, vollkommen klar zu machen, und sie trieb denselben durch ihre Fragen oft so sehr in die Enge, daß er in komischer Verzweiflung ausrief: Man kann ihr nie genug thun, sie will das Warum von dem Warum wissen.

In diese Lage wird der Philosoph allemal gegenüber dem unbefangenen Laien gerathen, der scharfsinnig genug ist, zu merken, daß die philosophischen Kunstausdrücke unter ihrer schwerverständlichen Chiffreschrift eigentlich nur ziemlich alltägliche Dinge verbergen. Leibnitz hatte genug vom Höflinge an sich, um auf die spielende Unterhaltung seiner fürstlichen Freundin einzugehen, wie es sich denn gar seltsam ausnimmt, daß man gar oft in seinen Briefen mitten unter kleinen Hofnachrichten, diplomatischen Anspielungen und schmeichelhaften Complimenten einer ganz ernstgemeinten Auseinandersetzung über den Begriff des unendlich

Kleinen oder über die Harmonie zwiſchen Leib und Seele begegnet. —

Wenn aber irgend fürſtliche Damen es verdienten, daß der größte Philoſoph des Jahrhunderts ſich herbeiließ, die tiefſten Schätze ſeines Wiſſens zu ihrer Unterhaltung zu verwenden, ſo war das bei Sophie Charlotte und ihrer Mutter der Fall, welche durch rein menſchliche Bildung ihre Standesgenoſſen damaliger Zeit weit überragten. Sie verdankten das zum großen Theil dem Umſtande, daß ihrer Familie mehr als einmal das Unglück in einer Form nahe getreten war, wie es ſonſt in fürſtlichen Häuſern ſelten der Fall iſt; ſie hatten dadurch gelernt, wie thöricht der Wahn ſei, daß über den Häuptern der Könige eine ganz beſondere göttliche Gnade walte. Waren doch zwei ihrer Vorfahren, Maria Stuart und Carl I. von England, auf dem Blutgerüſte geſtorben, und die eigenen Großeltern Sophie Charlottens hatten Jahre lang in der Verbannung ein unſtätes Leben von den Wohlthaten der niederländiſchen Republik friſten müſſen. Solche Erfahrungen hatte die junge Fürſtentochter wohl zu nützen verſtanden, und weit entfernt, dadurch trübſinnig und melancholiſch zu werden, hatte ſie den Vorſatz gefaßt, ohne thörichten Hochmuth glücklich und beglückend auf ihrer Bahn durch's Leben zu ſchreiten.

Die Vermählung Sophie Charlottens mit dem brandenburgiſchen Kurprinzen war, wie wir hörten,

durch politische Rücksichten veranlaßt. Die junge Prinzessin ließ dies allgemeine Schicksal der Fürstentöchter über sich ergehen, ohne deshalb besonders unglücklich zu sein. Wenn sie auch in vertrauten, mündlichen und schriftlichen Mittheilungen ihren mißgestalteten Bräutigam verspottete, dessen kleinlicher, auf Aeußerlichkeiten gerichteter Sinn ihr wenig Hochachtung einflößte, so war sie ihm nichts desto weniger eine treue Gattin und erfüllte gewissenhaft die Pflichten, die er von ihr verlangte und die nicht sowohl auf eine innige Gemeinschaft des Lebens und der Seelen sich bezogen, als auf den Wunsch des Kurfürsten, seine Feste durch den Glanz zu verherrlichen, den die Gegenwart einer schönen und geistreichen Frau um sich verbreitet.

In den ersten Jahren nach ihrer Vermählung wirkte sie mit großem Takte und zugleich aus wahrer Herzensgüte dahin, die Zwistigkeiten an dem kurfürstlichen Hofe wenigstens äußerlich minder fühlbar zu machen. Der greise Friedrich Wilhelm erkannte das dankend an und wendete der neuen Schwiegertochter dafür seine Liebe und Hochachtung in hohem Maße zu.

Als Kurfürstin und noch mehr als Königin machte sie gern und dankbar von der Nachsicht ihres Gemahls Gebrauch, der ihr gestattete, in Lützelburg eine eigene, abgesonderte Hofhaltung zu führen und ihren Neigungen zu leben, so oft nicht irgend eine große Staats-

action oder ein besonders prachtvolles Siegés- oder Familienfest ihre Gegenwart in Berlin erforderten.

Nach Schlüter's unvergleichlichen Entwürfen wurde das Schloß in Charlottenburg für sie erbaut, dessen Ausführung leider hinter der Schönheit des ursprünglichen Planes um deshalb zurückblieb, weil der geschmeidige Hofbaumeister Eosander von Göthe sich Sophie Charlottens besonderer Gnade erfreute, die den in das Rococco hinüberspielenden Ueberladungen ihres Günstlings vor den grandiosen Erfindungen Schlüter's den Vorzug gab. In Berlin wurde das Schloß Monbijou [1]) für sie erweitert und verschönert, wo sie den noch jetzt vorhandenen, köstlichen Garten anlegte und das übrige dazu gehörige Terrain unter den freisinnigsten Bedingungen an Berliner Bürger zum Anbau eines schnell heranwachsenden, neuen Stadttheils überließ.

In diesen Schlössern richtete Sophie Charlotte ihren Haushalt nach eigenem Geschmacke ein und wich dabei in ihren Gewohnheiten so durchaus von der Tageseintheilung ihres Gemahls ab, daß die Höflinge sich aus den späten Abendgesellschaften der Königin noch gerade zu dem Lever des Königs begeben konnten, welcher, wie es am Hofe des großen Kurfürsten Sitte

---

1) Es hatte der Gräfin Wartenberg gehört und war nach deren Ungnade an den König gekommen.

gewesen, schon um 4 Uhr aufzustehen und dafür auch schon um neun zu Bette zu gehen pflegte. An großen Gallatagen mußte Sophie Charlotte sich denn nach diesen, von den ihrigen sehr abweichenden Stunden richten, und mit liebenswürdiger Geschicklichkeit verbarg sie die Langeweile, welche die steifen, ceremoniösen Hoffeste ihr einflößten. Nur bei einer und zwar leider bei der für den Kurfürsten allerwichtigsten Gelegenheit, nämlich bei der Königskrönung, scheint ihr einmal die Geduld ausgegangen zu sein. Während des ermüdend langen, kirchlichen Theils der Feierlichkeiten griff die neue Königin in die Tasche ihres Krönungsgewandes, um eine Dose hervorzuholen und durch eine Prise Tabak ihre abgespannten Nerven zu erfrischen. Der König gerieth durch diese Entweihung des hochheiligen Moments in die größte Entrüstung und entsandte einen Kammerherrn an den Thron der Königin, um ihr diesen Verstoß zu verweisen. Zur Charakteristik beider hohen Ehegatten dürfte kaum ein bezeichnenderes Beispiel gefunden werden. —

Uebrigens wußte Sophie Charlotte die weltliche und politische Seite der neuen Königswürde gar wohl zu schätzen, und sie war selbst thätig gewesen, um fremde Fürsten, namentlich den König von England, im Voraus zur Anerkennung der preußischen Krone zu bewegen. Sie hatte sich im Mai des Jahres 1700 nach Hannover begeben, um von da mit ihrer Mutter

zuerſt in die Bäder von Aachen und dann nach Brüſſel zu dem baierſchen Kurfürſten Max Emanuel zu reiſen, der als kaiſerlicher Statthalter in den Niederlanden reſidirte. Die Gemahlin deſſelben, Johann Sobieski's Tochter, wurde auf unſere junge Kurfürſtin im höchſten Grade eiferſüchtig, was der ſchönen Fürſtin natürlich viel Vergnügen machte. Sie ſoll ſich darüber in einer Weiſe geäußert haben, welche beweiſt, wie lebhaft in ihr noch zuweilen der Ton des Verſailler Hofes nachklingen konnte. „Ohne mir ſchmeicheln zu wollen," ſagte ſie zu dem Kurfürſten, „darf ich glauben, daß ich beſſer dazu gepaßt hätte, Ihre Frau zu ſein, als dieſe eiferſüchtige Polin. Sie lieben das Vergnügen, ich haſſe es nicht, Sie ſind galant, ich bin nicht eiferſüchtig, Sie würden mich nie bei übler Laune gefunden haben, und wir hätten eine ganz gute Ehe geführt!"

Die Kurfürſtin hatte den Wunſch gehabt, auf dieſer Reiſe ihren Liebling Leibnitz mit ſich zu nehmen, allein derſelbe entſchuldigte ſich mit dem Verbote ſeiner Aerzte. Als Entſchädigung wünſchte nun Sophie Charlotte den in Holland weilenden hochberühmten Peter Bayle, den Vorläufer Voltaire's und Rouſſeau's, kennen zu lernen, und überwand mit merkwürdiger Geduld die Hinderniſſe, welche die ſonderbaren Launen des kränklichen Gelehrten ihr entgegenſtellten.

Die Zuſammenkunft mit dem Könige von England hatte ſowohl für Sophie Charlotte als für deren

Mutter den gewünschten Erfolg, indem Wilhelm nicht nur die Anerkennung der preußischen Königswürde seinerseits versprach und dadurch großen Einfluß auf die Entschließungen des österreichischen Hofes übte, sondern sich auch den Wünschen der Kurfürstin von Hannover geneigt zeigte, welcher für sich und ihre Nachkommenschaft das Thronfolgerecht in den großbritannischen Königreichen zugesichert wurde.

Diese Reise und die durch dieselbe erzielten Erfolge waren für Friedrich so wichtig, daß es sicherlich zu den vielen ganz ungenauen Nachrichten gehört, die in Pöllnitz's Memoiren sich finden, wenn derselbe behauptet, der Kurfürst habe seine Gemahlin nicht reisen lassen wollen und Sophie Charlotte sei genöthigt gewesen, Wartenberg's Vermittelung nachzusuchen und dessen Frau den Zutritt zu ihren Assembleen zu gestatten, um sich den allmächtigen Günstling geneigt zu machen. Die Gräfin Wartenberg hatte übrigens von dieser so lange vergebens angestrebten Ehre nur wenig Freude. Sophie Charlotte machte sich das Vergnügen, die ungebildete Frau dem Gelächter der Hofleute Preis zu geben, indem sie mit ihr nur französisch redete, was die ehemalige Kammerdienerfrau nicht verstand.

Da das Verhältniß der Königin zu ihrem von Günstlingen geleiteten und beherrschten Gemahle bei der Verschiedenheit der Charaktere stets ein sehr kühles bleiben mußte, so konnte sie auch auf die Staatsge-

schäfte keinen wesentlichen Einfluß gewinnen. Statt dessen suchte und fand sie ihre Befriedigung innerhalb eines engeren Zirkels von Personen, welche durch gemeinsame Richtung auf ernstere Dinge verbunden waren, und in der Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften, die am Hofe zu Berlin nur zur Geltung gelangten, wenn sie der eitlen Pracht des Hofes sich dienstbar erwiesen. Friedrich der Große rühmt es als ein Verdienst der edlen Fürstin, daß sie zuerst den Damen am Hofe eine würdigere Stellung eingeräumt habe, und ein anderes noch größeres Verdienst erwarb sie sich dadurch, daß sie geistreichen und tugendhaften Personen ohne Rücksicht auf Geburt den Zutritt zu ihren Gesellschaften gestattete. Namentlich liebte sie die Unterhaltung mit den Damen von der französischen Colonie, deren feinere Bildung und Sitte allerdings den märkischen Frauen überlegen war. Da die Franzosen zum großen Theil ihre Güter bei der Auswanderung verloren hatten und deshalb nicht im Stande waren, den Luxus in Kleidern, Dienerschaft und Equipage zu entfalten, welchen Friedrich von einem Jeden forderte, der in den Räumen des Berliner Schlosses sich zeigen wollte, so hatte Sophie Charlotte die verständige Einrichtung getroffen, daß diese Damen bei ihr in einfachem schwarzen Anzuge erscheinen durften.

Wie sehr sie bemüht war, sich durch den Umgang mit den Personen, welche in ihre Nähe kamen, nicht

blos eine leichte Zerstreuung, sondern wirkliche Förderung ihrer geistigen Bildung zu erhalten, darüber liegen uns sehr merkwürdige Urkunden vor. So hat z. B. Leibnitz erklärt, daß sein berühmtes Werk, die Theodicee[1]), in welchem er Gottes Güte und Weisheit denen gegenüber rechtfertigen wollte, die das Uebel und die Sünde mit den Eigenschaften des höchsten Wesens nicht in Einklang bringen können, — aus den Aufzeichnungen entstanden sei, die er für die Königin jedes Mal niedergeschrieben, so oft er sich mit ihr über Bayle's dahin einschlagende Schriften unterhalten hatte. Wir besitzen ferner eine sehr gründliche, von der Königin selbst verfaßte Abhandlung über ihre Gespräche mit dem damals berühmten englischen Freidenker Toland und mit dem Jesuiten Vota. Der würdige Beausobre, Pastor der französischen Colonie, mußte in ihrer Gegenwart die Zweifel zu widerlegen suchen, welche Toland gegen die Echtheit der Evangelien vorbrachte.

Ein bleibenderes Denkmal auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit stiftete sich aber Sophie Charlotte durch den wesentlichen Antheil, welchen sie an der Gründung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin nahm. Man erzählt, daß einst an der königlichen Tafel die

---

1) Dasselbe erschien erst 5 Jahre nach dem Tode der Königin unter dem Titel: Essais de Theodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal.

Rede auf die astronomischen Berechnungen kam, deren man behufs Einführung des verbesserten Gregorianischen Kalenders an Stelle des Julianischen bedurfte. Die Königin fand es unwürdig, daß man in Berlin keinen gelehrten Astronomen für die dahin einschlagenden Arbeiten besäße und soll dadurch auf den Gedanken gekommen sein, eine gelehrte Gesellschaft nach dem Muster der pariser Akademie zu stiften. In der That aber ist der Plan zu einer solchen Anstalt von Leibnitz ausgegangen. Dieser große Mann, welcher ebensoviel staatsmännische Geschicklichkeit als tiefe Gelehrsamkeit in sich vereinigte, wurde von dem hannöverschen Hofe vielfach dazu benützt, durch seine persönliche Vermittelung das gute Vernehmen mit dem brandenburgischen Hause aufrecht zu erhalten und wiederherzustellen, so oft dasselbe durch allerlei kleine Eifersüchteleien, Rangstreitigkeiten und sonstige Vorfälle getrübt wurde.

Nachdem 1697 der allmächtige Minister Dankelmann, nicht ohne stille Mitwirkung Sophie Charlottens, gestürzt worden, erschien es für diese selbst sowohl wie für ihre Mutter von der äußersten Wichtigkeit, daß die Leitung des unselbstständigen Kurfürsten nicht in feindliche Hände komme. Leibnitz, deshalb um Rath gefragt, gab zu verstehen, daß er selbst der Mann sei, der hier am Besten wirken könnte. In einem eigenen an die Kurfürstin Sophie gerichteten Denkschreiben

führte er aus [1]), wie man mit großer Vorsicht zu Werke gehen müsse, um den Kurfürsten nicht mißtrauisch zu machen, der, gerade weil er im Geheimen sich unfähig fühlte, ohne fremde Leitung zu regieren, desto eifersüchtiger auf den Schein seiner Selbstständigkeit hielt. Um hier zu vermitteln, müsse ein Vertrauter, und zwar ohne diplomatische Beglaubigung, unter passendem Vorwande die Möglichkeit haben, sich, ohne Argwohn zu erregen, zwischen Hannover und Berlin hin- und herzubegeben, um wegen des Mißbrauchs, dem jede schriftliche Mittheilung ausgesetzt wäre, Alles mündlich zu verhandeln. In Bezug hierauf äußert sich denn Leibnitz mit gerechtem, obgleich in der Form etwas naivem Selbstbewußtsein folgendermaßen: „Ich kann für ein solches Geschäft keine geeignetere Person vorschlagen, als mich selbst. Es ist bekannt, daß ich mich in hervorragender Weise auf dem Gebiete der profundesten Wissenschaften ausgezeichnet habe, daß ich Mitglied der Londoner Akademie bin und von Rechtswegen auch Mitglied der pariser Akademie sein sollte, und daß meine Schriften in England, Frankreich und Italien mit dem größten Beifall gelesen werden. Wenn man mich mit einer Art von Oberaufsicht über die Anstalten betraute, welche man jetzt in Berlin zu errichten gedenkt, um Künste und Wissenschaften zu Ehren des

[1]) Feder, die Kurfürstin Sophie p. 233.

Kurfürsten in Flor zu bringen, so würde ich Gelegenheit haben, an beiden Höfen im Interesse der Kurfürstinnen die besten Rathschläge zu ertheilen."

Leibnitz hatte außer diesem angedeuteten Zwecke zugleich seine Pläne zur Vereinigung der protestantischen Religionsparteien im Auge, denen es zu statten kam, wenn er sich an den beiden mächtigsten evangelischen Höfen als vertrauter Vermittler festsetzen konnte. Um der Verwirklichung seiner Absichten näher zu kommen, knüpfte er für's Erste an die Kalenderangelegenheit an und arbeitete nach allen Seiten hin mit so viel Umsicht, daß, als er im Mai 1700 zu Berlin erschien, das Zustandekommen einer Akademie bald gesichert war.

Der Plan, den er für dieselbe entworfen hatte, zeichnet sich ganz besonders dadurch aus, daß Leibnitz im Gegensatze zu dem Geiste der Zeit, wie in so vielen seiner wissenschaftlichen Bestrebungen, weit ausschauend auf die Bedürfnisse der Zukunft, auf das Studium deutscher Sprache, deutscher Geschichte und deutschen Wesens das größte Gewicht legte und verlangte, „daß absonderlich gesorgt werden soll, daß es eine teutsch gesinnte Societät der Scienzien sei." Dieselbe sollte für den ganzen Umfang der Wissenschaften dasjenige leisten[1]), was die fünf Jahre vorher von Friedrich gestiftete Akademie der Künste für die Malerei, Bildhauerei

[1]) Guhrauer, Leibnitzens Biographie II. 160.

und Baukunst zu leisten bestimmt war. Sie sollte neben den Universitäten, ohne in directer Beziehung zu denselben zu stehen, auf die Beförderung der Landescultur hinwirken. „Nicht in ihrer Abstraction dürfen die Wissenschaften aufgefaßt werden, sondern in Anwendung auf das leibliche und geistige Wohl der bürgerlichen Gesellschaft. Die Akademie soll Theorie und Praxis vereinigen und nicht allein die Künste und Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufacturen und Commercien, mit einem Worte, den allgemeinen Wohlstand verbessern, und sämmtliche Behörden und öffentliche Anstalten müssen der neuen Anstalt auf jede Weise hilfreiche Hand bieten."

Am 11. Juli 1700 wurde die Stiftungsurkunde von dem Kurfürsten unterzeichnet, aber mit der Ausführung des Planes ging es sehr langsam von statten. Leibnitz, welcher schon am 12. Juli, dem Tage nach der Stiftung, zum ersten Präsidenten der neuen Societät ernannt wurde, blieb neben dem Astronomen Kirch, den man aus Guben nach Berlin berief, für's Erste fast das einzige thätige Mitglied, und obgleich man an viele Gelehrte des In- und Auslandes Patente ertheilte, so dauerte es doch zehn Jahre, bis ein Sitzungslokal für die Zusammenkünfte ermittelt war. Es ging damit wie mit den meisten Dingen, die Friedrich unternahm. Für Alles, was nicht unmittelbar zur Befriedigung seiner Prachtlust und Eitelkeit diente, war niemals Geld

vorhanden, und nachdem die Münzen auf die Gründung der Akademie geprägt und die lobpreisenden Zuschriften eingegangen waren, hatte die Sache ihr Hauptinteresse für ihn verloren.

Leibnitz erschöpfte seinen Scharfsinn, um Einnahmequellen für die Anstalt herbeizuschaffen. Er entwarf den Plan zu einer allgemeinen Feuerversicherung, deren Ueberschüsse der Akademie zu Gute kommen sollten; er wollte für Rechnung derselben den Seidenbau im Lande einführen, den Kalenderstempel erheben und der neuen Anstalt die Büchercensur überweisen, wofür dieselbe den Eingangszoll von fremden Druckschriften erhielte u. s. w. Doch überall traf er auf Hindernisse und zwar nicht allein in Beziehung auf das äußere Bestehen seiner Schöpfung, sondern auch gerade bei den besten und lautersten Vorschlägen für die Thätigkeit der Societät. So hatte er den schönen Plan, eine Sammlung deutscher Worte und Ausdrucksweisen aus dem Volksmunde zu veranstalten und ein deutsches Wörterbuch nach Art des Dictionnaire de l'academie ausarbeiten zu lassen. Allein die gelehrten Begutachter dieser Entwürfe machten dagegen, nicht ohne Anschein von Berechtigung, vielerlei Einwendungen. „Die fruchtbringende Gesellschaft," stellte man dem Kurfürsten vor, „hat so viel Allarm gemacht und die Zierlichkeit der teutschen Sprache trefflich zu fördern promittiret, allein man lese doch nur die Schriften aller darin gewesener Glieder,

ſo wird man finden, daß ſie das ganze ſimple Idioma linguae Germanicae, darauf wirklich dieſe Sprache ſteht, confundiret und närriſcher Weiſe proſtituiret."

Das verhielt ſich nun freilich ſo, aber Leibnitz wäre der Mann geweſen, der mit den nöthigen Mitteln ausgeſtattet ſchon damals die Wege entdeckt hätte, welche man erſt in viel ſpäteren Zeiten betrat, um zum Ziele zu gelangen.

Seine Bemühungen für die Hebung der neuen Akademie dauerten, allerdings ohne ſonderlich glänzenden Erfolg, ſo lange fort, als Sophie Charlotte lebte. Mit ihrem Tode geriethen ſie in's Stocken und die folgende Regierung Friedrich Wilhelm's I. war bekanntlich nicht danach angethan, einer Societät der Wiſſenſchaften neues Leben einzuhauchen. So blieb die Wiederbelebung, gewiſſermaßen die zweite Stiftung der Anſtalt, dem großen Friedrich vorbehalten, welcher indeſſen dabei die weſentlich deutſchen Abſichten Leibnitzens gar wenig berückſichtigte. Sophie Charlotte aber wird ſtets das Verdienſt behalten, mit wahrer Liebe für die Wiſſenſchaften dieſe Angelegenheit zuerſt in die Hand genommen zu haben.

Nicht minder warmen Eifer als dieſen ernſten Studien widmete die Königin den Künſten, beſonders der Muſik, deren Regeln ſie ſtudirte, ſo daß ſie nicht nur mit großer Virtuoſität auf dem Klaviere ſpielte, ſondern auch in eigenen Compoſitionen ſich verſuchte. Der

großen Sammlung von musikalischen Werken, welche sie besaß, ist bereits anderweit gelegentlich gedacht worden.

Was die Bildhauerei und Baukunst anbetrifft, so haben wir schon bei Gelegenheit des Charlottenburger Schloßbaues erwähnt, daß Sophie Charlotte das Genie des großen Schlüter nicht erkannte und ihm den untergeordneten Eosander von Göthe und dessen Rococcoarbeiten vorzog.

Die Absonderung, in welcher die Königin sich mit ihrem Hofstaate in Charlottenburg verhielt, war nur der Ausdruck des Gegensatzes zwischen ihren freien und heiteren Neigungen zu der steifen, überladenen Hofhaltung ihres Gemahls. Dadurch machte es sich von selbst, daß um die Königin, so sehr dieselbe sich auch absichtlich von der Einmischung in die Staatsgeschäfte fernhielt, sich dennoch Alles sammelte, was gegen die regierenden Günstlinge, welche den König beherrschten, Opposition machte, und von den Umgebungen der Königin war auch der erste damals mißlungene Versuch ausgegangen, den verdienstvollen Dankelmann zu stürzen, welcher nicht minder ihr, als dem Könige gegenüber gern die Ausgaben des Hofes in ein einigermaßen richtiges Verhältniß zu der Leistungsfähigkeit des Landes gesetzt hätte.

Diese Opposition gegen den König und seine Minister zeigte sich auch auf dem Gebiete der religiösen und politischen Ansichten. Denn während Friedrich mit

großer Starrheit an den Dogmen des reformirten Bekenntniſſes feſthielt, legte Sophie Charlotte, als Schülerin von Leibnitz, einen hohen Grad von Gleichgiltigkeit gegen die Unterſchiede innerhalb der evangeliſchen Confeſſion an den Tag, und trug ebenſo im Gegenſatz zu den Standesvorurtheilen ihres Gemahls, der den Geburtsadel in lächerlicher Weiſe begünſtigte und bevorzugte, eine Geringſchätzung dieſer Rangunterſchiede zur Schau, mit der es übrigens nicht ſo ernſthaft gemeint war. Es begann damals ſchon bei den Königen und Fürſten Europas jenes Spielen mit freiſinnigen Aeußerungen von der Gleichheit aller Menſchen, von der Pflicht der Herrſcher, ſich als Diener des Staats zu betrachten und dergleichen, ohne daß die hohen Herrſchaften ſich träumen ließen, wie bald die Zeit kommen könnte, wo die Völker ſie beim Wort nehmen würden. Auch in dieſer Beziehung iſt Sophie Charlotte gewiſſermaßen für ihren großen Enkel ein Vorbild geweſen.

Es tritt uns hier die ſo oft ſich wiederholende Erſcheinung entgegen, daß die menſchlichen Eigenthümlichkeiten in der dritten Generation wiederkehren, während die eigenen Kinder ſich in einer dem Charakter der Eltern gerade entgegengeſetzten Weiſe ausbilden. In der That kann man ſich kaum eine größere Verſchiedenheit denken, als zwiſchen der Gemüthsart und den Neigungen Sophie Charlottens und denen ihres einzigen Sohnes Friedrich Wilhelm ſtattfand.

Die eigenwillige und ſtörriſche Art des Knaben machte ihr große Sorgen. Seine Verachtung für jeden feineren Lebensgenuß, ſein Geiz, ſein unbändiger Jähzorn, ſeine Abneigung gegen Alles, was an Kunſt und Wiſſenſchaft erinnerte, ſeine Unhöflichkeit gegen die Damen, das Alles erſchien ihr ſo unköniglich, ſo unritterlich, daß ſie beſchloß, durch jedes Mittel der Erziehung auf eine Milderung ſolcher ſchroffen Eigenthümlichkeiten hinzuwirken. So hoffte ſie z. B. den harten Charakter ihres Sohnes dadurch zu ſchmeidigen, daß ſie den Gouverneur deſſelben aufforderte, etwaige Galanterien des Prinzen zu begünſtigen.

Als letztes Mittel endlich ſollte eine Reiſe nach Holland und England verſucht werden, um den rauhen Edelſtein an fremden Höfen abſchleifen zu laſſen. Mit vieler Mühe erlangte Sophie Charlotte Einwilligung und Mittel zu einer ſolchen Reiſe ihres Sohnes, und der ſechszehnjährige Kronprinz verließ ſeine Mutter, um dieſelbe nicht wieder zu ſehen. Die Königin liebte, trotz aller Widerſprüche beider Charaktere, ihren Sohn auf's Zärtlichſte und nach der Abreiſe deſſelben fand man auf ihrem Tiſche mit Thränen benetzt ein Blatt, auf welches ſie ein Herz gezeichnet hatte mit der Inſchrift: est parti. — Die Art der damaligen franzöſiſchen Hofcultur kennzeichnet es vortrefflich, daß eine Mutter dem Schmerz über die Trennung von ihrem einzigen Sohne durch einen Rebus Ausdruck zu geben ſucht.

Sophie Charlotte ist von den Zeitgenossen die philosophische Königin genannt worden. Im Sinne damaligen Sprachgebrauches gewiß mit Recht. Durch ihre ganze Denkart zieht sich eine Vorahnung der Culturstufe, die man fünfzig Jahre später mit dem Namen der Aufklärung bezeichnete und welche durch ein hauptsächlich verneinendes Entgegentreten gegen veraltete Vorurtheile sich kund gab. —

Auf der Reise nach dem Haag, wo sie ihren Sohn vor dessen Ueberfahrt nach England noch einmal sehen wollte, erkrankte Sophie Charlotte im Hause ihrer Mutter zu Hannover am 18. Januar 1705, bald nach ihrer Ankunft. Ein Halsübel, durch welches sie sich nicht abhalten ließ, an den ihr zu Ehren veranstalteten Hoffestlichkeiten Theil zu nehmen, steigerte sich schnell in bedenklichster Weise. Sophie Charlotte fühlte, daß sie sterben müßte. In der Nacht vor ihrem Tode begab sich der Pastor der französischen Gemeinde zu Hannover in das Krankenzimmer und machte der Königin in wohlgemeintem Eifer fromme Vorstellungen über die Nichtigkeit des irdischen Glanzes, dem sie vielleicht zu viel Gewicht beigelegt habe, und wie vor Gott alle Menschen gleich seien. Die Sterbende hörte ihn ruhig an und erwiederte nur: „Ich weiß das," bat dann aber ihren Bruder, dafür zu sorgen, daß man sie allein lasse, weil sie geistlichen Trost nicht bedürfe und überzeugt sei, mit ihrem Gotte sich gut zu stehen. Zu einer

ihrer Damen, welche weinend an das Sterbelager trat, ſagte ſie [1]): „Beklagt mich nicht! Ich werde nun meine Wißbegierde über alles das befriedigen können, was Leibniß niemals zu ergründen vermochte, über die Grundurſachen aller Dinge, über Raum und Zeit und Sein und Nichtſein, und meinem Gemahl werde ich Gelegenheit geben, bei einem fürſtlichen Begräbniß ſeine ganze Prachtliebe zu entfalten.“

Am 1. Februar 1705 hauchte dieſe merkwürdige Frau in den Armen ihrer Mutter den letzten Seufzer aus.

Sophie Charlotte hatte ihr ſiebenunddreißigſtes Jahr noch nicht vollendet.

Den König erſchütterte die Todesbotſchaft tiefer als man nach dem wenig innigen Verhältniſſe, in welchem er mit ſeiner Gemahlin gelebt, hätte erwarten ſollen. Allein er verleugnete ſeine Natur nicht, indem er fünf Monate lang an den Vorbereitungen zu einer feierlichen Beſtattung arbeiten ließ. Während dieſer Zeit brannten Tag und Nacht viele hundert Wachskerzen neben dem Sarge. Das Trauergerüſt im Dome koſtete allein 100,000 Thaler. Acht verſchiedene Münzen ließ er zum Andenken an die Dahingeſchiedene prägen.

---

[1]) Nach der Mittheilung Friedrich des Großen, der über die letzten Augenblicke ſeiner Großmutter doch wohl gut unterrichtet ſein mußte. Memoires de Brandebourg III. 19.

Wer die Zimmer zu ebener Erde des Charlottenburger Schlosses betritt, welche bis auf diesen Tag ihre alte Einrichtung bewahrt haben, der kann sich noch heute in jene Zeiten zurückversetzt fühlen, wo die philosophische Königin hier Hof hielt und mehr durch ihren Charakter und ihre Denkungsart als durch ein eigentlich thätiges Eingreifen in die Begebenheiten, bildend und veredelnd auf die Sitten der Zeitgenossen wirkte.

Sechstes Kapitel.

Friedrich Wilhelm I. Jugend. Thronbesteigung. Erste Regierungshandlungen.

Nach Lord Chesterfield's Ausspruch haben die Könige das Vorrecht, daß sie erst hundert Jahre nach ihrem Tode schlecht werden. Bis zu diesem Zeitpunkt findet die Welt an ihnen Nichts zu tadeln, sondern nur zu loben.

Friedrich Wilhelm I. hat sich eines solchen Privilegiums nicht zu erfreuen gehabt, vielmehr galt er bei seinen Zeitgenossen für einen harten, geizigen und grausamen Tyrannen. Auch in den Augen der nachfolgenden Generation wurde das viele Gute und Vortreffliche, was er geschaffen, durch den Glanz der Thaten seines Sohnes verdunkelt, so daß es erst der neuesten Zeit vorbehalten blieb, diesem durch und durch originel-

len Monarchen die volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Am 4/15. Auguſt 1688, wenige Monate nach dem Tode des großen Kurfürſten geboren, deſſen Namen ihm in der Taufe beigelegt wurden, war er der einzige am Leben gebliebene Sohn ſeines Vaters aus deſſen zweiter Ehe mit Sophie Charlotte von Hannover.

Selten oder niemals mögen die geiſtigen und leiblichen Eigenthümlichkeiten eines Menſchen von denen ſeiner Eltern mehr verſchieden geweſen ſein, als dies bei dem Kurprinzen der Fall war, gleichviel ob man denſelben mit ſeinem ſchwachen, prachtliebenden Vater oder mit der geiſtreichen, äſthetiſchen Mutter vergleicht.

Das unbändige Naturell des urkräftigen Knaben hatte unter dem ſchädlichen Einfluß weiblicher Erziehung oder vielmehr Verziehung volle Freiheit, ſich üppig zu entfalten. Ungehindert durfte er die Geſpielen mißhandeln, welche in ſeine Nähe kamen, und als die Mutter einſt gewahrte, wie ihr Sohn den kleinen verwaiſten Prinzen von Curland, ſeinen Vetter, der am Berliner Hofe erzogen ward, bei den Haaren zu Boden geſchleudert hatte, rief ſie mit wehmüthigem Tone ihm zu: Mein Sohn, was thuſt Du da, ohne ihn zu ſtrafen. Die alte Kurfürſtin von Hannover war ebenfalls in den kräftigen Enkelſohn verliebt und nahm den fünfjährigen Knaben mit ſich an ihren Hof. Allein der junge Prinz mißhandelte dort den kleinen

Kurprinzen, nachmaligen Georg II. von England, so arg und zankte mit demselben in solcher Weise, daß man ihn bald zurückschicken mußte, ohne zu verhindern, daß zwischen beiden fürstlichen Knaben eine durch's Leben andauernde Feindschaft entstand.

Auch die edle Erzieherin seiner ersten Kinderjahre, Frau v. Roucoules, hatte keine Gewalt über den Prinzen; denn wenn ihm mit Strafen gedroht ward, so schwang er sich wohl auf die Fensterbrüstung der oberen Schloßetage und machte Miene, sich hinabzustürzen, worauf denn natürlich Verzeihung erfolgte.

Die Erziehung des siebenjährigen Prinzen wurde darauf 1695 männlichen Händen anvertraut. Nicht ohne Mühe setzte Sophie Charlotte es durch, daß der von ihr begünstigte Graf Alexander von Dohna die Stelle des Oberhofmeisters erhielt. Die Wahl war eine sehr zweckmäßige, denn Dohna wird als ein ernster Mann von edlen, strengen Sitten und religiöser Gesinnung geschildert, welcher den Kronprinzen in dessen angeborener Neigung zur Ordnung und Sparsamkeit um so mehr bestärkte, als er selbst ein guter Wirth war und die Verschwendung des Hofes durchaus mißbilligte.

Unter seiner Leitung entwickelten sich denn auch die sittlichen Anlagen des Prinzen nach vielen Richtungen hin vortrefflich. Aber ihm Lust am Lernen beizubringen, war unmöglich. Was nicht auf Krieg und Soldaten Bezug hatte, war ihm verächtlich, und die

Methode der Lehrer scheint auch zum Theil von der Art gewesen zu sein, um selbst einem lernlustigen Kinde die Wissenschaften zu verleiden. Auf großen Bogen mußte er Stellen aus dem alten Testamente in's Deutsche, Französische und Lateinische übersetzen, obgleich er im Lateinischen niemals in seinem Leben über die allererſten Anfangsgründe hinweggekommen ist. Das war auch kein Wunder, denn der Lehrer hatte die Weisung erhalten, den Prinzen nicht mit grammatischen Regeln zu quälen, sondern ihm die Sprache spielend beizubringen, deren Erlernung damals, wo noch die meisten diplomatischen Verhandlungen lateinisch geführt wurden, für einen Fürsten unumgänglich nothwendig schien. Französisch lernte er von Kind auf durch seine Umgebungen am Hofe und durch seine Mutter, so daß er sich mündlich und schriftlich in dieser Sprache gut genug ausdrücken konnte, obgleich ihm dieselbe zuwider war und er nie ohne Noth anders als deutsch sprach.

Daß er es im Schreiben zu keiner richtigen Anwendung der Orthographie gebracht, beweisen die vielen eigenhändigen Ordres von seiner Hand, welche uns aufbehalten sind. Für Zeichnen und Malen hatte er von Jugend auf große Vorliebe, allein die Heftigkeit und Ungeduld seines Charakters ließ ihn zu keinen Fortschritten kommen und seine z. B. auf dem Blankenburger Schlosse befindlichen Oelgemälde sind Nichts als

grob ausgetuſchte Umriſſe, die er ſich von fremder Hand vorzeichnen ließ.

Gegen alle Schriftſteller, mit Ausnahme etwa der Theologen, hatte er eine gründliche Verachtung. Er erklärte ſie für geſchmackloſe, lächerliche Pedanten, und leider war die untergeordnete geſellſchaftliche Bildung, das linkiſche Benehmen und die dürftige Lage der Literaten, welche begierig nach Geſchenken und Gnadenbezeigungen ſeines Vaters Hof umſchwärmten, nicht dazu angethan, ihm eine hohe Meinung von dem Gelehrtenſtande beizubringen. Vielleicht wäre Leibnitz im Stande geweſen, ſich in den Augen des Prinzen Achtung zu verſchaffen, allein auf dieſen philoſophiſchen Freund ſeiner Mutter hatte der junge Friedrich Wilhelm einen ganz beſonderen Haß geworfen, weil er ihn für den Anſtifter der langweiligen Unterhaltungen à la Télémaque anſah, die er in Charlottenburg zu erdulden hatte. Der Leibnitz, ſagte Friedrich Wilhelm, iſt ein närriſcher Kerl, nicht einmal zum Schildwachtſtehen zu gebrauchen [1]).

Sophie Charlotte liebte zwar ihren einzigen Sohn auf's Innigſte, allein ſie hatte zu wenig Verſtändniß für den eigenthümlichen Charakter deſſelben, um erziehend auf ihn wirken zu können. Das rauhe, ſpartaniſch ſtrammzuſammengeraffte Weſen des Prinzen, der

---

1) Anemonen III. 6.

nur für das unmittelbar Nützliche Sinn hatte und allen Glanz und Schein verachtete, konnte ſie ebenſowenig würdigen, wie er im Stande war, auf die zarten Empfindungen der Mutter einzugehen und deren geiſtreiche franzöſiſche Correſpondenz mit der geliebten Hofdame Pöllnitz zu bewundern; und wiederum erfüllte es das Herz der Königin mit wahrem Kummer, wenn ſie ſah, wie ihr Sohn lieber mit Stallknechten und gemeinen Soldaten als mit Kammerherren und fremden Geſandten ſich unterhielt. Sein Geiz erſchien ihr ebenſo unköniglich wie ſein Mangel an Galanterie gegen Damen, und die Ausbrüche eines ungebändigten Jähzornes, der ſich in Mißhandlungen ſeiner Pagen und Dienſtboten Luft machte. Wenn ſie auf den zarten Teint des jungen Prinzen ſtolz war, ſo beſtrich dieſer ſich das Geſicht mit Oel, um ſich von der Sonne bräunen zu laſſen, damit er männlicher erſcheine, und was dergleichen mehr war.

Allein während die Königin über ein ſolches ihren eigenen Gewohnheiten und Anſchauungen ſo ganz entgegenſtrebendes Gebahren in Verzweiflung war, vergaß ſie in Betracht zu ziehen, daß der Mangel an abgeſchliffenen Formen und höfiſcher Sitte reichlich aufgewogen ward durch des Prinzen Geradheit und Wahrhaftigkeit und durch die Reinheit ſeines Gemüthes, vermöge deren er die Tugend der Keuſchheit in höchſtem Maße an ſich ſelber übte und an Anderen hochachtete,

was für einen Fürsten doch noch etwas mehr bedeuten will, als wenn er es versteht, den Damen den Hof zu machen. Sie begriff nicht, daß für ein Land, welches durch die Verschwendung eines üppigen Hofes an den Rand des Verderbens geführt war, der Geiz des künftigen Herrschers zum Segen werden sollte, und noch weniger konnte sie ahnen, wie die unbändige Soldatenleidenschaft des Sohnes den künftigen Heldenthaten ihres Enkels vorarbeitete. Ueberhaupt tritt nach jeder Richtung hin der Gegensatz zwischen den Anschauungen der Mutter und des Sohnes zu Tage.

Sophie Charlotte liebte es, nicht ohne eine gewisse geistige Koketterie, durch republikanische Redensarten ihre Freisinnigkeit vor der Welt zur Schau zu tragen, und es schmeichelte ihr, wenn man sie die republikanische Königin nannte. Der Kronprinz dagegen war erfüllt von den Gedanken an die unumschränkteste Fürstengewalt, und er hielt es für ein auf Gottes Wort gegründetes Recht des Herrschers, stummen und unbedingten Gehorsam von den Unterthanen zu fordern. Der Absolutismus erschien ihm wie ein religiöser Glaubensartikel, und so waren denn auch auf religiösem und kirchlichem Gebiete seine Begriffe himmelweit von denen der Mutter verschieden.

Die Königin galt mit Recht für eine Freidenkerin und die Gespräche über Glaubensstreitigkeiten, welche sie mit Eifer zu führen liebte, waren ihr vielmehr eine

erwünſchte Gelegenheit, ſich witzig und geiſtreich zu zeigen, als daß ein tief religiöſes Bedürfniß dabei zu Grunde gelegen hätte. Ganz anders Friedrich Wilhelm. Ihn erfüllte der Glaube an den göttlichen Urſprung des neuen Teſtaments, und jeden Ausſpruch der Bibel ſah er allezeit für einen Befehl an, dem er ſelbſt ebenſo unbedingten Gehorſam ſchuldig wäre, wie er wiederum von der ganzen Welt verlangte, daß ſie ſeinen Worten gehorchte. Mit Ehrfurcht lernte er den aus 357 Fragen beſtehenden Katechismus und die 778 Bibelverſe auswendig, welche als Antworten auf dieſe Fragen von dem Biſchof Urſinus ausdrücklich zu ſeiner Unterweiſung zuſammengeſtellt waren, und er hat ſpäter bei ſeinen eigenen Kindern auf eine gleich ſtrenge Unterweiſung in der Religion unnachſichtlich gehalten. Wie ſehr er in religiöſer Beziehung von den Anſchauungen der Mutter abwich, war ihm gar wohl bewußt, und wenn er von ihr ſprach, pflegte er halb ſcherzend zu ſagen: „Meine Frau Mutter war eine kluge Frau, aber eine ſchlechte Chriſtin.“

Mit ſeinem Vater fand eine größere Uebereinſtimmung der kirchlichen Ueberzeugung ſtatt, denn Friedrich I. hielt ſich ſelbſt allezeit für einen frommen Mann. Indeſſen darf man auch hier nicht von einer Aehnlichkeit zwiſchen Vater und Sohn ſprechen, weil, was beide gemeinſam hatten, nicht ſowohl in ihren Perſönlichkeiten als in den Ueberlieferungen des geſammten hohen-

zollernschen Hauses begründet ist. Kein Fürst desselben hat den Beruf aus den Augen gelassen, ein Haupt der Protestanten in Deutschland, wo möglich in der ganzen Welt zu sein, und dieser Beruf zwang zu kirchlichem Verhalten und zu fortgesetztem Bemühen nach Vereinigung der beiden großen protestantischen Parteien.

In allen übrigen Dingen aber, äußerlichen und innerlichen, stand Friedrich Wilhelm zu seinem Vater in fast noch schrofferem Gegensatze als zu seiner Mutter. Des Kronprinzen von Gesundheit strotzende, stämmig untersetzte Figur, seine blühende Gesichtsfarbe, der schnell wechselnde Ausdruck seiner klaren Augen, der jählings von harmloser Freundlichkeit in das Feuer ungebändigter Wuth umschlagen konnte, der knappe, überall eng anschließende Anzug, die derbe Hausmannskost, die er genoß, — das Alles stach gar wundersam ab gegen die Erscheinung des ersten Königs von Preußen, dessen engbrüstige, gebeugte Gestalt, in die Wolke einer Lockenperücke gehüllt, in sammetnen, seidenen und goldverbrämten Gewändern, mit Diamanten und Spitzen geschmückt, sich im Schwarm der Hofleute und Günstlinge langweilig hin- und herbewegte, während der Sohn nur im Kreise von Soldaten sich wohlfühlte und an mehr als derber Unterhaltung und dazu passenden Späßen seine Lust hatte.

Der König stets ein Werkzeug in fremder Hand, ohne Lust und Kraft zur Arbeit, — der Kronprinz

Alles selbst verrichtend, anordnend, befehlend, in keinem Augenblicke müssig und niemals sich selbst oder Anderen Ruhe gönnend.

Der König in verschwenderischer Pracht die Hilfsmittel des erschöpften Landes vergeudend, der Kronprinz sparsam bis zum härtesten Geize, wo es Dinge galt, die er für unnütz hielt, und unnütz war in seinen Augen Alles, was nicht entweder baaren Vortheil abwarf oder zur Vergrößerung der Armee diente.

Der König mit Wohlgefallen die parfümirten Schmeicheleien der Hofpoeten und Gelehrten einathmend, die ihm ihre Werke zu Füßen legten, und ein Beschützer der schönen Künste, deren einzig würdige Aufgabe er darin erblickte, daß sie ihn selbst als den weisesten, den mächtigsten, den tapfersten König, als einen zweiten Salomo und Augustus verherrlichten, wogegen der Kronprinz die Büchermacher und Poeten für nichts Besseres ansah, als für eine Art von geschmacklosen Possenreißern [1]). Der Vater konnte sich nicht anders als in dem abgezirkelten Menuettschritt kleinlicher Hofceremonien bewegen, Friedrich Wilhelm haßte und verachtete alle beengenden Formen und schritt gerade durch. Die Wachtparade war sein gewöhnlicher Empfangs- und Thronsaal.

[1]) Daß Friedrich Wilhelm in übermüthiger Weinlaune geäußert, er könne unmöglich der Sohn eines so schwachen Vaters sein, ist nicht unwahrscheinlich. Morgenstern p. 11.

Von Jugend auf hatte der Prinz Gelegenheit genug, sich klar zu machen, daß seine Regierung dereinst den vollen Gegensatz zur Anschauung bringen sollte, der zwischen seinem und seines Vaters Charakter bestand. Er zählte erst zwölf Jahre, als er den Krönungszug nach Königsberg mitmachen mußte, und schon damals erbitterte ihn der Zwang der steifen Etiquette, dem er Wochen lang von früh bis in die Nacht unterworfen war, wie der Anblick der sinnlosen Verschwendung, von welcher er Zeuge sein mußte. Wie sehr ist es zu bedauern, daß sein bis auf unsere Tage erhaltenes kleines Ausgabebuch über die Dukaten, welche er von seinen Eltern zum Geschenke erhielt, gerade während der Krönungszeit eine Lücke hat, denn die Posten für Reparatur der Trommelstöcke und Patronentaschen und das Trinkgeld an den Grenadier, der ihm Granaten machen half, würden den in Königsberg verschleuderten Millionen trefflich erläuternd zur Seite stehen. Aber bei aller Mißbilligung, mit welcher der Sohn auf die Vorgänge am väterlichen Hofe hinblicken mußte, ließ er sich doch niemals zu einer unehrerbietigen Aeußerung oder gar zu einer Widersetzlichkeit gegen den Willen seines Königs hinreißen, vielmehr zollte er den Geboten desselben den gleichen unbedingten Gehorsam, den er sich vorgenommen hatte dereinst von allen Anderen zu heischen.

Im Großen und Ganzen läßt sich der Gegensatz

zwiſchen Vater und Sohn nicht kürzer und beſſer bezeichnen, als wenn man darauf hinweiſt, daß nach den Begriffen des Königs das Ideal eines Fürſten in Ludwig dem XIV. und deſſen prachtvollem Hofe verkörpert war, während den Kronprinzen die rieſenmäßige und doch ſo ſeltſame Erſcheinung Peter's des Großen mit Bewunderung erfüllte, ſo daß er bei zunehmenden Jahren in ſtets wachſendem Maße ſich deſſen durchgreifende, Alles gewaltſam umgeſtaltende Herrſcherthätigkeit zum Vorbilde nahm.

Wie Peter hatte auch Friedrich Wilhelm ſchon als Knabe ſeine Lieblingsbeſchäftigung in dem möglichſt vollkommenen Einüben einer Cadettenkompagnie gefunden, welche ſein Vater für ihn errichtet hatte, und er hielt die kleine Truppe ſo vortrefflich in Ordnung, daß ihre Paraden unter die hübſcheſten Schauſpiele gehörten, mit denen fremde Fürſten bei ihren Beſuchen des Berliner Hofes unterhalten wurden.

1702 ernannte Friedrich ſeinen vierzehnjährigen Sohn in Anerkennung der bewieſenen kriegeriſchen Anlagen zum Obriſten eines Infanterieregiments, und das von beſonders günſtigem Jagdrevier umgebene Amt Wuſterhauſen, welches ihm zum Sommeraufenthalt angewieſen wurde, beherbergte bald eine auserwählte Compagnie dieſes Regiments, in welcher jeder einzelne Mann ſich durch beſonders ſchöne Figur und große Körperlänge auszeichnen mußte, denn ſchon ſo

frühe zeigte Friedrich Wilhelm seine später zur Leidenschaft gewordene Vorliebe für langgewachsene Soldaten. Der König war mit derselben nicht einverstanden, und wenn er nach Wusterhausen kam, mußte der Kronprinz vor ihm die längsten seiner Soldaten in Scheuern und Kellern verstecken.

Seit seinem siebzehnten Jahre durfte der Thronfolger den Sitzungen des Staatsrathes beiwohnen, und wenn ihm dabei auch keine entscheidende Stimme abzugeben gestattet wurde, so befestigte sich doch durch das, was er hier erfuhr, immer mehr bei ihm die Ueberzeugung, daß die Staatsverwaltung einer gänzlichen Umgestaltung bedürfte, wenn des Landes Gedeihen gefördert werden sollte.

Im Jahre 1704 erhielt der Kronprinz, wie oben erzählt worden, auf den Wunsch der Königin Erlaubniß, sich nach den Niederlanden und von da nach England zu begeben. Doch wurde seine Reise durch den am 1. Februar 1705 erfolgten Tod seiner Mutter unterbrochen. Er mußte nach Berlin zurückkehren, um den Leichenfeierlichkeiten beizuwohnen.

Da der König zunächst nicht daran dachte, sich wieder zu verheirathen, und der Kronprinz der einzige Stammhalter seines Hauses war, so eilte man demselben eine Gattin zu wählen.

Von drei Prinzessinnen, die Friedrich seinem Sohne vorschlug, erklärte dieser keine zu wollen, da er seine

Neigung bereits der Tochter Georg's von Hannover, ſeiner Couſine Sophie Dorothea zugewendet. Der König ertheilte ſeine Einwilligung, und am 28. Novbr. 1706 wurde zu Berlin die Vermählung gefeiert.

Die Braut zählte neunzehn, der Bräutigam erſt achtzehn Jahre. Der feſtliche Zug, welcher die Prinzeſſin und ihr Gefolge der neuen Beſtimmung entgegenführte, brauchte zwölf Tage, um von Hannover nach Berlin zu gelangen, und als ein Theil des Hofſtaates ihr bis an die Grenze entgegengekommen war, entſtand eine ſo unabſehbare Caravane von Caroſſen und Gepäckwagen, daß im Brandenburgiſchen auf jeder Station 870 Pferde gebraucht wurden.

Drei Wochen lang dauerten die Feſtlichkeiten, welche Friedrich mit ſeiner gewohnten Pracht zu großer Beläſtigung des Landes veranſtaltete, dem ungeheuere Naturallieferungen aufgelegt waren.

Die Ehe des Kronprinzen war durch unwandelbare Treue und edle Einfachheit ausgezeichnet und konnte in damaligen Zeiten, wo an den europäiſchen Höfen wilde Liederlichkeit herrſchte, für eine wahre Muſterehe gelten, in welcher nur die Ausbrüche des ungezügelten Jähzornes, denen Friedrich Wilhelm ſich hingab, zeitweiſe Störungen veranlaßten, bis in ſpäteren Jahren die engliſch-öſterreichiſchen Intriguen das Gemüth der Königin gegen ihren Gemahl auf's Tiefſte erbittert hatten. Leider wurden den jungen Gatten die erſten

Jahre ihrer Verbindung durch die Mißverhältniſſe getrübt, welche Friedrich's unglückliche dritte Ehe herbeiführte, ſo wie durch die entſetzliche Peſtkrankheit, die in den öſtlichen Provinzen einen großen Theil der Bevölkerung hinwegraffte. Daß dadurch der Hof ſich in ſeinem verſchwenderiſchen Treiben nicht ſtören ließ, konnte den Widerwillen des Kronprinzen gegen daſſelbe nur erhöhen, und indem er nach Wartenberg's Sturz ſeine bisherige Zurückhaltung aufgab und größeren Einfluß bei ſeinem Vater erlangte, konnte er wenigſtens einige der ſchreiendſten Mißbräuche allmählich abſtellen. Namentlich iſt es ihm zuzuſchreiben, daß dem verderblichen Verſuche mit der Vererbpachtung der Domainen ein Ende gemacht und dieſelben wieder in Zeitpacht gegeben wurden, womit man im Cleveſchen den Anfang machte.

Im April 1709 ſchickte der König ſeinen Sohn zu den preußiſchen Truppen, welche in den Niederlanden unter Eugen und Marlborough fochten, mit dem Befehle ſich vorzüglich an die Perſon des engliſchen Feldherrn zu halten, dem er ihn, ſo wie dem Prinzen Eugen durch eigenhändige Schreiben empfahl.

Der Prinz wohnte verſchiedenen kriegeriſchen Unternehmungen bei und bewies während derſelben nicht nur ausgezeichneten Muth und das größte Intereſſe für alles Soldatiſche, ſondern gab auch beſonders treffliche Proben von dem ihm eigenthümlichen Sinn für Alles,

was die Verwaltung und die kleinſten Aeußerlichkeiten des Dienſtes betrifft. Bei einer nothwendig gewordenen Vertretung des erkrankten Generals von Lottum ſendete er an deſſen Stelle die genau geführten Liſten über die Truppen nach Berlin und erfüllte mit peinlichſter Gewiſſenhaftigkeit alle Pflichten eines Regimentscommandeurs.

Das wichtigſte der Ereigniſſe, von dem er Zeuge wurde, war die blutige Schlacht von Malplaquet (11. Sept. 1709), in der die verbündeten Feldherren über den franzöſiſchen Marſchall Villars einen entſcheidenden Sieg erfochten. Anerkanntermaßen trugen die preußiſchen Truppen durch ihre Tapferkeit und durch die kühnen, rechtzeitigen Anordnungen des Generals Finkenſtein weſentlich zu der günſtigen Entſcheidung bei, und Marlborough ſowohl wie Eugen ertheilten denſelben das höchſte Lob. Friedrich Wilhelm befand ſich während der Schlacht in dichtem Kugelregen und neben und hinter ihm wurden ſeine Begleiter erſchoſſen. Die Streitmacht der feindlichen Heere war eine für jene Zeiten ganz ungewöhnlich große, denn auf jeder Seite kämpften faſt hunderttauſend Mann. Die Franzoſen büßten 15,000, die Verbündeten ſogar 20,000 Mann an Todten und Verwundeten ein, und der Eindruck, welchen der Anblick der mit Leichen bedeckten Gefilde auf Friedrich Wilhelm machte, hat ſicherlich nicht wenig dazu beigetragen, um in ihm den Entſchluß zu erwecken,

niemals ohne die äußerſte Nothwendigkeit die Schreckniſſe des Krieges über ſein eigenes Volk zu bringen. Deſſenungeachtet ſchätzte er ſich glücklich, Zeuge eines ſo gewaltigen Ereigniſſes geweſen zu ſein, und bis an ſein Ende feierte er jedes Jahr den 11. September als einen beſonderen Feſttag im Kreiſe bewährter Generale und trank aus vollem Glaſe die Geſundheit Eugen's und Marlborough's. Er hatte auch in dem folgenden Jahre die Freude, den Prinzen Eugen in Berlin zu ſehen, und vielleicht war dies die einzige Gelegenheit, bei der ihm des Vaters Prachtliebe und Verſchwendung nicht zuwider war, denn er freute ſich der glänzenden Bewirthung und der koſtbaren Geſchenke, die dem verehrten Gaſte zu Theil wurden.

Wenn oben des Einfluſſes gedacht wurde, den der Kronprinz ſeit Wartenberg's Sturz auf die Angelegenheiten des Landes gewonnen, ſo war derſelbe leider nur von kurzer Dauer. Die Perſonen, welche von der Verſchwendung des Hofes lebten, bildeten noch immer eine mächtige Partei, und ſie wußten dem auf den Schein der Selbſtregierung eiferſüchtigen Könige den Verdacht einzuflößen, als ſtrebe der Kronprinz danach, ſchon bei des Vaters Lebzeiten ſeinen Willen überall geltend zu machen. Das führte zu einem förmlichen Bruche, der nur durch die eifrige Vermittelung Dohna's wieder geheilt wurde, und Friedrich Wilhelm hütete ſich fortan, ſeinem Vater entgegenzuwirken und trug vielmehr die

vollkommenste Unterwürfigkeit gegen dessen Befehle absichtlich zur Schau, so daß bis zu des Königs Tode das gute Einvernehmen ungestört blieb.

Als Friedrich I. die Augen schloß, stand der Sohn tieferschüttert an dem Sterbebette. Aber seine Trauer verwandelte sich in grimmen Zorn, als ihn sofort ein dichter Schwarm von Hofschranzen umdrängte und mit einer wallenden Wolke sich tief verneigender Allongeperücken umgab. Verächtlich stieß er diese Menschen und ihre heuchlerischen Beileidsbezeigungen von sich, eilte festen Schrittes in sein Zimmer und warf die Thür schallend hinter sich in's Schloß.

Noch war seit dem Tode des Königs keine halbe Stunde verflossen, als der neue Herr schon den Obermarschall v. Prinzen zu sich befahl, um den Etat des Hofstaates vorzulegen. Der Minister gehorchte und Friedrich Wilhelm, ohne sich zu besinnen, durchstrich mit einem dicken Federzuge die ganze lange Liste des Etats. Er erklärte sämmtliche Hofchargen seines Vaters für aufgehoben, doch sollte sich Niemand entfernen, bis das Leichenbegängniß vorüber wäre.

Mit dieser Schreckensbotschaft kehrte der Hofmarschall zu den draußen Harrenden zurück. Er hielt den durchstrichenen Etat in der Hand und konnte vor Bestürzung kein Wort vorbringen. Der humoristische General v. Tettau entriß ihm das Papier, und den Federstrich des Königs gewahrend, rief er aus: Meine

Herren! unſer guter König iſt todt und der neue König jagt Euch alle zum Teufel. — Man hielt das Unglaubliche zuerſt für einen übel angebrachten Scherz, aber bald überzeugte man ſich von der bitteren Wahrheit. Da iſt wohl niemals der Tod eines Königs von ſeinen Hofſchranzen aufrichtiger betrauert worden.

Am folgenden Tage ließ der Thronfolger ſich von den Truppen huldigen und befahl, das Leichenbegängniß mit dem ganzen Aufwande von Pracht zu vollziehen, wie es dem Geiſte und dem Geſchmack des Höchſtſeligen entſprach. Alle Mittel wurden aufgeboten, um das Schauſpiel ſo glänzend wie möglich zu machen. Kunſt und Luxus ſollten gleichſam zum letzten Male hinter dem Sarge hergehen, um zugleich mit ihrem Herrn und Beſchützer für lange Zeit in die Gruft zu ſteigen.

Während die Vorbereitungen zu dem großartigen Trauerzuge gemacht wurden, begab ſich Friedrich Wilhelm mit ſeinen Generalen Dörflinger, Löben und Krummenſen nach Wuſterhauſen und machte ſich hier in aller Stille mit wahrhaft ingrimmigem Vergnügen an das Geſchäft, den dicken Federſtrich, welchen er durch die Rangliſte der Hofchargen gezogen, nun ſo weit wie irgend möglich auch durch die übrigen Etats der Staatsausgaben fortzuführen. Nichts Ueberflüſſiges und Unnützes ſollte ferner beſtehen. „Sie müſſen arbeiten, dafür bezahle ich ſie.“

Dreimal ließ er die Liſten der Beſoldungen die

Revue paſſiren, und alle drei, von ihm eigenhändig corrigirten und mit Bemerkungen verſehenen Liſten liegen uns vor. — Die Penſionen und Gnadengehalte, welche unter der vorigen Regierung 276,000 Thaler betragen hatten, wurden mit großer Härte auf 55,000 Thaler herabgeſetzt. Unbarmherzig ſtrich er die Unterſtützungen der Greiſe und Frauen, die Wittwenpenſionen zog er ganz ein. Nur die Generalin Brand behielt 30 Thaler ſtatt der bisher genoſſenen 200 Thaler. — Siebzigjährige Offiziere von der franzöſiſchen Colonie, die monatlich 12—15 Thaler erhalten hatten, wurden auf 4 Thaler herabgeſetzt. — In gleichem Maßſtabe erfolgte die Reduktion der eigentlichen Gehälter. Daß das Heroldsamt, das Amt des Oberceremonienmeiſters und ähnliche „Narrenspoſſen," wie er es nannte, ſofort caſſirt wurden, verſteht ſich von ſelbſt. — Im eigenen Hauſe des Königs begann die gewaltige Reform, die Prinzen von Geburt wurden ſo wenig geſchont, wie der Fürſt von Deſſau, und ſo ging es abwärts bis zu dem Schulbedienten in Pillau, der von 2 Thlr. 6 Gr., die er monatlich bisher bezogen, 4 Gr. verlor.

Die prächtige Schweizergarde des Königs wurde entlaſſen, ſeine in Gold und Seide prunkende Leibwache unter die Regimenter geſteckt, die Pauker und Trompeter, welche zur Tafel gerufen hatten, mußten das Weite ſuchen und auf ehrlichen Erwerb denken. Tauſende von Menſchen, die bisher in behaglichem Wohlſtand

gelebt hatten, geriethen in Dürftigkeit, viele in drückende Noth. Das kümmerte den Monarchen aber sehr wenig, denn wie einst der große Kurfürst seine Erfolge hauptsächlich dadurch erreichte, daß er dem Staatswohl und seinen „Necessitäten" jede Rücksicht auf das Wohl und das Behagen des Einzelnen zum Opfer brachte, so hatte sein Enkel in noch viel schrofferem Maße die Ueberzeugung, daß der Unterthan nichts Anderes sei, als ein Mittel für die Zwecke des Königs. Und diese Zwecke hatte er mit großer Klarheit und Bestimmtheit von vornherein darin erblickt, den preußischen Staat selbstständig und unabhängig neben die älteren und mächtigeren Monarchien Europas zu stellen, den Nachbaren durch ein zahlreiches, wohlgerüstetes Heer Respect einzuflößen und zu dem Ende der unter den beiden vorigen Regierungen eingeführten Subsidienwirthschaft ein Ende zu machen. Seine Truppen sollten nicht mehr auf französische, niederländische, spanische oder kaiserliche Kosten erhalten werden und so gewissermaßen in fremdem Solde stehen. Diese Absichten aber waren bei den beschränkten Staatsmitteln nur durch felsenfeste Ordnung der Finanzen und durch peinlichste Sparsamkeit auf allen Gebieten des Staatshaushaltes zu erreichen, zumal man gleichzeitig darauf bedacht sein mußte, für unvorhergesehene Fälle einen gefüllten Staatsschatz bereit zu halten.

Die Aufgaben, welche der König sich stellte, paßten

nicht minder als die dazu erforderlichen Mittel ſo trefflich zu ſeiner angeborenen Leidenſchaft für alles Soldatiſche und zu ſeinem Hange zum Geiz, daß oft ſchwer zu ſagen iſt, ob ſeine Handlungsweiſe aus der Ueberzeugung von dem, was er für das Beſte des Staates erkannt hatte, oder aus der Luſt, ſeine Lieblingsneigungen zu befriedigen, herfloß.

Er ſelbſt legte ſich am wenigſten eine ſolche Frage vor, denn er kannte überhaupt, wenn er ſich Etwas vorgenommen hatte, nur ein Geſetz: ſeinen ſouverainen Willen. Dieſem mußte die Welt ſich beugen. Gott unmittelbar hatte ihm die volle, unbeſchränkte Gewalt über Land und Leute verliehen. Gut und Leben der Unterthanen gehörten ihm, daran zweifelte weder der König noch das Volk, und wo ja einmal ein Widerſpruch gegen ſeine Befehle laut zu werden ſich erkühnte, da genügte ſein zornig hervorgeſchnarrtes „Raiſonnir' Er nicht," um ihm Gehorſam zu verſchaffen. So ſollte und mußte es ſein, und erfüllt von dieſen Gedanken kehrte Friedrich Wilhelm aus Wuſterhauſen nach Berlin zurück, den Vater zur Gruft zu geleiten. Hinter dem Sarge hergehend, trug er zum letzten Male das franzöſiſche Hofkleid und die Allongenperücke Friedrich des Erſten; aber auch dieſes Leichengepränge gab ſchon durch die große Anzahl der Soldaten, welche dazu herbeigerufen waren, von dem neuen Geiſte Zeugniß, der fortan herrſchen ſollte.

Kaum hatte der König seiner letzten Kindespflicht genügt, als er die prunkenden Gewänder von sich warf und seine knappe Soldatentracht anlegte, damit Jedermann ihn als Mitglied des Standes erkenne, den er für den einzig ehrenvollen hielt und dem der gesammte Staat mit allen seinen Kräften nunmehr dienstbar sein sollte. Einen Militärstaat wollte er gründen, nicht in dem schwächlichen Sinne, wie man heutzutage diese Bezeichnung gebraucht, sondern im vollen, bittersten Ernst, wie die Spartaner alter und neuer Zeit es erträumt haben. Und so vollständig führte er diesen Gedanken aus, daß es bald den Anschein gewann, als bestehe die menschliche Gesellschaft lediglich um der Armee willen.

Allerdings wußte der König wohl, daß der Ackerbau das Fundament ist, auf dem der Staat beruht, und daß der Reichthum des Landes aus dem Gedeihen des Bauernstandes herfließt. Deshalb verlor er auch niemals die Cultur des Bodens, die Urbarmachung wüster Ländereien, die Bevölkerung der Landschaften durch Colonisten und vor Allem die Vermehrung der Bauergüter aus den Augen. Allein die Soldatenleidenschaft, welche mehr und mehr sich seiner ganzen Seele bemächtigte, gab allen seinen Regierungsmaß-
dennoch bald den Anschein, als begünstige er den
für unv
nur, weil er das Korn säet, aus dem Com-
bereit zu
gebacken wird, und die Handwerker, weil sie
Die Auf

Tuch zu Uniformen, Tornister und Waffenstücke verfertigen. — Alle Wissenschaften und Künste, sofern sie nicht geradezu mit der Vervollkommnung des Kriegswesens in Verbindung stehen, erklärte er für Narrenspossen. Die Akademie wollte er gänzlich aufheben, und nur als man ihm begreiflich machte, daß daselbst Anatomie gelehrt werden könnte, was den Feldscheerern zu Gute käme, ließ er sie bestehen, zog aber dennoch die Einkünfte der Anstalt bis auf eine sehr geringe Summe ein und ernannte seinen Hofnarren zum Präsidenten. — Von den Künstlern wurden ein Paar Maler beibehalten, welche die Lieblingsgrenadiere des Königs in Lebensgröße abkonterfeien mußten, und die Musiker verschwanden bis auf die Hautboisten für die Regimentsmärsche. Baukünstler brauchte man ferner nicht. Zimmerleute und Maurer genügten, um die geschmacklosen[1]) Gebäude aufzuführen, welche nur dem Nutzen dienen sollten. Ingenieure hatten die Festungsanlagen zu besorgen.

Auf so nüchtern prosaische Grundlagen baute er sein Reich mit vollem Selbstbewußtsein und klarer Einsicht in die Verhältnisse, und zugleich mit einer Ausdauer und Geduld, welche dem aufbrausenden, jähzor-

---

[1]) Wie es kam, daß dessenungeachtet unter der damaligen Regierung in Berlin sehr zahlreiche geschmackvolle Privatbauten ausgeführt wurden, werden wir später erfahren.

nigen Fürſten nicht hoch genug angerechnet werden können. In einer Zeit der Schlaffheit, der Intriguen, der Sittenloſigkeit und Verſchwendung erſchien er wie ein Apoſtel der Ordnung, des Fleißes und der Sparſamkeit, und er hat ſein Volk bekehrt und ihm ſeinen Geiſt mitgetheilt, freilich nicht durch Segnen und Handauflegen, ſondern mit ſchweren Flüchen und Stockſchlägen und mit Galgen und Rad für die faulen Knechte und die ungetreuen Verwalter. So ſchuf er nach ſeiner Art das ganze Land in ein Feldlager um. Wer nicht ſelbſt die Muskete trug, ſollte für die Bedürfniſſe der Soldaten arbeiten. Trommelſchall und des alten Deſſauer's Commandowort: „Linken, Rechten!" ertönte auf allen Gaſſen und Plätzen. Schon in der Schule wurde den Knaben die rothe Halsbinde umgelegt, zum Zeichen, daß ſie in den Armeeliſten eingetragen ſtanden, und bei alledem war der Herr und Obercommandeur dieſes Soldatenſtaates ein durch und durch friedliebender Herr. — Kein Eroberer wollte er ſein, denn nur ein einziges Mal iſt er, bald nach dem Antritt ſeiner Regierung, in's Feld gerückt und hat dabei ſeine Sache mit großer Tüchtigkeit und Beſonnenheit durchgeſetzt. Seitdem aber hat er bis an ſein Ende die Soldaten im Frieden exercirt, immer neue Regimenter angeſchafft und immer accurater gedrillt, worüber ihm jeder einzelne Grenadier ſo lieb und werth wurde, wie ein leiblicher Sohn, ſo daß er es nicht über's Herz brin-

gen konnte, dieſe ſeine guten, blauen Kinder, wie er ſie nannte, den feindlichen Kugeln preiszugeben. Dazu hatte ihm auch jeder Einzelne viel baares Geld gekoſtet, denn wie andere Könige ihre Truppen in fremde Dienſte verkauften, ſo kaufte er vielmehr fremde Soldaten oder ließ ſie durch ſeine Werber rauben und ſtehlen, wenn es nicht anders ging (wie wir das Alles noch weiterhin erfahren werden).

Friedrich Wilhelm wußte auch zu wohl, daß nur im Frieden ſein Land im Stande wäre, die Koſten für das Kriegsheer aufzubringen, und ſo war und blieb die Erhaltung des Friedens das vorzüglichſte Mittel, durch welches der wunderliche Soldatenkönig ſeine Armee erhielt.

Nachdem die in Wuſterhauſen entworfenen Erſparungen im Staatshaushalte durchgeführt waren, ging Friedrich Wilhelm daran, durch Verkauf der unnützen Koſtbarkeiten ſeines Vaters einen großen Theil der Schulden deſſelben zu decken. Eine Menge überflüſſiger Möbel, Geräthe und goldbetreffter Livreen, ſo wie die Perlen und Edelſteine, mit welchen des Königs Kleider, Betten und Decken beſetzt waren, wurden verkauft, der Marſtall von tauſend reichgeſchirrten Paradepferden[1]) auf die unumgänglich nöthige Anzahl einge-

[1]) Freilich ſtanden viele von dieſen tauſend Pferden nur auf dem Papier, und der Hafer, den ſie freſſen ſollten, ging in die Taſchen der Beamten.

schränkt. Die Hofjouwelierin Liepmann jagte der König aus dem Lande und nahm ihr ohne weiteren Prozeß den größten Theil ihres Vermögens ab, weil er überzeugt war, daß sie den König vielfach betrogen hätte und es überflüssig schien, ihr das noch besonders zu beweisen. Die für den weiteren Ausbau der zahlreichen Lust- und Jagdschlösser ausgesetzten Summen erhielten eine nützlichere Bestimmung, und indem er auf diese Art die Ausgaben einschränkte und die Einnahmen vermehrte, war der König schon wenige Monate nach seinem Regierungsantritt im Stande, nicht nur 130,000 Thaler zur Errichtung zweier neuen Grenadierbataillone anzuweisen, sondern er konnte auch bald nachher 300,000 Thaler, welche der Czar von Rußland und der König von Polen zu fordern hatten, baar abzahlen. Trotz dieser günstigen Erfolge sah aber der klare Blick des Königs sehr bald, daß es nicht die verschwenderische Wirthschaft unter der vorigen Regierung allein gewesen, welche einer geordneten Finanzverwaltung im Wege gestanden, sondern daß es einer gänzlichen Umgestaltung in der Zusammensetzung der Behörden bedürfe, um Uebersichtlichkeit und strenge Ordnung in die Angelegenheiten zu bringen [1]). Unabläs-

1) Der König hatte einen Augenblick lang die Absicht, sich bei Durchführung der nothwendigen Aenderungen des alten Oberpräsidenten Dankelmann zu bedienen, weil er diesem ehemaligen

ſig arbeitete er an der Verbeſſerung im Einzelnen, bis nach zehnjähriger Regierung er die große Neubildung der ganzen innern Verwaltung vornahm, welche beinahe ein Jahrhundert lang die Grundlage der Staatsverfaſſung geblieben iſt.

Siebentes Kapitel.

Auswärtige Angelegenheiten. Friede zu Utrecht. Der nordiſche Krieg.

Die Politik war dieſes Königs ſchwächſte Seite. Der Schwerpunkt ſeiner Wirkſamkeit lag vielmehr in der innern Verwaltung und Regierung ſeines Staates. Friedrich Wilhelm hat weder große Kriege noch erfolgreiche diplomatiſche Verhandlungen geführt. Seine geſunde, derbe Perſönlichkeit und ſein gerader, aber un-

Miniſter ſeines Vaters mit Recht die größte Kenntniß der innern Landesangelegenheiten zuſchrieb. Der Greis wurde aus ſeiner Verbannung nach Berlin beſchieden und mit vielen Ehren aufgenommen. Indeſſen kam es zu keiner Verſtändigung. Dankelmann lebte bis an ſeinen 1722 im 80. Jahre erfolgten Tod in Berlin von dem geringen Theil ſeiner ehemaligen Reichthümer, den man ihm gelaſſen hatte. Sein ohne Urtheil und Recht einſt confiscirtes Vermögen erhielt er niemals zurück.

geschulter Verstand reichten nicht aus, um ihn die Verwickelungen der europäischen Staatenverhältnisse in ihrer geschichtlichen Bedeutung erkennen zu lassen. Persönliche Neigungen und Abneigungen, die Befriedigung seiner Liebhabereien, oder der Widerstand gegen dieselben, wogen in seinen Augen schwerer, als sachliche Gründe. Wer ihm große Rekruten zuführte oder die Vermehrung seiner Einnahmen in Aussicht stellte, der war sein Freund und erwarb sein Vertrauen, wer den preußischen Werbern Etwas in den Weg legte, hatte ihn zum tödtlichen Feinde. So blieb seine Stellung den Nachbarstaaten gegenüber von allerlei untergeordneten Rücksichten abhängig, und er galt bei den anderen Fürsten für unzuverlässig und wankelmüthig.

In den Beziehungen zu England spielte der alte persönliche Haß gegen seinen Schwager Georg den Zweiten eine große Rolle. Ebenso persönlich war sein Widerwille gegen alle Franzosen, den er niemals verbergen konnte. Wenn ein französischer Edelmann ihm vorgestellt wurde, winkte er seinen Umgebungen mit den Augen, räusperte sich und spie aus: das hatte natürlich auf sein politisches Verhalten gegen Frankreich den größten Einfluß. Er rühmte sich, ein deutscher Fürst von echt deutscher Gesinnung zu sein, und doch konnte er bis an sein Ende nicht unterscheiden, ob es in einem bestimmten Falle sich um habsburgische Haus-

und Familienintereſſen oder um das Wohl und Wehe des deutſchen Reiches handle.

Der Wiener Hof wußte das nur zu wohl und machte es ſich zu Nutze, um den argloſen Monarchen auf's Hinterliſtigſte zu betrügen, bis demſelben endlich noch auf dem Todtenbette die Einſicht kam, wie arg man ihm ſein ganzes Leben hindurch mitgeſpielt hatte.

Wenn es nun unter ſo erſchwerenden Umſtänden überhaupt noch gelang, während der ſiebenundzwanzigjährigen Regierung des Königs das Staatsſchiff durch die Stürme und Brandungen hindurchzuſteuern, welche es von mehr als einer Seite bedrohten, ſo gebührt das Verdienſt davon zum größten Theil dem klugen, verſchlagenen Miniſter Ilgen, dem Friedrich Wilhelm Amt und Einfluß ließ, ſo wenig er dem feinberechnenden, vorſichtigen Manne auch perſönlich geneigt war; ja er verſtattete demſelben größere Selbſtſtändigkeit des Handelns, als irgend einem anderen Staatsdiener, wohl fühlend, daß ſeine königliche Hand zur Abfaſſung von diplomatiſchen Noten viel zu kräftig geformt war.

Friedrich der Erſte war kurz vor dem Abſchluß des Utrechter Friedens geſtorben. Wir haben geſehen, wie ſchlau Ludwig XIV. es verſtanden hatte, die gewaltige gegen ihn zuſammengetretene Verbindung der europäiſchen Mächte dadurch zu ſchwächen, daß er mit jedem Einzelnen abgeſondert unterhandelte und ihm vortheil-

hafte Bedingungen zusicherte. Preußen erhielt allerdings nur einen geringen Theil der Bewilligungen, die es durch seine Gesandten beansprucht hatte. Dem König wurde die bis dahin zurückgehaltene Anerkennung seiner Würde und der Titel Majestät von Seiten Frankreichs bewilligt. Dasselbe erkannte die preußische Souverainetät über Neufchatel und Valangin an, womit Friedrich Wilhelm freilich für die übrigen aus der oranischen Erbschaft erhobenen Ansprüche sich abgefunden sah; doch setzte er noch durch, daß den evangelischen Einwohnern des bei Frankreich verbleibenden Fürstenthums Orange die freie Auswanderung und der Verkauf ihrer liegenden Güter gestattet wurde. An Landgebiet erhielt er das spanische Oberquartier von Geldern, welches er bereits durch seine Truppen besetzt hatte [1]) und welches Ludwig XIV. kraft der ihm von seinem Enkel Phi-

---

[1]) Das Fürstenthum Geldern am Rhein und der Maß, da wo beide Flüsse durch die Waal mit einander verbunden sind, gehörte zu den jülich-cleveschen Besitzungen. Seit dem 14. Jahrhundert zerfiel es in vier Quartiere oder Viertel, von denen das ursprüngliche Geldern Obergeldern genannt wurde. Durch manche Wechselfälle war das Land an Carl V. und von diesem an Philipp II. von Spanien gekommen. Bei dem Aufstand der Niederlande schloß es sich an Holland an, bis auf das Oberquartier, welches im spanischen Erbfolgekriege von Preußen besetzt und nun durch den Frieden von Utrecht demselben zugesprochen wurde.

lipp V. von Spanien ertheilten Vollmacht abzutreten berechtigt war.

Die preußiſchen Geſandten unterzeichneten dieſes Abkommen am 15. Mai 1713 unter Vermittelung des engliſchen Botſchafters Lord Stafford in deſſen Wohnung, und zwar unterhandelte Friedrich Wilhelm dabei als ſouverainer König in Preußen und nicht als deutſcher Reichsfürſt, weil der Kaiſer im Intereſſe ſeiner Hausmacht, für welche er noch beſondere Vortheile zu erlangen hoffte, ſich geweigert hatte, an dem Friedensſchluß Theil zu nehmen. Der kaiſerliche Hof täuſchte ſich ſo ſehr über die eigenen Kräfte, daß er es verſuchte, einen Krieg, in welchem er, mit England und Holland verbündet, nicht zum Ziele gekommen war, nunmehr, von allen ſeinen Freunden verlaſſen, allein weiter zu führen. Das hatte denn eine jener Seltſamkeiten zur Folge, von denen die deutſche Reichsgeſchichte voll iſt, daß nämlich Friedrich Wilhelm, nachdem er als König in Preußen mit Frankreich Frieden geſchloſſen hatte, dennoch gleichzeitig als Kurfürſt von Brandenburg ſein Contingent von 6000 Mann dem Kaiſer, der auf eigene Hand gegen daſſelbe Frankreich weiter kämpfen wollte, zur Verfügung ſtellte. Bekanntlich richtete der Kaiſer gegen Ludwig XIV. Nichts aus, trotzdem der alte Türkenbezwinger Prinz Eugen noch einmal für ihn zu Felde zog, vielmehr ſchloß er (7. März 1714) auf eigene Hand zu Raſtatt den ſchimpflichen Frieden, durch welchen er

die letzte deutſche Feſtung auf dem linken Rheinufer, Landau, an Frankreich abtrat und dafür Freiburg und Kehl für ſich nahm, ohne das deutſche Reich auch nur zu fragen. Deſſenungeachtet war der Antheil an der ſpaniſchen Erbſchaft, welchen er davontrug, noch immer reich genug, denn außer den ſpaniſchen Niederlanden fielen Neapel, Sardinien und Mailand an Oeſterreich. Nachträglich entſchuldigte er ſich zwar weitläufig mit „dem Drange der Umſtände“ bei dem heiligen römiſchen Reiche, und dieſer ehrwürdigen Ruine blieb dann Nichts übrig, als den Raſtatter Frieden ſeinerſeits zu Baſel in der Schweiz, am 7. Sept. 1714, ſoweit derſelbe das deutſche Reich betraf, gehorſamſt anzunehmen. Die evangeliſchen Stände vermochten auch diesmal nicht, jene ſchmähliche Clauſel des Ryswiker Friedens zu beſeitigen, durch welche Ludwig XIV. viele tauſend evangeliſche Gemeinden zur Annahme des katholiſchen Gottesdienſtes gezwungen hatte. Die franzöſiſchen Geſandten erklärten auf die deshalb gemachten Vorſtellungen, „daß Ihre Majeſtät der König von Frankreich in Ihrem zunehmenden Alter der Devotion dermaßen ergeben wären, daß wenn auch darüber an Sie referirt werden ſollte, Sie ohne Beirath Ihrer Beichtväter und Conſcienzräthe doch Nichts darin reſolviren und von gedachter Klauſel nimmermehr abgehen würden.“

Die Vortheile, welche Preußen durch den Utrechter Friedensſchluß erhalten hatte, ſtanden allerdings in

keinem Verhältniſſe zu dem großen Verluſte von Menſchenleben, den die Truppen erlitten, die während der ganzen Dauer des Erbfolgekrieges für das Intereſſe der Habsburger hingeopfert worden; allein es muß anerkannt werden, daß ſelbſt das Wenige, was Frankreich zugeſtand, dennoch ein Beweis dafür iſt, wie ſehr das Anſehn des preußiſchen Staates ſeit der Zeit geſtiegen war, wo der große Kurfürſt durch den Frieden von St. Germain zur Herausgabe aller Eroberungen gezwungen wurde und wo im Ryswiker Frieden Friedrich I. auch nicht die beſcheidenſten Entſchädigungsanſprüche durchzuſetzen vermochte.

Das Geldernſche Ländchen, welches bis zum Lüneviller Frieden 1801 bei Preußen blieb, dann an Frankreich fiel und deſſen öſtlichſter Grenzdiſtrict in Folge der Wiener Verträge von 1815 zurückerworben wurde, hatte im Jahre 1713 ungefähr 50,000 Einwohner, meiſt katholiſchen Bekenntniſſes, für welche der Kaiſer im Raſtatter Frieden ausdrücklich ſich verſprechen ließ, daß ſie bei ihrem Glauben erhalten und alle Aemter nur mit katholiſchen Eingeborenen beſetzt werden ſollten. Die Einkünfte des fruchtbaren, von einer gewerbfleißigen Bevölkerung bewohnten Ländchens waren im Verhältniß der Größe deſſelben nicht unbedeutend, und da die neue Erwerbung ſich unmittelbar an die preußiſchen Beſitzungen in Cleve anſchloß, immerhin von

einiger Bedeutung für die Abrundung des Staatsgebietes an dessen westlicher Grenze.

Ein weit bedeutenderer Vortheil sollte aber für Preußen aus den Verwickelungen erwachsen, welche sich im Nordosten des Landes zusammengezogen hatten. Es ist bereits erwähnt, daß Peter der Große und der in sein Reich wieder eingesetzte August von Polen das Unglück Carl's des Zwölften dazu benutzen wollten, um sich in dessen außerschwedische Besitzungen zu theilen, und daß man von Anfang an, wiewohl vergeblich bemüht war, den preußischen König zur Theilnahme an dieser gewinnverheißenden Unternehmung zu bewegen.

Die Russen überschwemmten jetzt auf eigene Hand die schwedischen Ostseeprovinzen und der Czar machte sich im Laufe des Jahres 1710 zum Herrn von Liefland, Esthland und einem Theile von Finnland. Der Schwedenkönig setzte von seinem freiwilligen Verbannungsorte aus alle Mittel in Bewegung, um durch Bitten und Intriguen den Sultan zu einer Kriegserklärung gegen Rußland zu bringen. Sein gewandter Unterhändler Poniatowsky (Vater des nachmaligen Königs von Polen) wußte sogar die Sultanin-Mutter für sich zu gewinnen und zwei seinen Absichten entgegenwirkende Großveziere zu stürzen, so daß wirklich 1711 eine türkische Armee gegen den Czaren zu Felde zog.

Die Russen geriethen dadurch, daß die Hospodare

der Moldau und Wallachei die versprochene Unterstützung nicht leisteten, in so gefährliche Lage, daß Peter, seinen Untergang vor Augen sehend, einst ausrief: „Jetzt bin ich schlimmer dran, als mein Bruder Carl bei Pultawa!“ Da gelang es seiner schlauen Gemahlin Catharina, die er aus niederem Stande zu sich auf den Thron erhoben, den türkischen Feldherrn durch ihre Juwelen zu bestechen. Es kam sofort ein Waffenstillstand und nach wenig Tagen (23. Juli 1711) sogar der Friede zu Stande, welcher zwar für die Russen demüthigend genug, aber in Anbetracht der obwaltenden Umstände doch immer sehr vortheilhaft war; und Peter konnte ungehindert nach Rußland heimkehren. Carl XII. war verzweifelt über das Mißlingen seiner Pläne. Wuth im Herzen kehrte er nach Bender zurück und hatte keine anderen Gedanken, als die Türken zu ärgern und ihnen seine Verachtung zu zeigen, während doch die eigenen Länder seiner Anwesenheit zur Abwehr der gegen ihn verbündeten Polen, Dänen und Russen dringend bedürftig waren, zumal auch das deutsche Reich im Begriff stand, die Zahl der Feinde Schwedens zu vermehren. Denn nicht nur das an die schwedischen Besitzungen grenzende Brandenburg, sondern noch mehr Sachsen, als das Erbland des Polenkönigs, standen in Gefahr, den Verwüstungen des Krieges anheim zu fallen, wenn die Russen, wie es ihre Absicht war, sich Stettins bemächtigten und die Schweden einen Einfall

in das sächsische Gebiet ausführten. Es wurden nun unter Vermittelung von England, Holland und Frankreich Verträge geschlossen, dem Wortlaute nach, um das Gebiet des deutschen Reiches in Bezug auf den nordischen Krieg für neutral zu erklären [1]), in der That aber wollte man eigentlich Schweden verhindern, seine deutschen Besitzungen wirksam zu schützen, damit Hannover sich in den Besitz von Bremen und Verden setzen und Preußen seine alten, so lange vergebens verfochtenen Rechte auf Pommern und namentlich auf Stettin endlich zur Geltung bringen könnte. König Friedrich Wilhelm selbst scheint diesen Plan nicht von Anfang an durchschaut zu haben. Er war dem Könige von Schweden, dessen gerade und tüchtige Persönlichkeit ihm zusagte, aufrichtig geneigt und hatte zuerst gewiß die Absicht, zum Vortheil desselben zu handeln. Carl XII. wollte aber von den wohlwollenden Gesinnungen, mit denen man ihn aus dem Besitze seiner Festungen verdrängte, Nichts wissen, und eingedenk des alten Spruches: daß mit guten Absichten der Weg zur Hölle gepflastert ist, protestirte er aus seinem türkischen Asyl gegen alle diese Abmachungen und gegen die Neutralität des deutschen Reiches, weil Schweden durch den westphälischen Frieden in aller Form Rechtens in den Verband desselben aufgenommen, auch vollen Anspruch auf den Schutz des

1) Das sogenannte Hager Concert vom 31. März 1710.

Kaisers hätte, wenn das innerhalb Deutschlands belegene schwedische Gebiet mitten im Frieden angegriffen würde. Er gab dies dem Kaiser sehr unzweideutig zu erkennen, doch dieser entschuldigte sich mit nichtigen Ausflüchten. Auch wurde in der That die Neutralität des Reiches nicht respectirt, vielmehr kam es im December 1712 bei Gadebusch im Mecklenburgischen zu einer Schlacht, wo 15,000 Schweden über 24,000 verbündete Dänen und Sachsen den Sieg davon trugen, jedoch später der Uebermacht weichen mußten, als große Schaaren von Dänen und Russen den Besiegten zu Hilfe eilten. Der schwedische General Stenbok zog sich nach Holstein zurück, dessen Herzog der Neffe und muthmaßliche Thronerbe Carl's XII. war. Doch auch hier wurde er durch die Dänen und Russen unter persönlicher Führung Peter's des Großen und des Königs von Dänemark vertrieben und die schwedischen Truppen wurden in ihre Heimath geschickt, nachdem sie hatten geloben müssen, bis auf Weiteres nicht an dem Kriege Theil zu nehmen.

Auf diese Weise war schwedisch Pommern fast wehrlos jedem Angriff preisgegeben und Carl ertheilte in der hieraus erwachsenden Verlegenheit seinem Statthalter in Bremen Vollmacht, die Festungen Stettin und Wismar durch holsteinische Truppen besetzen zu lassen, und wenn diese nicht ausreichten, den König von Preußen einzuladen, durch seine Truppen diese Besatzun-

gen zu ergänzen, wozu ihn der Altranstädter Vertrag von 1707 verpflichtete, kraft dessen Schweden und Preußen einander für den Fall der Noth gegenseitige Hilfe zugesagt hatten. Natürlich sollten nach Beendigung des Krieges die Festungen ohne Weiteres an Schweden zurückgegeben werden. Friedrich Wilhelm ging bereitwillig hierauf ein und es wurde beschlossen, holsteinische und preußische Truppen nach Stettin und Wismar zu senden, unter wechselndem Oberbefehl der betreffenden Commandeure.

Als es zur Ausführung kam, weigerte sich aber der schwedische Commandant von Stettin, General Meyerfeldt, mit vollem Recht, die Festung ohne ausdrücklichen Befehl seines Königs zu räumen, und Carl XII., von den Vorgängen unterrichtet, war mit dieser Weigerung seines Commandanten vollkommen einverstanden. Nun erklärte der preußische König, er werde, da Schweden seine wohlwollenden Absichten verkenne und ihm kein anderes Mittel bleibe, um den Krieg von seinen Grenzen abzuhalten, sich mit Rußland und Dänemark in Verbindung setzen und denselben zu der Eroberung der Festung behilflich sein, um so mehr als Peter der Große im Voraus versprochen hatte, die Festung, sobald sie in seine Hände gekommen, den Preußen in Verwahrung zu geben.

So kam es denn zur Belagerung. Die Russen und Sachsen unter Menschikof und Flemming bombar-

dirten die Stadt mit ſolcher Gewalt, daß Meyerfeldt, den vollſtändigen Untergang derſelben vor Augen ſehend, ſich zur Uebergabe entſchloß, unter der Bedingung, daß Holſtein und Preußen die Feſtung für Schweden in Gewahrſam nehmen und ſeiner Zeit nach geſchloſſenem Frieden wieder ausliefern ſollten. Friedrich Wilhelm eilte nun auf's Aeußerſte, um die Zuſtimmung der Ruſſen zu dieſer Bedingung zu erlangen, weil er mit Recht beſorgte, Peter der Große könnte, einmal im Beſitz einer ſo wichtigen Handelsſtadt an der Oſtſee, leicht auf den Gedanken kommen, dieſelbe für ſich zu behalten. General Bork wurde deshalb in Menſchikof's Hauptquartier nach Schwedt (4 Meilen von Stettin an der Oder) geſchickt, um zu unterhandeln, und da Friedrich Wilhelm ſich im Beſitz des baaren Geldes befand, deſſen die Ruſſen ſowohl wie die Sachſen ſehr bedürftig waren, ſo ging die Sache raſch genug von Statten. Anfangs forderten die Verbündeten 800,000 Thlr. als Erſatz der aufgewendeten Belagerungskoſten, ſie ließen ſich aber bald mit 400,000 Thlrn. zufrieden ſtellen, welche Holſtein und Preußen jedes zur Hälfte zahlen ſollten. Da indeſſen der Herzog von Holſtein die auf ihn fallende Summe nicht beſchaffen konnte, ſo übernahm der König von Preußen auch deſſen Antheil. Am 6. October 1713 kam zu Schwedt ein Vertrag zu Stande, kraft deſſen der König von Preußen die ſchwediſchen Feſtungen in Pom-

mern in Sequeſtration nehmen und nicht vor geſchloſſenem Frieden an Schweden wieder einräumen ſollte. Nach erfolgter Beſitznahme der Feſtungen durch Preußen wollten die Verbündeten ihre Truppen zurückziehen. In einem geheimen Artikel wurde dem Könige der Beſitz des zwiſchen der Oder und Peene gelegenen Theils von Pommern mit den Städten Demmin, Anklam und Wolgaſt zugeſichert. Carl XII., mit dieſen ohne ſeine Zuziehung getroffenen Verabredungen natürlich im höchſten Maße unzufrieden, erblickte in denſelben lediglich eine hinterliſtige Anzettelung, um ihn aus ſeinen deutſchen Beſitzungen zu vertreiben. Er glaubte auch nicht, daß Friedrich Wilhelm die beanſpruchten 400,000 Thlr. wirklich gezahlt habe und verwies ihn mit ſeiner Rückforderung an Holſtein. Mit Recht beſchwerte er ſich darüber, daß man ihn wie einen Banqueruttirer behandle, deſſen Vermögen man mit Beſchlag belegt, um ſich ſeine Forderungen zu ſichern. Er verſagte nicht nur ſeine Zuſtimmung, ſondern verbot auf dem Reichstage zu Stockholm ſich auf Friedensunterhandlungen einzulaſſen. Nunmehr trat Friedrich Wilhelm offen mit den Feinden Schwedens in Verbindung und ließ ſich von dem Czaren den Beſitz Stettins garantiren, wofür er demſelben wiederum für Eſthland, Ingermannland und den, den Schweden entriſſenen Theil von Finnland Gewähr zu leiſten verſprach. Die wohlwollende Sequeſtration der ſchwediſchen Plätze

hatte jetzt der offen ausgesprochenen Absicht Platz gemacht, dieselben für immer fest zu halten. Preußen rüstete sich mit allem Eifer zum Kriege, den der König persönlich mitzumachen beschloß.

Daheim sollten während der Dauer desselben die Minister Dohna, Ilgen und Printzen die Regierungsgeschäfte besorgen, „passirt nichts, schreiben sie nit" und (heißt es in einer eigenhändigen Instruction) [1]) „wenn was passirt, was ins Land soll Krieg angeben, und von großer Importanz, soll an meine Frau gesagt und um Rath gefragt werden, sonst sich kein Mensch in meine Affairen meliren, als die geheimen Räthe; sonst kein Mensch."

Vor allen Dingen wurde nun Stettin, welches gleich am Tage nach dem Schwedter Vertrage den Preußen übergeben war, mit stärkerer Besatzung versehen und die Festungswerke wurden ausgebessert. Anfangs bildeten neben zwei preußischen Bataillonen noch zwei schwedische, welche der holsteinischen Regierung vereidigt wurden, die Besatzung, sehr bald aber traten holsteinische Truppen an deren Stelle. Die Preußen wußten indessen unvermerkt immer mehr von ihren Leuten in die Stadt zu ziehen und die Holsteiner durch eine List zum Abzuge zu nöthigen [2]). Man richtete sich nun in

---

[1]) Cosmar und Krause, Staatsrath p. 323.

[2]) Das Nähere theilt Pöllnitz II. 45. mit.

der Feſtung ganz häuslich ein, mit dem beſten Willen, ſie niemals wieder in fremde Hände zu geben. Für Carl XII. verſchlimmerten ſich die Umſtände von allen Seiten, und die Nachrichten, die ihm von Hauſe zukamen, ſteigerten den verbiſſenen Trotz des ſeltſamen Mannes zu einer faſt wahnſinnigen Höhe. Am 14. Aug. 1714 war die Königin Anna von England geſtorben und Georg I. von Hannover hatte den Thron beſtiegen, wodurch die Gefahr für Schweden, aus Bremen und Verden verdrängt zu werden, ſich bedeutend vergrößerte. Von Stockholm ſelbſt trafen bedrohliche Nachrichten ein. Der ſchwediſche Reichsrath, an des Königs Rückkehr verzweifelnd, ging ſo weit, daß er den Thron der Prinzeſſin Ulrike, der Schweſter des Königs, anbot, die jedoch klug genug war, ihrem Bruder Nachricht davon zu geben, worauf dieſer die bekannte Botſchaft ergehen ließ: „Wenn die Reichsräthe ſich anmaßten zu regieren, ſo würde er ihnen einen ſeiner Stiefel ſchicken, von dem ſollten ſie ihre Befehle erhalten.“ Trotz dieſer unbeugſamen Zuverſicht konnte es Carl ſchließlich noch als ein Glück betrachten, daß die Türken endlich der hochmüthigen und undankbaren Art, mit der er ſie behandelte, müde wurden und ihn mit Gewalt aus ſeinem Aſyl vertrieben, gerade in dem Augenblick, wo ſeine Anweſenheit daheim am dringendſten nothwendig war.

Ihrem Charakter getreu, behandelten die Muſel-

männer den abziehenden Monarchen mit der größten Achtung und führten ihn mit bedächtiger Grandezza bis an ihre Grenzen. Hier aber konnte der leidenschaftliche Fürst seine Ungeduld nicht länger bemeistern. Er warf sich auf ein Pferd und jagte mit gespensterhafter Schnelligkeit den bedrohten pommerschen Provinzen zu. Weil er das Gebiet seiner vielen Feinde vermeiden wollte, so nahm er den Weg durch wilde, unbekannte Gegenden, und so unermüdlich stürmte er weiter und immer weiter, daß bald seine sämmtlichen Begleiter, bis auf den einzigen Obrist Düring, erschöpft zurückblieben, und auch diesem gelang es nur durch List, sich bis zuletzt in der Nähe des Königs zu halten [1]). In vierzehn Tagen legte er 280 Meilen reitend zurück und pochte am 22. November in der Nacht an das Thor von Stralsund. In entstellender Verkleidung, mit Schnee bedeckt, langte er an, aber bald erkannte man den Monarchen (er sprach sogleich vom Aufhängen, als man ihm den Eingang verweigern wollte) und begrüßte ihn mit lautem Jubel. Er hatte sechszehn Nächte in keinem Bette gelegen. Die Stiefel mußte man ihm von den Füßen schneiden. — Zu dem Commandanten,

---

1) Düring war auf einer Station ohnmächtig geworden. Der König eilte allein weiter, erhielt aber von dem bestochenen Postmeister ein schlechtes Pferd, so daß der Obrist ihn nach drei Stunden zu Wagen einholen konnte.

der ſich im höchſten Entzücken vor ihm niederwarf, ſagte der König: „Ich bin gekommen, um den Schriftwechſel abzukürzen und bringe eine eiſerne Schreibfeder mit, damit will ich die Verträge durchſtreichen, die man hinter meinem Rücken geſchloſſen hat.“

Schon am 24. November zeigte er in kurzem, eigenhändigen Schreiben dem Könige von Preußen ſeine Rückkunft an, indem er zugleich die Hoffnung ausſprach, daß beide Nachbaren in ein gutes Vernehmen treten würden. Der König erwiederte höflich; als aber hierauf das Anſinnen erfolgte, Stettin zu räumen und den Schweden den Durchmarſch nach Sachſen zu geſtatten, erklärte Friedrich Wilhelm, er werde ſeine Truppen nicht eher aus Stettin zurückziehen, als bis er die 400,000 Thlr. bezahlt erhalten und außerdem für die Koſten der Sequeſtration entſchädigt wäre. Wollte Carl dieſe als rechtmäßig anerkennen, ſo würde der König außerdem zu einem Darlehen von mehreren Millionen Thalern ſich verſtehen.

Carl verwarf voll Unwillen dieſe Anträge.

Der Landgraf von Heſſen-Caſſel, mit beiden Monarchen nahe verſchwägert, verſuchte vergebens eine Vermittelung, welche nicht nur an der Unnachgiebigkeit Friedrich Wilhelm's, ſondern auch an dem Widerſpruch der ruſſiſchen und ſächſiſchen Geſandten ſcheiterte, die man zu den Verhandlungen zugezogen hatte. Ebenſo

erfolglos waren die Verſöhnungsverſuche des Grafen Croiſſi, des franzöſiſchen Geſandten in Stockholm [1]).

Den Vorwand zum Ausbruch der wirklichen Feindſeligkeiten gab das Verlangen des Schwedenkönigs, in Wolgaſt, wo eine kleine preußiſche Beſatzung ſich befand, zu lagern. Friedrich Wilhelm mußte dies zwar, obgleich ſehr wider Willen, geſtatten, weil man ihn überzeugte, daß Wolgaſt nicht in dem von ihm ſequeſtrirten Gebiete liege, dafür befahl er aber die Inſel Wollin zu befeſtigen und bald waren auf derſelben 13,000 Mann Preußen verſammelt.

Als Gegenzug ließ Carl 3000 Schweden auf der Inſel Uſedom landen, machte die 20 Mann Preußen, die daſelbſt ſtanden, zu Gefangenen und ſchickte ſie nach Anklam. Nunmehr ließ man beiderſeits die Maske der Freundſchaft fallen. Der ſchwediſche Geſandte in Berlin erhielt ſeine Päſſe. Durch Patent vom 28. April 1715 wurden alle in ſchwediſchen Dienſten befindlichen preußiſchen Unterthanen zurückberufen. „Wer bei den Feinden bleibt, ſoll Ehre, Hab' und Gut verlieren und für ein Scheuſal erklärt werden."

Kurbrandenburg und Hannover, als Kreisdirectoren des niederſächſiſchen Kreiſes, erklärten durch ein Rund-

---

1) Die Correſpondenz deſſelben mit Ilgen iſt unter Andern auch bei Faßmann I. 130. ziemlich vollſtändig mitgetheilt.

ſchreiben die Schweden für Reichsfeinde, welche den Frieden in Deutſchland gewaltſam ſtören wollten.

Die Leitung des beginnenden Feldzuges hatte der König von Preußen weſentlich dem Fürſten von Anhalt übertragen, doch behielt er ſich ſelbſt nicht blos der Form nach den Oberbefehl vor, ſondern es war ſeine ernſte Abſicht, perſönlich an dem Kampfe Theil zu nehmen und keine Gefahr zu ſcheuen, ſo daß er ſogar ſehr ernſtlich den Fall in's Auge faßte, daß eine feindliche Kugel ihn treffen könnte. Davon zeugte die folgende ſehr merkwürdige Stelle aus der Inſtruction, welche er am 26. April an ſeinen Geheimen Rath erließ: „Dieweil ich ein Menſch bin und kann todtgeſchoſſen werden, ſo befehle ich Allen, für Fritz zu ſorgen, dafür ſie Gott belohnen wird, und ich gebe Allen, von meiner Frau an, meinen Fluch, daß Gott ſie ſowohl zeitlich als ewig ſtrafen möge, ſofern ſie mich nach meinem Tode nicht im Gewölbe der Schloßkirche begraben. Sie ſollen dabei kein Feſtin machen, bei Leib und Leben keine Ceremonie und Feſtin, als daß ſie ſollen die Regimenter in der Reihe das Gewehr nehmen und ſchießen laſſen. Ich bin verſichert, daß ihr Alles mit der größten Exactitüde von der Welt beſtellen werdet, wofür ich allzeit, ſo lange ich lebe, euer Freund ſein werde."

In Schwedt wurde die erſte Muſterung der Truppen gehalten, gewiſſermaßen die erſte über das preußiſche Heer, deſſen Neubildung der König und Leopold

von Dessau begonnen hatten. Schon damals überraschten die Regimenter durch das schmucke, reinliche Aussehen, die blanken Waffen und die kriegerische Haltung. Zu den 32,000 Preußen, die der König befehligte, stießen bald noch 8000 Sachsen und 20,000 Dänen, im Ganzen 60,000 Mann. Carl XII. hatte kaum ein Viertel dieser Zahl beisammen und versäumte noch dazu, im Vertrauen auf seine Alles besiegende Tapferkeit, die wichtigsten Stellungen, welche den Zugang zu Stralsund erschweren konnten, gehörig zu besetzen. Die Inseln Wollin und Rügen, so wie die Schanzen am Ausfluß der Peene und die von Swinemünde konnten daher im August 1715 von den Preußen, allerdings nicht ohne hartnäckigen Kampf, genommen werden. Dem Schwedenkönige gereichte es zum Verderben, daß seine Persönlichkeit überhaupt nicht für den Vertheidigungskrieg geschaffen war.

Die eigentliche Belagerung von Stralsund verzögerte sich, weil die von strömendem Regen erweichten Landstraßen der Herbeischaffung des Belagerungsgeschützes fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzten. Erst in der Nacht vom 18. zum 19. October konnten unter Wackerbarth's Leitung die Laufgräben eröffnet werden.

Bekanntlich wird die Festung auf der einen Seite durch die Meerenge zwischen Rügen und der pommerschen Küste, und auf der anderen durch Teiche und

Sümpfe vortrefflich geschützt, doch wußten die preußischen Soldaten noch gut genug, daß dem großen Kurfürsten die Eroberung geglückt war. Die Schweden hatten inzwischen auf der Landseite ihre Verschanzungen in dem Maße verstärkt, daß der Angriff dadurch bedeutend erschwert wurde.

Während die Belagerer noch mit den vorbereitenden Maßregeln beschäftigt waren, theilte der Adjutant des Königs von Preußen, Obrist Köppen, dem den rechten Flügel befehligenden General Seckendorf mit, wie er von seiner Jugend her sich noch wohl erinnere, beim Baden in der See eine Stelle entdeckt zu haben, wo man zu gewissen Zeiten watend an die Festungswerke gelangen kann. Die Angabe bestätigte sich. Köppen mußte in der Nacht vom 4. zum 5. November mit einer Schaar Freiwilligen auf diesem ihm bekannten Wege die schwedischen Schanzen umgehen, und während ein Scheinangriff der Dänen die Aufmerksamkeit der Besatzung ablenkte, griff Seckendorf jene Schanzen an und hatte einen schweren Kampf zu bestehen, bis Köppen mit seiner Schaar den Vertheidigern in den Rücken fiel und den Sieg entschied. Drei schwedische Regimenter wurden aufgerieben und großer Kriegsvorrath fiel in die Hände der Preußen.

Wenige Tage nachher gelang es dem Fürsten von Dessau, durch dicken Nebel begünstigt, unbemerkt 20,000 Mann auf eilig zusammengebrachten Transportschiffen

nach Rügen überzuführen. Am späten Abend des 15. November wurde bei Streſow, unweit Puttbus, die Landung glücklich vollendet, obwohl ſich 4—5000 Schweden auf der Inſel befanden, und der Deſſauer befahl, zu großem Mißvergnügen ſeiner Leute, die ganze Nacht hindurch an der Verſchanzung des Lagers zu arbeiten. Der frühe Morgen ſchon ſollte die Weisheit dieſer Anordnung offenbaren, denn Carl XII. hatte kaum die Ankunft der Preußen erfahren, als er auch bereits mit 1500 Mann und 8 Kanonen ſich perſönlich einfand, um die Eindringlinge zu vertreiben. Höchlich war er überraſcht, dieſelben hinter ſicheren Wällen zu erblicken. „Wer hätte das denken ſollen!“ rief er aus. Es erfolgte ein furchtbarer Kampf. Der König erhielt einen Schuß vor die Bruſt, ſein Pferd, von einer Kanonenkugel getödtet, wälzte ſich auf ihn, ſo daß er faſt leblos unter demſelben hervorgezogen wurde. Bis in die Nacht währte der Kampf. Zweimal wurden die hervorbrechenden preußiſchen Streiter von den Schweden zurückgetrieben, bis dieſe zuletzt der Uebermacht erlagen. Die kühne Schaar der Angreifer war bis auf 500 Mann geſchmolzen. Dieſe, ſo wie die noch übrigen auf der Inſel befindlichen Schweden mußten ſich endlich ergeben. — Der treue Reiſegefährte Düring war an des Königs Seite gefallen. Faſt wäre Carl ſelbſt in Gefangenſchaft gerathen. Ein däniſcher Lieutenant hatte ihn am Arm ergriffen und forderte ſeinen

Degen, da zog der König eine Pistole aus dem Gürtel, zerschmetterte dem Dänen den Kopf und warf sich auf sein Pferd. In einem kleinen Boote fuhr er nach Stralsund zurück.

Nachdem am 24. November die Dänen noch die Insel Rüden am Ausfluß der Peene genommen hatten, durfte kein schwedisches Schiff sich vor Stralsund sehen lassen, und die russischen und dänischen Kreuzer verhinderten jede Zufuhr nach der Festung.

Jetzt begann das Bombardement. Man warf glühende Kugeln in die Stadt. Am 7. December waren sämmtliche Außenwerke genommen. Bald wurde in die Hauptmauer Bresche geschossen, und man bereitete sich zur Erstürmung der Stadt. Nun ließ Carl um Waffenstillstand bitten, damit man Friedensbedingungen verabreden könnte. Er erbot sich, August II. als König von Polen anzuerkennen und die Rechtmäßigkeit der preußischen Sequestration seiner Festungen zuzugestehen; als diese Anträge verworfen wurden, drohte er die Festung bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Endlich siegten die Bitten seiner Generale und der Bürgerschaft, welche ihn beschworen, auf seine Rettung zu denken. Mit zehn Begleitern bestieg er Nachts den 20. December die einzige im Hafen liegende kleine Fregatte und entkam auf einem durch das Eis gehauenen Kanal in die offene See. Als er an der rügenschen

Küste vorbeisegelte, wurden zwei seiner Begleiter von einer dänischen Strandbatterie herab erschossen. Endlich traf er zwei schwedische Kriegsschiffe, deren eins ihn aufnahm und den einst so gewaltigen Kriegsfürsten nach fünfzehnjähriger Abwesenheit als Flüchtling an die Gestade seines Reiches brachte.

Stralsund kapitulirte am 22. December 1715. Die Belagerer besetzten am Weihnachtsheiligenabend eins der Thore und zogen am zweiten Feiertage siegreich in die Stadt. Die Besatzung wurde, mit Ausnahme von 1000 eingeborenen Schweden, welche sammt ihren Offizieren freien Abzug erhielten, zu Kriegsgefangenen gemacht. Der König von Preußen vertheilte in seiner Freude an die Generale der Verbündeten Geschenke im Werthe von 56,000 Thlr., die aus „dem Tresor" entnommen wurden, zum Beweise, daß schon damals der Anfang mit Aufsammlung des reichen Schatzes gemacht war, den der König einst seinem Sohne hinterlassen sollte. Stralsund erhielt dänische Besatzung, und Friedrich Wilhelm kehrte nach Berlin zurück, wo er sich alle bereits veranstalteten Triumphbogen und Einzugsfeierlichkeiten verbat und statt dessen ein allgemeines Lob- und Dankfest in allen Kirchen anordnete.

Da die Dänen Bremen und Verden bereits im October 1715 für 700,000 Kronenthaler an Hanno-

ver verkauft hatten[1]), so blieb Wismar die letzte Festung, welche Schweden noch in Deutschland besaß. Im April 1716 wurde auch diese von den vereinigten Dänen und Hannoveranern, zu welchen noch ein Corps Russen gestoßen war, in Besitz genommen.

Carl XII., ohne auf die völlige Erschöpfung seines Landes Rücksicht zu nehmen, hatte bereits im Anfang des Jahres 1716 den Plan gefaßt, seine Armee auf Schlitten über das Eis des Sundes nach Dänemark zu führen. Da das Wetter dies aber nicht gestattete, beschloß er die Dänen in Norwegen anzugreifen, doch wurde der Erfolg seiner Unternehmung durch den unbeugsamen Widerstand der treuen Norweger vereitelt. Dagegen gelang es dem Könige, mit Peter dem Großen Unterhandlungen anzuknüpfen und denselben von den gegen Schweden verbündeten Mächten in der Art zu trennen, daß der Czar in Folge der diplomatischen Künste des Ministers Görz bewogen wurde, einen Separatfrieden mit Carl XII. zu schließen, der im Mai 1718 auf dem Congreß zu Aland zu Stande kam. Peter sollte alle eroberten Provinzen, außer Finnland, behalten und dagegen den Schweden die ver-

1) Dies war ein reiner Gewaltstreich. Die Dänen hatten auf diese Länder kein anderes Recht, als daß Schweden damals nicht im Stande war, sein Besitzthum zu schützen.

lorenen deutſchen Beſitzungen zurück erobern, den König Stanislaus in Polen wieder einſetzen und geſtatten, daß Carl das Königreich Norwegen den Dänen entreiße und mit Schweden vereinige. Auf dieſe Weiſe war das nordiſche Bündniß geſprengt, und Carl unternahm beim Beginn des Jahres 1718 einen Winterfeldzug nach Norwegen, der aber, wegen der eingetretenen furchtbaren Kälte, für die unter Artefeld nach dem Norden geſandte Heeresabtheilung vollſtändig verderblich wurde. Viele Tauſende der tapferen Krieger unterlagen den übermenſchlichen Anſtrengungen, die man ihnen zumuthete. Carl ſelbſt hatte ſeinen Plan auf die Eroberung der Feſtung Friedrichshall gerichtet. Am 4. December 1718 wurden die Laufgräben eröffnet, und am 11. fand man den König, über die Brüſtung der Werke gelehnt, in geheimnißvoller, nie aufgeklärter Weiſe durch eine Kugel getödtet.

So ſtarb, erſt ſechsunddreißig Jahre alt, in der Blüthe ſeiner Kraft, dieſer ſeltene Mann, der vermöge der vielen edlen und großen Eigenſchaften ſeines Geiſtes und Herzens ein Segen für ſein Volk geworden wäre, wenn nicht leidenſchaftlicher Haß und trotziger Starrſinn ihn von den höchſten Zielen abgelenkt hätte. Durch ſeine Irrthümer war Schwedens Macht gebrochen, und dieſe Nation, welche ein Jahrhundert lang das gebietende Wort in Europa führen durfte, trat nach

Carl's XII. Tode in die beſcheidene zweite Rolle zurück, die ihr ſeitdem angewieſen iſt und der Lage und den natürlichen Hilfsmitteln des Landes entſpricht.

Die ſchwediſchen Reichsſtände erwählten, mit Uebergehung des jungen Herzogs von Holſtein-Gottorp, die zweite Schweſter Carl's XII., die an den Landgrafen von Heſſen vermählte Prinzeſſin Ulrike Eleonore, zu ihrer Königin, und dieſe ließ ſich unter engliſch-franzöſiſcher Vermittelung bald bereit finden, nach einander mit Hannover (20. November 1719), mit Preußen (21. Januar 1720) und mit Dänemark (3. Juli 1720) Frieden zu ſchließen. Hannover blieb gegen Zahlung von einer Million Thaler im Beſitz von Bremen und Verden, Friedrich Wilhelm I. erhielt Stettin und Vorpommern bis an die Peene, nebſt den Inſeln Uſedom und Wollin, unter der Bedingung, daß die Einwohner bei allen ihren Rechten und Privilegien geſchützt würden. Er verſprach die alten Bündniſſe mit Schweden zu erneuern und Rußlands feindliche Abſichten in keiner Weiſe zu unterſtützen, auch zwei Millionen Thaler baar an Schweden zu zahlen und ſich dafür zu verwenden, daß die Dänen Stralſund und die Inſel Rügen zurückgäben. Dänemark fügte ſich dieſem Verlangen und verzichtete gegen Zahlung von 600,000 Thlr. auf die pommerſchen Eroberungen, wogegen Schweden ſeinerſeits die Befreiung vom Sundzoll nicht ferner beanſpruchen ſollte.

Am härteſten wurde die ſchwediſche Regierung von Rußland behandelt. Der Czar ließ im Sommer 1719 die ſchwediſchen Küſten barbariſch verwüſten und verurſachte den gequälten Bewohnern einen Schaden von 12 Millionen, wodurch er am 10. September 1721 den Frieden zu Nyſtadt erzwang, welcher ihn im Beſitz von Liefland, Eſthland, Ingermanland, Finnland und anderen ſchwediſchen Eroberungen beſtätigte. Schweden erhielt von ihm dagegen zwei Millionen Thaler, Auguſt II. wurde wieder als König von Polen anerkannt, und Stanislaus mußte ſich damit begnügen, daß ihm geſtattet wurde, den Königstitel zu führen.

Peter der Große nahm in Folge dieſes ihm ſo äußerſt vortheilhaften Friedens den Kaiſertitel an.

Der Herzog von Holſtein, von den Ruſſen im Stich gelaſſen, ging ganz leer aus.

Durch dieſen mit Schweden abgeſchloſſenen Frieden waren die Hohenzollern auf ihrem ſtetigen Wege wieder um einen Schritt dem Ziele näher gerückt, welches ſie ſeit Jahrhunderten nicht aus dem Auge gelaſſen und bei jeder Gelegenheit eifrig verfolgt hatten, und die theilweiſe Verwirklichung der alten, wohlhergebrachten Erbanſprüche auf Pommern war deshalb für den Staat von der allergrößten Wichtigkeit, weil man durch den Beſitz von Stettin nunmehr „einen Fuß am Meere hatte und an dem Commerzio der ganzen Welt Theil nehmen konnte.“

Schon in den ersten Tagen des Januar 1721 begab sich der König in Begleitung des Fürsten von Dessau und vieler Generale nach Stettin, um die Huldigung der Stände und der Bürgerschaft anzunehmen. Nachdem er noch unterweges auf einer Jagd 500 Schweine erlegt hatte, kam er am 13. in der neuerworbenen Festung an[1]). Die Bürger erhielten die ihnen abgenommenen Waffen zurück und mußten schon am folgenden Tage mit Ober- und Untergewehr in Parade aufmarschiren. Friedrich Wilhelm war sehr gut gelaunt, bewirthete die Einwohnerschaft mit Wein und ließ bei der Huldigung verkünden, daß er Jedermann bei seinen Freiheiten, Gerechtsamen und Privilegien erhalten wollte. Die Auslegung dieses Versprechens behielt er sich natürlich vor, und wie er dasselbe verstand, davon gab zunächst der Bibeltext Zeugniß, den er für die Huldigungspredigt ausgewählt hatte: „Fürchtet Gott, ehret den König."

Das neuerworbene Gebiet umfaßte 81 Quadratmeilen, und die Kosten des Feldzuges, einschließlich der an Schweden, Polen und Rußland zu zahlenden Summen, beliefen sich auf die beträchtliche Höhe von sieben Millionen. Trotzdem hatte der König ein sehr gutes Geschäft gemacht, denn aus dem Gesichtspunkte der Capitalanlage betrachtete der haushälterische Monarch

---

[1]) Faßmann I. 331.

jede Aufwendung, zu welcher ihn das Staatsintereſſe nöthigte, und mit den Zinſen, welche dieſe pommerſche Erwerbung ihm abwerfen ſollte, konnte er im höchſten Maße zufrieden ſein.

Achtes Kapitel.

Auswärtige Angelegenheiten. Die jülich'ſche Erbſchaft. Die pragmatiſche Sanction. Europäiſche Verwickelungen.

Friedrich Wilhelm wünſchte in ſeiner Siegesfreude, daß die Thaten ſeiner Truppen und ſeine eigenen Erfolge während des von ihm geführten Krieges im Volke bekannt würden, und verfügte deshalb, daß die Berliner Zeitung, die er gleich beim Antritt ſeiner Regierung mit anderen unnützen Dingen unterdrückt hatte, ſeit 1715 wieder erſcheinen durfte. Aber nach Beendigung des Feldzuges verordnete er für dieſelbe eine ſo ſtrenge Cenſur, daß ihr nicht geſtattet wurde, die geringſte Mittheilung über öffentliche Angelegenheiten zu machen, ſo daß dieſe Blätter bis zu des Königs Tode in unglaublicher Weiſe trocken und dürftig blieben [1])

[1]) Der König betrachtete Alles, was mit den öffentlichen Angelegenheiten zuſammenhing, ſo ſehr als ein ihm von Gott ver-

Außer diesem pommerschen Feldzuge hat Friedrich Wilhelm I. während seiner ganzen siebenundzwanzigjährigen Regierung keinen anderen Krieg geführt, obgleich er mehr als ein Mal nahe daran war, mit seinen Nachbarn, namentlich mit Hannover, aus theilweise sehr kleinlichen Ursachen in feindselige Berührung zu kommen. So konnte er seine volle, unermüdliche Thätigkeit darauf richten, die Ertragsfähigkeit des Landes von Jahr zu Jahr zu erhöhen und dadurch immer größere Mittel zu erlangen, um sein Heer zu verstärken und einen reicheren Staatsschatz aufzusammeln. Geld und Soldaten, das erkannte er sehr richtig, waren allein im Stande, dem aufstrebenden Staate einen achtunggebietenden Platz unter den so viel größeren und reicheren europäischen Mächten zu erringen, und wir haben bereits darauf aufmerksam gemacht, wie sehr die ganze Geistesrichtung dieses eigenthümlichen Selbstherrschers für die Erreichung eines solchen Zieles gleichsam geschaffen war.

Auf dem Gebiete der Finanzen und der gesammten inneren Staatsverwaltung traf er mit seinem natürlichen Verstande instinktmäßig fast stets das Rechte, und in militärischen Dingen hat er mit Hilfe des Fürsten

liehenes Privateigenthum, um welches kein anderer Mensch sich zu kümmern hatte, daß er sogar die Fortsetzung der seit dem großen Kurfürsten gedruckten Geburts- und Sterblichkeitslisten in seinen Landen unterdrückte. König's Berlin IV. zum Jahre 1715.

Leopold von Dessau so unablässig und in's Kleinste eingehend es verstanden, aus der Armee ein unbedingt fügsames, nie versagendes Werkzeug zu schaffen, daß die preußischen Truppen sehr bald für die bestgeschulten in der Welt galten.

Auf der anderen Seite dagegen war der Charakter und die Bildung des Königs für ein geschicktes Eingreifen in die Unterhandlungskünste der Höfe und ihrer Gesandten ganz und gar nicht geeignet. Zu offenherzig, wenn er gut gelaunt war, und auf der anderen Seite zu mißtrauisch, so oft er sich fremder Schlauheit nicht gewachsen fühlte, beging er Fehler der entgegengesetztesten Art, indem er zu unrechter Zeit ebenso oft zu mittheilsam als zu verschwiegen war. — Vollkommen verderblich aber für das Gelingen aller politischen Bestrebungen war der Umstand, daß nicht nur des Königs vertrauteste Diener, sondern auch die untergeordneten Personen am Hofe, von dem allmächtigen Minister Grumbkow bis zu den Hofnarren, ja bis zu den Kammermohren und Thürstehern herab, im österreichischen Solde standen, und daß selbst die preußischen Gesandten an fremden Höfen bestochen waren und lügenhafte Berichte nach Berlin senden mußten, ohne daß der betrogene Monarch bis kurz vor seinem Tode eine Ahnung von diesem Truggewebe hatte, welches ihn rings umsponnen hielt.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß

dem Könige sein liebster Wunsch, dessen Erfüllung ihm fast ausschließlich bei allen seinen diplomatischen Verbindungen obenanstand, nicht gelingen konnte, nämlich die Geltendmachung der alten brandenburgischen Erbrechte auf Jülich und Berg. Gerade diese Ansprüche waren es, welche der Kaiser mit Hilfe aller jener Bestechungen und Intriguen zu vereiteln strebte, weil die Habsburger seit dem Emporkommen der Brandenburger von Anfang an entschlossen waren, lieber Alles zu gestatten, als das Weiterumsichgreifen dieser ketzerischen Macht in Deutschland. Dessenungeachtet war man genöthigt, die größte Freundschaft für Preußen zur Schau zu tragen, weil Kaiser Carl VI. nicht nur die brandenburgische Kurstimme, sondern vorzüglich auch die Mitwirkung der preußischen Armee gewinnen wollte, um seinen eigenen Lieblingsplan durchzusetzen, welcher ihn ebenso ausschließlich beherrschte, wie den König Friedrich Wilhelm die Soldatenpassion. Allerdings stand dabei nichts Geringeres in Frage, als das fernere Bestehen oder der Verfall der habsburgischen Hausmacht. Der Kaiser war ohne männliche Nachkommenschaft, und wenn es nicht gelang, seiner ältesten Erzherzogin Maria Thersia ein Erbrecht zu sichern, so mußte der aus so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzte Landbesitz zerrissen und eine Beute der Feinde werden, oder Ungarn, Böhmen, die Nieder-

lande und die italieniſchen Erwerbungen konnten ſich als ſelbſtſtändige Staaten von dem Ganzen losreißen. Schon im Jahre 1713 [1]) ließ zu dem Ende der Kaiſer in feierlicher Verſammlung ſeines geheimen Rathes ein Hausgeſetz verkündigen, kraft deſſen ſeine Erbkönigreiche und Lande nach ſeinem Tode ſämmtlich und ungetheilt an ſeine männlichen Nachkommen, in Ermangelung derſelben aber an ſeine Töchter und in zweiter Reihe an die Töchter ſeines Bruders, des Kaiſers Joſeph I., nach dem Rechte der Erſtgeburt ungetheilt übergehen ſollten. Der Kaiſer war überzeugt, daß, wenn es ihm gelänge, die europäiſchen Mächte zur vertragsmäßigen Anerkennung dieſer ſeiner pragmatiſchen Sanction zu bewegen [2]), er hinlänglich für den ungetheilten Fortbeſtand ſeines Reiches geſorgt hätte. Die Folgezeit ſollte beweiſen, wie groß ſein Irrthum war, und es iſt ſchwer zu begreifen, wie ein Monarch, der ſelbſt niemals Bedenken trug, ſeine feierlichſten Verträge und Verſprechungen zu brechen, ſich einbilden konnte, die anderen Mächte durch beſiegelte Pergamente zu binden. Prinz

---

1) Den 19. April. Ranke, neun Bücher I. 190. Die Hoffnung, männliche Erben zu erhalten, hatte Carl VI. damals noch keineswegs aufgegeben, und Maria Thereſia iſt erſt 1717 geboren.

2) Nach diplomatiſchem Sprachgebrauch bedeutet dieſer Ausdruck einen Vertrag oder ein Geſetz, welches für beſonders heilig und unverletzlich erklärt werden ſoll.

Eugen sah die Sache viel richtiger an, wenn er sagte, zweimalhunderttausend Soldaten und ein gefüllter Staatsschatz blieben die beste pragmatische Sanction.

Allein es war damals die Zeit der Verträge und Allianzen. Die Höfe wurden nicht müde, feierliche Verbindungen zu schließen und wieder zu lösen, je nachdem das wechselnde Bedürfniß oder auch die wechselnde Laune der Fürsten es zu erheischen schien, und die ganze diplomatische Welt erhielt sich durch ein beständiges Anziehen und Abstoßen der Kräfte in Bewegung, gleichsam das Auf- und Niederschwanken der Schalen andeutend, welche nicht eher zur Ruhe kommen sollten, als bis das europäische Gleichgewicht hergestellt wäre.

Wie gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Welt durch die spanische Erbfolgefrage in gespannte Erwartung der kommenden Dinge versetzt war, so schien nunmehr die Ungewißheit über das Schicksal der habsburgischen Monarchie eine ähnliche Wirkung hervorzubringen. Der Kaiser verstand es, in alle Verhandlungen zwischen den Hauptstaaten Europa's seine pragmatische Sanction und deren Anerkennung und Gewährleistung mit hineinzumengen.

Nachdem er die Annahme dieses Erbfolgegesetzes von den österreichischen, böhmischen und schlesischen Ständen 1720 [1]) und von Ungarn 1723 erlangt hatte,

[1]) In Böhmen war dabei das eigenthümliche Bedenken zu beseitigen, wie es mit der böhmischen Kurwürde gehalten werden

ließ er daſſelbe am 6. December 1724 öffentlich mit großer Feierlichkeit proclamiren, und es kam nun darauf an, auch die auswärtigen Höfe zu gewinnen. Merkwürdiger Weiſe gelang das zuerſt in Madrid, obgleich Spanien und Oeſterreich ſich gewiſſermaßen noch im Kriegszuſtande befanden, denn es war nicht nur kein förmlicher Friede zwiſchen dieſen Mächten geſchloſſen, ſondern die wichtigſten Streitfragen harrten noch der Erledigung.

In dieſer Zeit hatte ſich die damals vielbeſprochene Tripelallianz zwiſchen England, Holland und Frankreich gebildet, um zu verhüten, daß Spanien, wenn der junge, ſchwächliche König Ludwig XV. von Frankreich etwa vor ſeiner Verheirathung ſtürbe, nicht etwa eine Vereinigung beider Reiche anſtreben ſollte. Als nun trotz deſſen Spanien ſich einiger italieniſchen Gebiete bemächtigte, welche nach dem Utrechter Frieden ihm nicht zukamen, ſo machte Oeſterreich jene Tripelallianz durch ſeinen Beitritt zu einer Quadrupelallianz, und Spanien ſah ſich im Haager Frieden von 1720 genöthigt, jene Beſitzergreifungen wieder rückgängig zu machen.

ſollte, wenn eine Frau die Königskrone trüge. Man kam aber darüber hinweg, indem man annahm, daß die geringere Kurwürde mindeſtens ebenſogut, wie die größere Königswürde einer Frau zu übertragen ſei.

Die Streitigkeiten zwischen Spanien und Oesterreich sollten alsdann auf einem Congresse zu Cambrai unter Vermittelung von England und Frankreich ausgeglichen werden. Dieser Congreß führte aber zu keinem Resultate, vielmehr erfolgte unabhängig von demselben in überraschender Weise eine geheime Annäherung zwischen Oesterreich und Spanien, dessen König gerade damals zu leidenschaftlichem Hasse gegen Frankreich erregt war. Man hatte nämlich die Infantin, welche als Braut Ludwig's XV. in Paris erzogen wurde, plötzlich unter nichtigen Vorwänden nach Hause geschickt, weil politische Gründe es gerathen erscheinen ließen, den jugendlichen König mit der Tochter König Stanislaus Leczinski's zu vermählen. Außer dieser persönlichen Beleidigung fehlte es auch nicht an sachlichen Gründen, welche Spanien und Oesterreich zusammenführen sollten. Beide Staaten waren empört durch den Druck, den Holland und England auf ihre Handelsverhältnisse übten. Nicht nur das Aufblühen des Verkehrs in den amerikanisch-spanischen Besitzungen, sondern auch die Entwickelung der von Kaiser Carl VI. mit besonderer Vorliebe errichteten Ostendeschen Handelsgesellschaft war dadurch gefährdet.

Diese Anknüpfungspunkte benutzte ein gewandter Geschäftsmann, der Holländer Ripperda, welcher durch seine Leistungen auf dem gewerblichen Gebiete die Gunst der Königin von Spanien in hohem Grad

gewonnen hatte, um zwiſchen Wien und Madrid zu vermitteln. Er begab ſich zu dem Ende ganz im Geheimen an den kaiſerlichen Hof und wußte daſelbſt ſo geſchickt zu unterhandeln, daß bald ein Vertheidigungsbündniß und ein Handelsvertrag zwiſchen beiden Staaten verabredet und am 30. April 1725 der Wiener Friede abgeſchloſſen wurde, dem alsdann auch der Abſchluß des Friedens zwiſchen Spanien und dem deutſchen Reiche folgte.

Dieſer Wiener Frieden beſtätigte auf's Feierlichſte die zu Utrecht ausgeſprochene ewige Trennung der Kronen von Spanien und Frankreich, und während der Kaiſer die Erbfolgeordnung anerkennt, wie ſie in Spanien feſtgeſetzt worden, ſo wird ſpaniſcherſeits die pragmatiſche Sanction Carl's VI. als ein zu Rechten beſtehendes Geſetz gewährleiſtet.

Bei dem gleichzeitig abgeſchloſſenen Vertheidigungsbündniſſe war es von großer Bedeutung, daß in einer geheimen Clauſel Spanien und Oeſterreich für die Zukunft eine Doppelheirath zwiſchen den beiden älteſten Töchtern des Kaiſers und zweien ſpaniſchen Infanten verabredeten, „um die beiden Häuſer durch Familienbande noch näher zu vereinigen.“

Der Handelsvertrag endlich ſprach die Anerkennung der Oſtendeſchen Compagnie aus, welcher von Spanien dieſelben Vorrechte eingeräumt wurden, die der

holländisch-ostindischen Compagnie bisher ausschließlich ertheilt waren.

Obgleich man nun diese Verträge mit möglichster Sorgfalt geheim zu halten suchte, so kam doch bald soviel davon zur Kenntniß der übrigen Mächte, daß deren Eifersucht und Argwohn in hohem Maße erregt wurde. Man glaubte überzeugt zu sein, daß der Kaiser daran denke, mittelst jener Doppelheirathen bei günstiger Gelegenheit die alte Monarchie Carl's V. wieder herzustellen und durch eine Vereinigung von Spanien und Indien mit Italien und den österreichischen Erbländern eine Alles beherrschende Weltmacht zu gründen.

Von besonderer Bedrohlichkeit wären solche Absichten für die protestantischen Länder gewesen, die mit Recht in den beiden verbündeten katholischen Mächten ihre gefährlichsten Erbfeinde erblickten, wie es denn unzweifelhaft ist, daß Spanien und Oesterreich sich stillschweigend die Unterdrückung der Religionsfreiheit in Deutschland zum Ziele gesetzt hatten. Frohlockend schreibt Ripperda nach Abschluß des Wiener Friedens an die Königin von Spanien, daß die spanische Flotte, mit der österreichischen Kriegsmacht verbunden, stark genug wäre, um die Protestantenvereinigung zu sprengen, das Königreich Preußen zu vernichten und die hannöversche Race von dem englischen Throne zu verjagen.

Die so bedrohten Protestanten schienen nun ohne Weiteres auf die Bundesgenossenschaft von England

und Frankreich hingewieſen, welche ſich zu einem Gegenbündniſſe zuſammenthaten, um den von Oeſterreich und Spanien befürchteten Uebergriffen Einhalt zu thun, und namentlich glaubte man unter allen Umſtänden auf den Beitritt des Königs von Preußen zählen zu können, deſſen kriegsgerüſtete Armee von großer Bedeutung für die Partei werden mußte, welcher Friedrich Wilhelm I. ſich als Bundesgenoſſe anſchloß. Ja bei ausbrechendem Kriege, wo die großen Mächte einander ſo ziemlich die Wage hielten, war es nicht unmöglich, daß Preußen durch ſeine Entſcheidung die Schale ſinken machte, in welche es ſein Schwert hineinwarf.

In richtiger Erwägung dieſer Sachlage gab der kaiſerliche Hof ſich ebenſo große Mühe, wie der engliſche und der franzöſiſche, um Preußens Bundesgenoſſenſchaft zu erlangen. Für Friedrich Wilhelm aber machten ſich allerlei Betrachtungen und Rückſichtnahmen geltend, welche ihn nicht ſo ſchnell zur Entſcheidung darüber kommen ließen, auf welche Seite er ſich wenden ſollte.

Wenn ſein echtproteſtantiſches Herz und die nahe Verwandtſchaft mit ſeinem Schwiegervater Georg I. von England ihn zu dem engliſch-franzöſiſchen Bündniſſe drängten, ſo ſprach für Oeſterreich die tief eingewurzelte Ehrfurcht gegen das Oberhaupt des Reiches und des Königs feſte Ueberzeugung, daß nur ein öſterreichiſcher Kaiſer im Stande ſei, den drohenden Verfall Deutſchlands noch aufzuhalten. Wiederum ſchien aber

dieſer ſelbe Kaiſer die Abſicht zu haben, einen ſpaniſchen Prinzen zu ſeinem Nachfolger zu machen, was dem deutſchgeſinnten Friedrich Wilhelm ein tödtlich verhaßter Gedanke war. Wenn er ſich ſolche Möglichkeit vorſtellte, ſo erinnerte er ſich zugleich mit großer Erbitterung des Unrechtes, welches er ſeiner Ueberzeugung nach bei mehr als einer Gelegenheit von dem Kaiſer und deſſen Gerichten erlitten, und es kam ihm zum Bewußtſein, was er nie hätte vergeſſen ſollen, daß jede Stärkung und Vergrößerung des preußiſchen Staates dem öſterreichiſchen Intereſſe zuwiderläuft, und daß ſein hochverehrter Kaiſer auf nichts Anderes bedacht war, als die aufſtrebenden Hohenzollern niederzuhalten, denen er daher auch niemals freiwillig die Erwerbung von Jülich und Berg geſtatten würde, auf welche Friedrich Wilhelm ſein Herz geſetzt hatte.

Je nachdem die eine oder die andere ſolcher entgegengeſetzten Betrachtungen in des Königs Gemüth die Oberhand gewann, faßte er nach ſeiner heftigen Weiſe ebenſo ſchnell entgegengeſetzte Entſchlüſſe und bewahrheitete, was einſt General Schulenburg über ihn an Grumbkow ſchrieb: „Wer ſich nur von ſeinen Leidenſchaften beherrſchen läßt, wird ſtets das bereuen, was er ſo eben gethan hat.“

So ſchwankte Friedrich Wilhelm lange hin und her, und zuletzt gab denn nicht eine ruhige Erwägung der politiſchen Lage ſeines Landes und der Vortheile, welche

England oder Oesterreich ihm gewähren würde, den Ausschlag, sondern der Einfluß der Königin wurde entscheidend, welche auch ihrerseits ein Lieblingsproject hatte, dessen Verwirklichung sie nur mit Hilfe Englands erreichen konnte. Diese Fürstin hegte nämlich seit lange den Wunsch, durch eine Doppelheirath ihrer beiden ältesten Kinder mit den Kindern ihres Bruders, des englischen Thronfolgers, die Vereinigung des brandenburgischen und hannöverschen Hauses noch fester zu knüpfen. Sie träumte beständig von diesen glänzenden Aussichten für ihre Tochter, deren Haupt sie im Geiste mit der dreifachen Königskrone von Großbritannien geschmückt sah.

Um nun ihren Vater, den König Georg I., für diese Pläne zu gewinnen, mußte nothwendig Preußens Beitritt zu dem englisch-französischen Bündnisse erfolgen, und die Königin hatte bei ihren hierauf gerichteten Bestrebungen einen sehr einflußreichen Verbündeten an dem klugen Minister Ilgen, der wohl einsah, daß von österreichischer Seite niemals eine Förderung der preußischen Interessen zu erwarten stand.

So gelang es denn, den König dahin zu bringen, daß er bei Gelegenheit eines seinem Schwiegervater abgestatteten Besuches im Herbste 1725 zu Herrenhausen der zwischen England und Frankreich geschlossenen Vereinigung förmlich beitrat.

Dieses sogenannte Herrenhauser Bündniß wurde

auf 15 Jahre geſchloſſen zu gegenſeitigem Schutze der drei Könige und Aller, welche dem Vertrage noch beitreten wollten, in Betreff ihrer Länder und Staaten, ſo wie auch der in Beſitz habenden Rechte und Freiheiten. Sollte einer von ihnen angegriffen werden, ſo verſprechen Frankreich und England je 8000 Mann Infanterie und 4000 Mann Kavallerie zu ſtellen, Preußen aber 3000 Mann Infanterie und 2000 Berittene oder nach Maßgabe der Koſten, welche dieſe Truppen erforderten, auch Geld oder Schiffe. Die Beſtimmungen des weſtphäliſchen Friedens werden für die aufrechtzuhaltende Grundlage des deutſchen Reiches anerkannt, keiner der drei Könige ſoll ohne Vorwiſſen der anderen mit fremden Mächten Bündniſſe ſchließen, und man wird die übrigen Staaten, beſonders aber die vereinigten Niederlande zum Beitritt auffordern. Für Friedrich Wilhelm war hauptſächlich die den Vertragstheilnehmern zugeſicherte Gewährleiſtung ihrer Rechte verlockend geweſen, denn zu dieſen Rechten zählte er vor Allem ſeine Anſprüche auf Jülich und Berg, und obgleich eine ausdrückliche Nennung der Fürſtenthümer im Vertrage vermieden war, ſo hatte König Georg I. dafür in einem geheimen Artikel ſich verpflichtet, die gerechten Anſprüche des Königs von Preußen zu unterſtützen, falls der männliche Stamm des Hauſes Pfalz-Neuburg erlöſchen ſollte. Das war allerdings eine deutlichere Zuſicherung, als die in

dieſem Punkte immer zweideutigen Erklärungen des Wiener Hofes bisher gewährt hatten. Freilich konnte auf der anderen Seite nicht verborgen bleiben, daß dieſes ganze Herrenhauſer Bündniß überhaupt nur dann einen Sinn habe, wenn man es als gegen Oeſterreich gerichtet auffaßte, was den König mit ſeinem gut kaiſerlichen Gewiſſen in ſo arge Kämpfe brachte, daß man noch ausführliche Nachtragsartikel machen mußte, um ihn in dieſem Punkte zu beſchwichtigen. Dabei kam einmal wieder die Unhaltbarkeit der deutſchen Zuſtände recht klar an's Licht, und es zeigte ſich, wie widerſinnig es ſei, daß die zu mächtigen Selbſtherrſchern gewordenen Könige von England und Preußen ſich deſſenungeachtet in den Formen dienender Mitglieder des römiſchen Reiches bewegen ſollten. Es wurde nämlich für den Fall, daß das deutſche Reich den Franzoſen Krieg erklären ſollte, den Königen von England und Preußen geſtattet, ihre kurfürſtlich hannöverſchen und brandenburgiſchen Contingente zur Reichsarmee gegen Frankreich zu ſtellen, ohne daß ihnen dies als Bundesbruch gegen Frankreich ausgelegt würde. Waren hierdurch Friedrich Wilhelm's Reichs- und kurfürſtliche Gewiſſensmahnungen beruhigt, ſo nahm man auch auf ſeine eifrig proteſtantiſche Geſinnung inſoweit Rückſicht, daß man zum Schutze der in Polen arg bedrückten Evangeliſchen ausdrücklich die Aufrechthaltung der Olivaer Friedensbeſtimmungen verſprach.

Dennoch hätte Friedrich Wilhelm I. den Vertrag auch jetzt noch nicht unterzeichnet, wenn nicht Frankreich jenem geheimen Artikel in Betreff der jülichſchen Erbfolge beigetreten wäre; nachdem aber auch dies in genügender Weiſe geſchehen war[1]), ſchienen alle Anſtände beſeitigt, und der Abſchluß erfolgte am 3. September 1725.

Am kaiſerlichen Hofe hatte man ſchon längſt davon Kunde, daß in Hannover Feindſeliges im Werke ſei. Graf Seckendorf erhielt deshalb den Auftrag, ſich wie in Privatangelegenheiten an Ort und Stelle zu begeben und den Sachverhalt auszukundſchaften. Das gelang, und der geſchickte Diplomat wurde ſogleich angewieſen, in Berlin den Verſuch zu machen, ob man Friedrich Wilhelm von dem ebengeſchloſſenen Bündniſſe nicht zurückbringen könnte.

Einem ſolchen Plane war die Stimmung des Königs ſelbſt ſehr günſtig. Kaum in ſeine Reſidenz zurückgekehrt, überkam ihn das Gefühl, daß er ſich übereilt hätte. Er argwöhnte, daß Frankreich und England bei dem Herrenhauſer Bündniſſe Zwecke verfolgten, die er nicht durchſchaute und die vielleicht darauf hinausliefen, nach des Kaiſers Tode die öſterreichiſche Erbſchaft zu zerſtückeln, wohl gar einen franzöſiſchen oder engliſchen Prinzen zum Kaiſer wählen zu laſſen. Er machte ſich klar, daß ſein unzuſammenhängendes

[1]) Die Worte der Originalerklärung bei Ranke 9 Bücher 210.

Reich im Fall eines Krieges dem Angriff von allen Seiten ausgesetzt wäre, ohne wie England das Meer, oder wie Frankreich eine geschlossene Reihe starker Festungen zum Schutze zu haben. Als er diese Bedenken den Verbündeten eröffnen ließ, bekam er zur Antwort: Wenn der Kaiser ihn von Schlesien aus angreifen sollte, so würden die Engländer Neapel bombardiren, — was seinem unverkünstelten, geraden Verstande wie Spott und Hohn klang, so daß er sich von den anderen Monarchen mißachtet und mißbraucht glaubte, damit er, wie sein Lieblingsausdruck war, für sie die Kastanien aus dem Feuer holen sollte. Es käme, so meinte er, doch Alles darauf hinaus, daß des Kaisers Handelsgesellschaft in Ostende unterdrückt würde, blos damit die Herren Holländer ihren Kaffee, Käse und Porcellan theurer verkauften, woran ihm wenig gelegen wäre. Mit einem Worte, er begann herzlich zu bereuen, was er soeben gethan. Da war denn Seckendorf der rechte Mann, um diesen günstigen Umstand zu benutzen, und daß man gerade ihn gewählt hatte, war ein Beweis von der unvergleichlichen Menschenkenntniß des Prinzen Eugen. Seckendorf gehörte zu den wenigen Protestanten, die noch in österreichischen Diensten sich hielten, er war ein Neffe des damals berühmten, gleichnamigen Kirchengeschichtsschreibers und mußte dem Könige von Preußen, der ihn von dem niederländischen Feldzuge her kannte, um so angeneh-

mer sein, weil er sich meisterlich in alle Seltsamkeiten und Launen desselben zu schicken verstand.

Scheinbar ganz absichtslos ging dieser schlaue Mann eines Tages an den Fenstern des königlichen Schlosses in Berlin vorüber, und als der König ihn zu sich befahl, weigerte er sich anfangs am Hofe zu erscheinen, weil er dazu erst der Erlaubniß seines Kaisers bedürfte, der ihn zu sich nach Wien befohlen hätte. Nur als Friedrich Wilhelm die Verantwortung zu übernehmen versprach, entschloß er sich zögernd zu bleiben. Niemand verstand es besser als er, den König dahin zu bringen, wohin er wollte. Mit größter Dienstbeflissenheit dem Kaiser und dem Prinzen Eugen ergeben, war ihm jedes Mittel recht, durch welches die Zwecke derselben gefördert wurden. Es dauerte nicht lange, so hatte er alle einflußreichen Personen des preußischen Hofes durch österreichisches Geld auf seine Seite gebracht, was bei dem Geize des Königs, der seine Diener sehr schlecht bezahlte, keiner übermäßigen Summen bedurfte. Der preußische Gesandte in London z. B., ein Herr v. Reichenbach, verrieth für 600 Thaler jährlich seinen Herrn und that zu Eugen's großer Zufriedenheit alles Mögliche, „wodurch der zwei Höfe Mißverständniß beständig vermehrt und erhalten werde[1])." Während Seckendorf auf

[1]) Eugen's Brief an Seckendorf bei Förster, Fr. W. I. III. 234.

diese Art bald einen Jeden, der zu seinen Zwecken dienlich sein konnte, vom Minister abwärts bis zum Thürsteher erkauft hatte[1]), trat dazu noch der seltsame Umstand, daß es ihm gewissermaßen gelang, den König selbst zu bestechen und zwar in eigentlichstem Sinne auf doppelte Art. Einmal nämlich konnte Friedrich Wilhelm demjenigen, der ihm ein paar großgewachsene Rekruten vorstellte, in seiner Freude darüber keine Bitte abschlagen, und dann liebte der König gar sehr die Genüsse der Tafel, die er sich in seinem eigenen Hause aus Geiz versagte. Seckendorf veranlaßte nun den Kaiser, ihn von Ungarn her stets mit „großen, unnützen Raitzen" und Haiducken zu versorgen, welche auch die treuesten Generale und Adjutanten, die sonst jeder Bestechung unzugänglich waren, nur zu gern annahmen, dann aber tractirte er den König bei sich so oft wie möglich mit den köstlichsten Leckerbissen und den feinsten Weinen, wodurch der Monarch in so heitere Laune versetzt wurde, daß man bei solchen Gelegenheiten unglaublich viel von ihm erlangen konnte. Unermüdlich bei Anwendung aller Mittel, die ihm des Königs Gunst in stets wachsendem Maße erwerben mußten, scheute er die größten persönlichen Anstrengungen nicht, welche Friedrich Wilhelm seinen Umgebungen zumu-

---

1) Eine Pensionsliste über 8160 Gulden aus dem Jahre 1733 bei Förster, Fr. W. I.

thete, und in komiſcher Verzweiflung klagte er dem Prinzen Eugen, wie er ſeine Geſundheit ruiniren müſſe, um den Monarchen bei deſſen beſchwerlichen und langweiligen Truppenmuſterungen zu begleiten oder halbe Tage in grimmiger Kälte und hungernd und durſtend auf den Parforcejagden an ſeiner Seite zu galoppiren. Dabei verſtand er es, durch ergötzliche Erzählungen von Staats- und Kriegsangelegenheiten die üble Laune des Herrn zu verſcheuchen, oder ihm von ökonomiſchen Gegenſtänden zu erzählen, auf die er ſich als guter Wirth und einſichtiger Verwalter ſeiner Güter ſehr wohl verſtand, und bald brachte der Graf es dahin, daß ihn der argloſe Monarch für ſeinen beſten, treueſten und aufrichtigſten Freund erklärte. Gleich bei der erſten Begrüßung hatte der König, unfähig ſeine augenblicklichen Stimmungen zu verbergen, dem ſchlauen Diplomaten einen Einblick in ſein Inneres geſtattet: „Sie halten mich für gut hannöveriſch," rief er ihm entgegen, „aber auf Offiziersparole, Herr Graf, ich bin beſſer kaiſerlich als hannöveriſch." Das erleichterte dem Geſandten ſein Geſchäft gar ſehr.

Mit großer Geſchicklichkeit wußte er das Gefühl der Reue zu ſchärfen, welches der König über den Herrenhauſer Vertrag empfand, wobei ihm perſönliche Zwiſtigkeiten deſſelben mit dem Schwiegervater Georg I. von England trefflich zu ſtatten kamen. Derſelbe hatte nämlich verſprochen, eine Anzahl langer Rekruten zu

liefern, und hielt nicht Wort. In dieſem Punkte aber verſtand Friedrich Wilhelm keinen Spaß, ſondern ſeine an Wahnſinn grenzende Leidenſchaft für dieſe Rieſen trieb ihn zu den gewaltſamſten Schritten. Er ließ durch Soldaten verſchiedene ſechsfüßige Hannoveraner aufheben und nach Potsdam bringen, wo er ſie in ſeine Regimenter ſteckte und nachher jede Genugthuung verweigerte, was ſo heftige Erörterungen veranlaßte, daß ein tödtlicher Haß zwiſchen beiden Königen die Folge davon war.

Jetzt glaubte Seckendorf offen mit ſeinem Plane herausrücken zu dürfen, und er legte den Entwurf zu einem Geheimbündniß mit Oeſterreich vor, kraft deſſen der König von Preußen ſich von ſeinen mit England und Frankreich eingegangenen Verbindungen wieder löſen ſollte. Allein die Ausführung traf dennoch auf große Schwierigkeiten, weil der König durch ſeine bisherigen Erfahrungen in der jülich-bergiſchen Sache von gerechtem Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit des Kaiſers erfüllt war und vor allen Dingen über dieſen Punkt eine vollſtändig bindende Erklärung verlangte. Außerdem hatte er bei ſeinen Streitigkeiten mit anderen Reichsſtänden, z. B. mit der Aebtiſſin von Quedlinburg, und ſogar in Beſchwerdeſachen ſeiner eigenen Vaſallen verſchiedentlich von den Reichsgerichten ſehr ungünſtige Entſcheidungen erhalten, die er für parteiiſch und ungerecht hielt, weshalb er dringend wünſchte,

nicht blos in Bezug auf die Kurmark und Preußen, ſondern auch wegen ſeiner übrigen Beſitzungen, eine Befreiung von der Gerichtsbarkeit des Reichshofrathes und des Reichskammergerichts (das ſogenannte privilegium de non appellando) zu erlangen. Beides ſuchte man kaiſerlicherſeits zu umgehen, und wirklich gelang es, den König davon zu überzeugen, daß der zweite Punkt mit den Reichsgeſetzen unvereinbar ſei. Deſto feſter beſtand er auf ſeinen jülichſchen Anſprüchen, und Seckendorf ſah ein, daß Nichts zu erreichen wäre, wenn man den König nicht hierüber beruhigte.

Denn wie unwahrſcheinlich auch zu den Zeiten des großen Kurfürſten der Fall geweſen war, daß die acht Söhne des Pfalzgrafen von Neuburg ſämmtlich keine männliche Nachkommenſchaft erzielen ſollten, ſo hat es das Schickſal dennoch ſo gefügt. Sieben von ihnen waren theils in den geiſtlichen Stand getreten, theils ohne Söhne verſtorben, und auch Carl Philipp, der dermalige Kurfürſt von der Pfalz, hatte nur zwei Töchter, von denen die eine mit dem Pfalzgrafen von Sulzbach vermählt war, dem der Schwiegervater die reiche Erbſchaft zuzuwenden gedachte. Der Kaiſer unterſtützte im Geheimen dieſe Abſichten, weil dadurch eine Vergrößerung Preußens verhindert werden konnte, und er hatte in einem geheimen Vertrage vom 26. Auguſt 1726 ſich verpflichtet, ſeinerſeits alles Mögliche zu thun, um der Sulzbachſchen Linie das jülichſche Erbe

zu sichern. Als aber Seckendorf berichtete, daß der König von Preußen ohne Gewährleistung seines Erbrechtes unter keinen Umständen von einer Allianz mit Oesterreich Etwas wissen wollte, so war der Kaiser gewissenlos genug, das feierliche Versprechen zu geben, er wolle es binnen längstens sechs Monaten dahin bringen, daß das Haus Sulzbach seine Ansprüche, mindestens in Beziehung auf das Herzogthum Berg und die Grafschaft Ravenstein, an Preußen abtrete. Es ist möglich, daß Carl VI. wirklich die Absicht hatte, Wort zu halten, jedenfalls aber begriff er, daß er mit seiner den König beruhigenden Erklärung sich beeilen müßte, weil gleichzeitig Frankreich und England, um den König von Preußen bei dem hannöverschen Bunde festzuhalten, demselben versprachen, dessen Erbfolge nicht blos in den genannten beiden Herrschaften, sondern auch in Jülich zu gewährleisten. Außerdem setzte die Königin und ihr Anhang Alles in Bewegung, um den Abschluß eines Vertrages mit Oesterreich zu hintertreiben, der, wie sie voraussah, die so dringend gewünschte Doppelheirath ihrer Kinder mit den englischen Verwandten für immer vereiteln mußte.

Nach der Correspondenz zwischen dem Kaiser, dem Prinzen Eugen und Seckendorf [1]) muß man annehmen, daß der Letztere selbst an die Aufrichtigkeit des Kaisers

[1]) Bei Förster l. c. p. 80 squ.

glaubte. Er kann die Gefahren nicht dringend genug schildern, welche zu befürchten wären, wenn der König sich abermals getäuscht sähe. „Wo man des Königs von Preußen Majestät," schreibt er, „hierin nicht wird vergnügen können, so wäre nach meinen geringen Gedanken es besser gewesen, man hätte sich niemals mit ihm in ein Negotium eingelassen, und wann man nun nicht fortfährt, so ist des Königs Haß, Zorn und Rache unausbleiblich, weil er in dem festen Gedanken alsdann stehen wird, man habe ihn mit Fleiß mit dergleichen angenehmen Propositionen, die man nimmer einzugehen willens gewesen, nur amusirt und seiner gespottet, um ihn dadurch die englische und französische Freundschaft verlieren zu machen, daß er sich hernach auf kaiserliche Discretion ergeben müsse."

Es war also dringend geboten, mit dem Abschlusse nicht zu zögern, und am 12. October 1726 kam dann der vielbesprochene Wusterhauser Vertrag zu Stande [1]), dessen wesentlicher Inhalt folgender war: Beiderseits gewährleistete man einander den gegenwärtigen Besitzstand. Der König erkannte die pragmatische Sanction an und versprach den Kaiser, falls derselbe angegriffen würde, mit 10,000 Mann zu unterstützen, die jedoch

---

1) Ueber den eigentlichen Hergang, sowie über so viele andere Vorgänge während dieser Regierung hat erst die von Förster aufgefundene Seckendorf'sche Correspondenz Aufschluß gegeben.

nicht in Italien oder Ungarn verwendet werden dürften. Der Kaiſer verſprach in gleichem Falle 12,000 Mann. Binnen ſpäteſtens ſechs Monaten wollte er Pfalz-Sulzbach dazu bewegen, dem Könige die wirkliche Abtretung und Einräumung von Berg und Ravenſtein für den Fall des Ausſterbens der Neuburg'ſchen Linie zu verſichern. Gelingt es dem Kaiſer nicht, dies zu bewirken, ſo ſoll der ganze Vertrag null ſein und als niemals geſchloſſen betrachtet werden [1]).

Der Kaiſer ratificirte den Vertrag, ſobald er ihm eingeſchickt war, und verſicherte nochmals auf's Feierlichſte, daß er dabei getreulich und aufrichtig zu Werke gegangen und Alles anwenden wolle, um das Hauptwerk mit dem Pfalzgrafen zu Stande zu bringen.

Alle, welche zu dieſem für Oeſterreich ſo erwünſchten Erfolge mitgewirkt hatten, wurden reichlich bezahlt. Der Miniſter Grumbkow erhielt tauſend Dukaten Penſion, der Hofnarr Gundling des Kaiſers Portrait mit Brillanten beſetzt. Auch der König ſelbſt ging nicht leer aus, 24 der allergrößten Rekruten wurden ihm als willkommnes Präſent übermacht, und die einflußreichſten Officiere, denen man kein Geld anzubieten wagte, durch 12 etwas kleinere Kerle günſtig geſtimmt.

Für den armen Monarchen aber ging ſeitdem eine ſehr böſe Zeit an. Die Königliche Familie, der Hof

[1]) Der Text des Vertrages in Förſter's Urkundenbuch II. 159.

und die leitenden Staatsmänner zerfielen in zwei feindliche Lager und verfolgten und befeindeten einander mit offenem Haſſe und geheimen Intriguen auf's Aeußerſte. Die Königin mit ihren beiden älteſten Kindern ſtand an der Spitze der engliſchen Partei, weil der Kronprinz und die Prinzeſſin Wilhelmine durch ihre Mutter mit den glänzendſten Vorſtellungen von der Zukunft erfüllt waren, die ihrer wartete, wenn die engliſchen Heirathen zu Stande kämen. Den beiden lebhaften und geiſtreichen Königskindern eröffneten dieſe Pläne die Ausſicht auf Befreiung von der tyranniſchen Gewalt, welche der Vater über ſie ausübte; der ſie nöthigte, ſich ſeinen anſtrengenden und aufreibenden Lebensgewohnheiten zu fügen, und ihnen alle die feinern und geiſtigen Genüſſe verſagte, die er ſelbſt verachtete. Zum Unglück wurde die Widerſetzlichkeit der Königin grade damals durch die Ausſicht auf eine große Erbſchaft aus dem Nachlaſſe ihrer Mutter, der ſogenannten Prinzeſſin von Ahlden, verſtärkt [1]). Der König, um in den Beſitz der

---

1) Sie wurde ſo genannt von dem Schloſſe, wo ſie wegen des Verhältniſſes mit dem bekannten Grafen Königsmark bis an ihr Lebensende gefangen ſaß. Von der Erbſchaft gelangte nur ſehr wenig an die Königin von Preußen, weil Georg I. das Teſtament ſeiner unglücklichen Gemahlin unterdrückte, und ſpäter wiederum Georg II. ebenfalls die letztwilligen Verordnungen ſeines Vaters nicht gelten ließ. — Sehr intereſſante Nachrichten darüber in Nüßler's Leben bei Büſching. Beiträge I.

Summen zu kommen, von denen er eine übertriebene Vorstellung hatte, schmeichelte seiner Gemahlin auf alle Weise und hütete sich sie zu erzürnen. Dadurch wurde seine eigene Stimmung die allerschlechteste, denn er mußte sich den ungewohnten Zwang auflegen, die Ausbrüche seiner leidenschaftlichen Launen zu unterdrücken, und Sophie Dorothea benutzte nach Frauenart die günstige Gelegenheit, um ihrer Erbitterung gegen alles österreichisch Gesinnte freien Lauf zu lassen. Grumbkow namentlich und Seckendorf durften sich kaum vor ihr sehen lassen. Der Letztere wurde, wenn er an der königlichen Tafel erschien, mit Vorwürfen und beißenden Redensarten überschüttet, auf die er indessen nicht immer die Antwort schuldig blieb.

Der König sollte sich nun noch den Herrenhauser Bundesgenossen gegenüber rechtfertigen, die bald genug erfahren hatten, daß eine Allianz mit Oesterreich im Werke sei, deren Inhalt ihnen nach den Bundesbestimmungen nicht verheimlicht werden durfte. Mit Recht beruhigten sie sich nicht dabei, daß der König ihnen erklären ließ, er hätte nichts ihnen Nachtheiliges abgeschlossen. Sie versuchten geschickt eine Saite anzuschlagen, welche jederzeit im Herzen Friedrich Wilhelm's Wiederklang fand. Man brachte ihm nämlich den Argwohn bei, daß das österreichisch-spanische Bündniß hauptsächlich auf Unterdrückung der Protestanten ausginge, und daß man die Absicht hätte, die Hannoveraner aus England zu vertrei-

ben und den katholischen Prätendenten aus dem Hause Stuart an deren Stelle zu setzen. König Georg sprach am 28. Januar 1727 bei Eröffnung seines Parlaments diese Beschuldigung offen aus. Der Kaiser ließ in den heftigsten Ausdrücken durch seinen Gesandten protestiren, erklärte, daß seine Würde durch so verleumderische Behauptungen tief verletzt wäre, und daß er, wenn man ihm eine vollständige Genugthuung verweigern sollte, zu den Waffen greifen müßte. Dem Gesandten wurden hierauf seine Pässe zugeschickt, der Ausbruch eines allgemeinen europäischen Krieges schien um so unvermeidlicher, als es bereits zwischen Engländern und Holländern auf der einen und Spanien und Oesterreich auf der andern Seite zu offenen Feindseligkeiten gekommen war. Die Spanier belagerten das von den Engländern besetzte Gibraltar, und österreichische und spanische Schiffe wurden auf offener See von englischen und holländischen Kriegsschiffen verfolgt. Die Verwirrung schien unlösbar.

Der König von Preußen, den seine nächsten Umgebungen beständig zwischen den beiden feindlichen Parteien hin und her zu ziehen suchten, sah sich in die Mitte der Kämpfenden gestellt, und die Unschlüssigkeit über die zu ergreifenden Maßregeln brachte ihn um alle Fassung. Verschlimmert wurde sein Zustand noch durch den Einfluß des berühmten August Hermann Franke, den Friedrich Wilhelm sehr hoch schätzte und aus Halle

zu ſich nach Berlin beſchieden hatte. Dieſer ſonſt hochverdiente Mann ängſtigte durch pietiſtiſche Bedenken aller Art das Gemüth des Monarchen in ſo hohem Grade, daß er ihm über die unſchuldigſten Dinge Gewiſſensbiſſe erregte, bis der König ſeine gewohnte Lebensweiſe gänzlich änderte, nicht mehr auf die Jagd ging, ſeine Hornbläſer nicht anhörte und eine Zeit lang in tiefer Melancholie viele Stunden des Tages mit Beten und Pſalmenſingen zubrachte. Dabei erfüllten ihn unabläſſig die gerechten Beſorgniſſe um den Staat, deſſen Lage denſelben zum Kriegsſchauplatz bei den bevorſtehenden Wirren zu beſtimmen ſchien. Den unglücklichen Fürſten verließ Appetit und Schlaf. Wer ihm nahe kam, hatte von den Ausbrüchen der übelſten Laune zu leiden. Gemahlin und Kinder ſuchten in ſcheuer Angſt ſich den Blicken des erzürnten Gebieters zu entziehen [1]). Nachts irrte er in den Gemächern des Schloſſes umher und ſuchte den Ausweg aus dem politiſchen Labyrinth, in welchem er ſich gefangen ſah. Oft überkam ihn das richtige Gefühl von der Bedeutung, welche Preußen erlangen könnte, wenn er bei einem Zuſammenſtoß der großen Mächte mit ſeiner kriegstüchtigen Armee auf die eine oder die andere Seite träte und ſo vielleicht den Ausſchlag in den europäiſchen Kämpfen gäbe. Aber wohin ſich wenden? An England

[1]) Memoires de Frederique Wilhelmine p. 97.

fesselte ihn der Herrenhauser Vertrag und sein gegebenes Wort, während sein deutsches Herz ihn zu dem Kaiser zog. Aber dieser schien ihn zu hintergehen, denn die im Wusterhauser Tractat gesetzte sechsmonatliche Frist verstrich, und von einer Erfüllung des Versprochenen war nicht die Rede. Man bot ihm für die Jülichschen Ansprüche Entschädigungen an aus den bei dem bevorstehenden Kriege zu machenden Eroberungen. Das verwarf der König, der sein gutes Recht verlangte, nicht aber eine Bereicherung auf fremde Kosten. Dann wieder wollte der Kaiser seinen eigenen Ansprüchen auf das bestrittene Erbe entsagen und dieselben an Pfalz-Sulzbach und Preußen zu gleichen Theilen abtreten, worauf sich Friedrich Wilhelm um so weniger einlassen konnte, als er die Habsburgischen Ansprüche niemals anerkannt hatte. Nun war er zum Ueberfluß noch mit dem dritten Prätendenten, dem Kurfürsten von Sachsen, wegen seiner leidigen Werbeangelegenheiten in Feindschaft gerathen und hatte sogar wider alles Völkerrecht gedroht, den sächsischen Gesandten Suhm verhaften zu lassen, weil man sich die Gewaltthätigkeiten der preußischen Officiere in Dresden nicht gefallen lassen wollte. Da kam ihm plötzlich in der Verzweiflung über Alles, was von so verschiedenen Seiten einstürmte, der Gedanke, daß sich die ganze europäische Verwirrung unschädlich machen ließe, wenn England und der Kaiser beide dahin gebracht würden, für den Fall eines aus-

brechenden Krieges das deutſche Reichsgebiet für neutral zu erklären, wozu der König von England wegen ſeines Stammlandes Hannover und der Kaiſer wegen Schleſien alle Urſache hätten. Dann würde Deutſchland und alſo auch Preußen vor den Miſeren des Krieges bewahrt.

Eigenhändig ſetzte er den Entwurf zu einem ſolchen Abkommen auf und ließ denſelben Georg dem Erſten und dem Kaiſer vorlegen, allein Beide weigerten ſich darauf einzugehen. Während man darüber verhandelte, beruhigte ſich die Lage Europa's. Frankreich hatte zu vermitteln verſucht, und am 21. Mai 1727 kamen die ſogenannten Pariſer Präliminarien zu ſtande, welche ſchon am 23. Juni vom Kaiſer unterzeichnet wurden. In Folge derſelben hörten alle begonnenen Feindſeligkeiten auf, der Kaiſer willigte in die vorläufige Aufhebung der Oſtendiſchen Handelsgeſellſchaft, und die ſchließliche Regelung der ſtreitigen Punkte blieb einem Congreſſe vorbehalten, welcher zwar in Soiſſons zuſammentrat, aber nach weitläufigem Gezänke ſich wieder auflöſte, ohne zu einem weſentlichen Ergebniſſe gelangt zu ſein. Friedrich Wilhelm hatte denſelben gar nicht erſt beſchickt, es wäre doch nur, ſagte er in richtiger Vorausſicht, ein Comödiantenwerk, bei dem Nichts als Koſten herauskämen.

Inzwiſchen hatte Seckendorf die Weiſung erhalten, den König eifriger als jemals im öſterreichiſchen Inter-

esse zu bearbeiten, was ihm durch den unerwarteten Tod Georg des Ersten (22. Juni 1727) wesentlich erleichtert wurde. Denn während der König von Preußen gegen seinen Schwiegervater, trotz aller persönlichen Abneigung, dennoch sich einigermaßen respectvoll zu bezeigen suchte, so verschlimmerte dieser englische Thronwechsel das Verhältniß gar sehr. Zwar hatte Friedrich Wilhelm auf den Rath des besonnenen Ilgen seinen Gesandten in London durch eine eigenhändige Instruction angewiesen, ein gutes Vernehmen einzuleiten [1]), allein sehr bald machte der alte Groll zwischen den Schwägern sich geltend. Die unseligen Werbereien thaten auch hier, wie überall, den größten Schaden, und beide Monarchen sprachen wechselseitig von einander in höchst unköniglichen Ausdrücken. Friedrich Wilhelm nannte seinen Schwager nur den Comödianten, Bruder Braunkohl ꝛc., während er dafür von jenem als Bruder Unterofficier, des heiligen Römischen Reichs Erzsandstreuer bezeichnet wurde. Diese Feindschaft benützte Seckendorf sehr geschickt, um den König von dem Herrenhauser Bunde ab und zu dem Kaiser hinüberzuziehen, denn wenn in der Jülichschen Sache auch fortwährend Ausflüchte auf Ausflüchte folgten, so verstand er es, die Schuld davon den anderen Mächten, sogar dem Papste aufzubürden, welcher dem katholischen

[1]) Ranke. Neun Bücher I. 269.

Pfalzgrafen von Sulzbach verboten hätte, seine Rechte an einen ketzerischen König abzutreten, während doch der Kaiser sich alle Mühe gäbe, um sein gegebenes Wort zu halten. Es gelang auch den König so vollständig von der Aufrichtigkeit des Wiener Hofes zu überzeugen, daß Friedrich Wilhelm am 24. Februar 1728 dem Kaiser schrieb:[1]) „Wenn den Versicherungen, welche der Graf Seckendorf an Ew. kaiserliche Majestät von meiner unveränderlichen Ergebenheit gethan, noch etwas Mehreres hinzugesetzt werden könnte, so wollen Ew. kaiserliche Majestät mir erlauben, — daß ich Ew. Majestät mein königliches Wort gebe, daß nichts jemalen vermögend genug sein soll, mich im Geringsten von demjenigen abzulenken, was ich Ew. kaiserl. Majestät aus so vielen und starken Considerationen schuldig bin, und bei dessen gewissenhafter Erfüllung ich bis an mein Grab verharren werde." —

Bei solchen Gesinnungen war es kein Wunder, daß der König sich zu einem neuen, mit dem Kaiser abzuschließenden Vertrage bringen ließ, der auch wirklich am 23. December 1728 unterzeichnet wurde und der geheime Berliner Tractat genannt wird. Der Kaiser erhielt durch denselben die nochmalige feierliche Anerkennung der pragmatischen Sanktion, während er seinerseits wesentlich Nichts von Bedeutung gewährte, sondern

---

[1]) Förster, Friedrich Wilhelm I. 2. p. 99.

nur die Abtretung seines Anrechts auf die Jülichsche Erbfolge aussprach[1]). Nach erfolgter Unterzeichnung ließ der König noch zur Beseitigung neu erwachter Bedenken in besonderer Declaration vom selbigen Tage erklären, daß er an diesen Vertrag nicht gebunden sein wollte, falls der Kaiser wider Vermuthen einen französischen oder englischen, wenn gleich aus deutschem Geblüte entsprossenen Prinzen zu seinem Erben ernennen sollte, — doch hatte das weiter Nichts zur Folge als eine Gegenerklärung des Kaisers, daß, wenn Preußen unter irgend welchem Vorwande sich von dem Vertrage lossagen sollte, auch der Kaiser seinerseits sich aller übernommenen Verpflichtungen enthoben erachte.

Durch die Art und Weise, wie man, geschickt auf des Königs Eigenthümlichkeiten eingehend, es verstand, denselben durch leere Versprechungen zuerst zum Abschluß des Wusterhauser Vertrages und dann des Berliner Tractats zu bringen, wird das Verfahren hinreichend gekennzeichnet, dessen der Wiener Hof sich dem Preußischen gegenüber stets mit Erfolg bediente.

Denn nicht nur der Kaiser, sondern auch die andern europäischen Cabinette hatten längst bemerkt, wie viele Handhaben die eigenthümliche Natur des preußischen Königs darbot, an denen man ihn trotz seines Eigenbeillens und seines heftigen Aufbrausens zu lenken ver-

---

[1]) Der Text vollständig im Urkundenbuch II. p. 215.

mochte, ſobald man nur den geeigneten Mann in ſeine Nähe brachte, der die ſchwachen Seiten des Monarchen benutzte.

Wenn der Kaiſer Alles aufbot, um einen engen Anſchluß der preußiſchen Politik an die öſterreichiſche zu bewirken, ſo verfolgte er dabei außer ſeinem eigenen Intereſſe zugleich den Zweck, die Feindſchaft zwiſchen England und Preußen lebendig zu erhalten, und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, die dazu dienlich ſein konnte. So ſollten z. B. Hannover und Braunſchweig von Reichswegen den Auftrag erhalten, dem geplagten Herzogthum Mecklenburg-Schwerin gegen die unerhörten Gewaltthaten beizuſtehen, welche der halbverrückte Herzog Carl Leopold verübte, weil die Stände ſich weigerten, die Koſten für das auf die unvernünftige Höhe von 14,000 Mann gebrachte Heer zu bewilligen. Die einrückenden hannoverſchen Truppen waren aber von dem mecklenburgiſchen Generalmajor v. Schwerin geſchlagen worden[1]), und der Kaiſer ertheilte dem Könige von Preußen den Auftrag, die Execution vollſtrecken zu helfen. Das kränkte natürlich den König von England gar ſehr, und derſelbe mußte noch den Hohn erdulden, daß Friedrich Wilhelm ſpäter jenen Schwerin in ſeine Dienſte nahm und denſelben der Königin mit den Worten vorſtellte:

---

[1]) Es iſt derſelbe, der als preußiſcher Feldmarſchall ſpäter ſich unſterblichen Ruhm erwarb.

„Hier ſiehſt Du den Mann, der Deine Landsleute ſo ſchön ausgeklopft hat.“

Die gegenſeitige Erbitterung zwiſchen den Königen von Preußen und England wurde noch geſchärft, als ein neuer Fall der üblichen Werbe-Gewaltthätigkeiten ſich im Hannoverſchen ereignete. Friedrich Wilhelm verweigerte auch diesmal jede Genugthuung und gerieth deſſenungeachtet in die äußerſte Wuth, als nunmehr der König von England befahl, die preußiſchen Soldaten und Officiere, die ſich jenſeit der Grenze blicken laſſen würden, feſtzunehmen. Beinahe wäre es darüber zum Kriege gekommen. Schon rüſtete man von beiden Seiten, und die Truppen ſtanden einander kampffertig gegenüber. Frankreich auf der einen, der Kaiſer auf der andern Seite ſchürten noch den entglimmenden Brand, und leicht hätte ein europäiſcher Krieg aus ſo unbedeutender Veranlaſſung entſtehen können, wenn es nicht einigen beſonnenen Officieren aus des Königs Umgebung noch gelungen wäre, denſelben ſoweit zu beruhigen, daß er ſich die Vermittelung der Herzöge von Gotha und Braunſchweig gefallen ließ, welche dann einen für beide Theile annehmbaren Vergleich zu Stande brachten [1]). —

Da nun ein beſſeres Einvernehmen mit England zu

---

[1]) Vergleiche die ſehr ergötzliche ausführliche Darſtellung dieſer Streitigkeit in Carlyle's Friedrich II. Tauchnitz III. p. 170.

hoffen ſchien, ſo nahm die Königin ihren Lieblingsplan, die Doppelheirath, wieder mit erneuter Lebhaftigkeit in die Hand. Dieſes Vermählungsproject bildet in jener an großen Ideen ſo armen Zeit neben zwei andern fürſtlichen Familienangelegenheiten den Angelpunkt, um welchen die Thätigkeit der Hauptmächte Europa's ſich drehte. Der Kaiſer wollte die Gewährleiſtung ſeiner pragmatiſchen Sanktion durchſetzen, und die Königin von Spanien arbeitete daran, ihrem Infanten Don Carlos eine glänzende Verſorgung zu verſchaffen. Dieſe herrſchſüchtige Fürſtin hatte, wie wir hörten, anfangs gehofft, eine Vermählung deſſelben mit der Erbtochter des Kaiſers zu Stande zu bringen; allein da der Kaiſer gerechtes Bedenken trug, auf einen Plan einzugehen, welcher die übrigen Mächte mit Eiferſucht erfüllt hätte, ſo zog er die Sache in die Länge, bis die lebhafte Königin, der fruchtloſen Verhandlungen müde, ſich durch engliſchen Einfluß dahin bringen ließ, das Bündniß mit dem Kaiſer aufzugeben und mit Frankreich und England[1]) am 9. November 1729 den Vertrag von Sevilla abzuſchließen, in welchem ihr für Don Carlos die italieniſchen Herzogthümer Toscana, Parma und Piacenza zugeſichert wurden, die auch alsbald mit ſpaniſchen Truppen beſetzt werden ſollten. Der Kaiſer griff ſofort nach ſeinem gewohnten Mittel. Er erklärte dieſe haupt-

[1]) Die Holländer traten ſpäter gleichfalls bei.

ſächlich ſeine Hausintereſſen bedrohende Verwickelung für eine deutſche Reichsangelegenheit, und die deutſchen Fürſten ließen ſich das gefallen. Namentlich zeigte ſich der König von Preußen bereit, ſein kurfürſtliches Contingent zu ſtellen und den auf ihn fallenden Betrag zur Inſtandſetzung der Reichsfeſtungen zu zahlen[1]). Da lag es denn im Intereſſe Frankreichs und Englands, Preußen wo möglich von dem kaiſerlichen Intereſſe abzuziehen, zu welchem Ende man engliſcher Seits nunmehr die abgebrochenen Doppelheirathsverhandlungen allen Ernſtes wieder aufnahm. Aber es ſchien ein für alle Mal über dieſer Angelegenheit ein böſes Geſchick zu walten. Den Plan zu der Doppelheirath hatten zuerſt die königlichen Frauen in Berlin und Hannover mit großer Liebe entworfen, aber der perſönliche Widerwille der Monarchen von England und Preußen trat ſtörend dazwiſchen und bewirkte, daß nach endloſen Streitigkeiten, Verſöhnungen, abgebrochenen und wieder angeknüpften Verhandlungen zuletzt kein anderer Erfolg erzielt wurde, als daß das Lebensglück des preußiſchen Kronprinzen und ſeiner Schweſter, zu deren Beſten doch der ganze Plan angelegt war, darüber hoffnungslos zerſtört wurde.

Für jetzt ſchien es zwar den Engländern mit der Sache wirklicher Ernſt zu ſein, um ſo mehr als auch im

[1]) Hannover hatte dieſe Zahlung verweigert. Der König aber ſchrieb unter den Bericht: Ich bezahle Alles, ich bin nicht vor den Schelmfranzoſen. Förſter III. 130.

Parlamente die preußischen Interessen von der Whigpartei eifrig vertreten wurden, und man einsah, daß für die festländischen Angelegenheiten die aufstrebende preußische Macht der wünschenswertheste Bundesgenosse wäre, auf den die Verwandtschaft des religiösen Bekenntnisses überdies von selber hinwies. Es kam deshalb ein eigner Gesandter, Sir Charles Hotham, nach Berlin, um die Bedingungen der Doppelheirath zu vereinbaren. Derselbe traf im April 1730 daselbst ein und brachte die vortheilhaftesten Anerbietungen mit. Der König von England verzichtete auf jede Mitgift für die Prinzessin Wilhelmine, während er seine eigne, für den Kronprinzen Friedrich bestimmte Tochter mit 100,000 Pfund Sterling auszustatten versprach. Der künftigen Gemahlin des Kronprinzen wollte man die Statthalterschaft von Hannover zuwenden, und dieselbe sollte dort mit ihrem jungen Gemahl residiren [1]). Dafür verlangte man nur, daß der König den Minister Grumbkow entlasse, dessen verrätherische Umtriebe mit dem preußischen Residenten Reichenbach in London das gute Vernehmen zwischen beiden Höfen untergruben. Der König, von unbedingtestem Vertrauen zu Grumbkow erfüllt, erklärte sich dessenungeachtet bereit, den Minister zu entlassen, sobald man ihn von der Treulosigkeit desselben werde überzeugt haben. Hotham erbot sich die bewei-

1) Raumer, Beiträge zu neuer Geschichte III. 505.

senden Schriftstücke herbeizuschaffen und that bei seinem Hofe deshalb die nöthigen Schritte. In der Zwischenzeit aber gelang es dem schlauen Seckendorf, der, wie wir wissen, sowohl den Minister als den Gesandten zu ihren Schelmenstreichen bestochen hatte, den König völlig umzustimmen [1]). Er stellte demselben vor, daß der König von England sich ein großes Uebergewicht über ihn anmaße und ihn in der freien Wahl seiner Minister beschränken wolle, und daß eine englische Prinzessin am preußischen Hofe ihren heimischen Luxus einführen und das Land ruiniren würde. Diese Einflüsterungen ließ man durch Berichte unterstützen, welche der nichtswürdige Reichenbach auf Grumbkow's Befehl aus London einsenden mußte. Es sei die Absicht der Engländer, schrieb er, den König von Preußen gänzlich mit dem Kaiser zu entzweien, ihn in das französisch-englische Bündniß hinüberzuziehen und das preußische Land dann wie eine abhängige Provinz zu behandeln [2]). Damit hatte man den König an der empfindlichsten Seite getroffen, und der Erfolg von Hotham's Sendung mußte an diesen Intriguen scheitern.

---

1) Diese Doppelheirathsangelegenheit hat durch v. Raumer's Mittheilungen aus dem englischen Staatsarchiv (Beiträge III. p. 505—580) eine wesentliche Aufklärung erhalten.

2) Carlyle III. 256 hat aus denselben englischen Staatsarchiven zuerst einige authentische Bruchstücke der Reichenbach-Grumbkow'schen Correspondenz veröffentlicht (IV. 4. daselbst ist

Es vergingen einige Wochen, bevor die Originale der Reichenbach-Grumbkow'schen Correspondenz aus London eintreffen konnten, und unglücklicher Weise war es grade in dieser Zeit zwischen dem Könige und dem Kronprinzen zu den heftigsten Auftritten gekommen, so daß Friedrich Wilhelm, gegen seinen Sohn auf's Höchste erbittert, sich nicht entschließen konnte, denselben durch eine reiche Heirath oder gar durch die Statthalterschaft in Hannover gewissermaßen aus der väterlichen Gewalt zu entlassen.

Als nun der 10. Juli 1730 für die Audienz bestimmt war, in welcher Hotham auf Befehl seines Monarchen die Grumbkow'schen Briefe im Original überreichen sollte, gerieth der König, durch alles Vorhergegangene schon auf's Aeußerste gereizt, in einen seiner schlimmsten Wuthanfälle. Er warf dem Gesandten die Briefe vor die Füße, drohte ihm pantomimisch mit Fußtritten, verließ den Audienzsaal und schlug die Thür hinter sich in's Schloß.

Wie gewöhnlich bereute er seine Uebereilung sofort und ließ sich durch den Minister Bork bei Hotham ent-

---

Hotham's Originalbericht mitgetheilt). Vergl. auch Memoires de Baireuth I. 204 und die Erzählung des Vorfalls in Pöllnitz, Memoiren zur Regierungsgeschichte ꝛc. Alle diese Berichte stimmen im Wesentlichen überein. Eine vollständige actenmäßige Veröffentlichung der hierher gehörigen Schriftstücke ist noch zu erwarten.

schuldigen, der auch von seinem Hofe alsbald angewiesen wurde, keine weitere Genugthuung zu fordern. Die Heirathsangelegenheit aber war zerrissen, und wir werden noch zur Genüge erfahren, wie aus dem Samen der Zwietracht, welcher in die königliche Familie geworfen war, die schlimmsten Früchte erwachsen sollten. Der Kaiser fuhr fort, sich in der gewohnten zweideutigen Weise zu benehmen. Auf die schönsten Versprechungen folgten keine Thaten, sondern man wußte die Ungeduld des Königs mit immer neuen Zusagen wegen der Jülich'schen Erbfolge zu beruhigen, während doch die Absicht dahin ging, ihm niemals Wort zu halten.

Den König trieb der Bruch mit England vollends in das österreichische Lager zurück, und er war überzeugt, daß die vielen hinterlistigen Winkelzüge, über welche er zu klagen hatte, lediglich von der Umgebung des Kaisers und dessen Ministern ausgingen, und daß sich Alles sofort in's Gleiche bringen ließe, wenn er persönlich Karl den Sechsten sehen und ihm seine gerechten Klagen mündlich auseinandersetzen könnte.

Der Kaiser dagegen wollte von einer solchen persönlichen Zusammenkunft Nichts wissen. Theils war er nicht geneigt, von dem steifen habsburgisch-spanischen Ceremoniell Etwas nachzulassen[1]) und dem Könige

[1]) Die kaiserlichen Minister hatten vorgestellt, daß es res summae consequentiae sein würde, wenn der Kaiser dem Könige die rechte Hand geben wollte.

von Preußen wie ein Souverain dem andern gegenüberzutreten, theils mochte er einſehen, daß man auf dem Wege des diplomatiſchen Notenwechſels viel leichter als bei mündlicher Unterredung den formloſen, gradeausgehenden König von Preußen auch fernerhin durch allerlei Täuſchungen und zweideutige Redensarten hinhalten könnte. Deshalb wurde Seckendorf inſtruirt, daß er, ohne grade den König vor den Kopf zu ſtoßen, Alles anwenden möchte, um die Zuſammenkunft zu hintertreiben. Man bediente ſich dabei der nichtigſten Vorwände, z. B. daß dem Kaiſer während der Karlsbader Kur eine Unterredung mit dem Könige allzu beſchwerlich, nach der Kur aber Ruhe empfohlen wäre. Außerdem fuhr der Wiener Hof fort, bei ſeinen Verhandlungen mit den fremden Mächten zu zeigen, wie wenig er geneigt war, den König von Preußen wie einen gleichberechtigten Monarchen zu behandeln. Man gab dem Berliner Cabinette von den wichtigſten Vorgängen erſt alsdann nachträgliche Kunde, wenn zwiſchen den Betheiligten Alles in Richtigkeit gebracht war. Das geſchah z. B., als der Vertrag von Sevilla wieder außer Wirkſamkeit geſetzt wurde, weil der Kaiſer, um nur die Beſtätigung ſeiner pragmatiſchen Sanction von England und Frankreich zu erhalten, ſich den faſt ſchimpflichen Bedingungen unterwarf, welche dieſe beide Seemächte dafür verlangten. Denn nicht nur gab er in dem am 16. März 1731 abgeſchloſſenen Wiener Vertrage die oſtendiſche Handels-

compagnie gänzlich auf und versprach allen Handel mit Ostindien einzustellen, sondern er verpflichtete sich auch, selbst mitzuwirken, daß der Infant Don Carlos in den Besitz der ihm zugesicherten italienischen Gebiete gesetzt würde.

Uebrigens scheint der König von Preußen es gar nicht wie eine Beleidigung empfunden zu haben, daß man ihm erst nach abgemachter Sache Mittheilung machte, denn als ihn Seckendorf am 27. April von dem Stand der Dinge unterrichtete und dabei, um des Königs Gemüth milder zu stimmen, eine Wildprettpastete mit übersandte, so antwortete der König am folgenden Tage: „Es ist mir besonders angenehm gewesen zu vernehmen, daß zu Wien die Ratification der letztgeschlossenen Tractaten angekommen; für die gesandte delikate Pastete bin ich obligirt." Ueberhaupt war die Verehrung für den Kaiser in stetem Wachsen, und der Wunsch das Reichsoberhaupt zu sehen, wurde immer dringender. „Ihro kaiserlichen Majestät werther Freundschaft halte mich gänzlich versichert," schreibt der König am 12. October 1731, „die meinige soll gewiß fest und unverbrüchlich sein, so lange ich lebe, denn wenn auch alle übrigen dieselben verlassen sollten, so bin ich fest entschlossen, bei diesem meinem wahren Freunde treu und aufrichtig zu stehen, und Glück und Unglück zu theilen." Waren doch sogar die kaiserlichen Minister für Friedrich Wilhelm Personen von so hoher

Bedeutung, daß er sich um die Gunst derselben eifrigst bemühte. „Vor dem Herrn Reichs-Vice-Kanzler," schreibt er an Seckendorf [1]) „habe ich alle erſinnliche Conſideration, der Herr Graf kann Mich nicht höher obligiren, als wenn Er dieſes großen Miniſtri Faveur Freundſchaft und Affection Mir zu Wege bringen wird."

So mußte man ſich denn wohl in Wien überzeugen, daß die ſo dringend gewünſchte Zuſammenkunft unmöglich länger abzulehnen wäre, „ohne den König vor den Kopf zu ſtoßen," und der Termin dazu wurde endlich feſtgeſetzt.

Die Zuſammenkunft ſollte in Kladrub in Böhmen ſtattfinden, wo der Kaiſer ein ſchönes Geſtüt hatte. Das kleine Schloß daſelbſt ſchien beſonders für die ſo ungern gewährte Begegnung mit dem Könige geeignet, weil es zu einem Nachtlager für denſelben keinen Raum bot, wodurch eine Menge von Etiquettenfragen umgangen wurden.

Friedrich Wilhelm brach am 27. Juli 1732 von Berlin auf. Grumbkow, Seckendorf, der holländiſche Geſandte Ginkel und eine Anzahl von Generalen begleiteten ihn. Ueber Frankfurt, Liegnitz und Glatz erreichte man am 29. die böhmiſche Grenze. Der Kaiſer hatte mit vieler Höflichkeit dafür geſorgt, daß aller

[1]) Bei Förſter in der Seckendorf'ſchen Correſpondenz, unter dem 19. Sept. 1724. Vehſe, Preußen II. 304.

Orten die zum Theil sehr eigenthümlichen Lebensgewohnheiten des Königs, was Wohnung, Speise und Trank betraf, gehörig berücksichtigt wurden. Von Jaromierz, dem ersten böhmischen Nachtquartier, wurde Grumbkow an die kaiserlichen Herrschaften, welche sich auf dem Jagdschlosse Chlumetz befanden, zur Complimentirung abgeschickt, worauf der Kaiser den folgenden Tag für das Rendezvous in Kladrub bestimmte.

Der König traf zuerst ein und wurde von dem Prinzen Eugen empfangen. Als des Kaisers Wagen sich näherte, konnte Friedrich Wilhelm seine Sehnsucht nicht länger bemeistern, sondern eilte das aussteigende Reichsoberhaupt in seine Arme zu schließen. Nach dieser ersten Begrüßung schritt der Kaiser vorauf, und der König mußte in zweiter Reihe die Kaiserin führen.

Von einem Gerüste herab wollte man gemeinschaftlich die Stutereien besichtigen, und war, um alle Collisionen beim Hinaufsteigen zu vermeiden, für den Kaiser, die Kaiserin und den König je eine besondere Treppe gebaut, wie denn auch oben die Eingänge in die für jeden bestimmten Zimmer führten. An dem arglosen Friedrich Wilhelm ging das Alles spurlos vorüber, und seine offenherzige Gradheit durchbrach die Spinnengewebe des Hochmuthes, mit welchen man ihn hatte umstricken wollen. Nach besichtigtem Gestüte blieb man zwei Stunden bei Tafel, wo der König sich sehr lebhaft mit der schönen und klugen Kaiserin Eli-

ſabeth[1]) unterhielt, welche an dem geſunden ungekünſtelten Weſen ihres Gaſtes großes Gefallen zu finden ſchien.

Nachdem noch eine Privatunterhaltung zwiſchen den Monarchen ſtattgefunden hatte, bei der aber wahrſcheinlich nur gleichgiltige Dinge zur Sprache gekommen ſind, trennte man ſich. Der König fuhr in der Richtung nach Prag bis Nimburg, der Kaiſer nach Chlumetz zurück. In Prag wollte man ſich noch einmal im ſtrengſten Incongnito treffen. In der böhmiſchen Hauptſtadt, wo der Prinz Eugen mit den vornehmſten Großwürdenträgern die Honneurs machte, beſah Friedrich Wilhelm alle Merkwürdigkeiten und traf in den Zimmern des Schloſſes, wie von ungefähr, nochmals mit dem Kaiſer zuſammen.

Sehr bald wurde dem Könige klar, daß er in der Hauptſache, der Jülich-Berg'ſchen Erbſchaftsangelegenheit, durch dieſen Beſuch beim Kaiſer um keinen Schritt weiter gekommen war. Das Einzige, was er erreichte, war die Zuſage, ihm die Belehnung wegen Stettin zu ertheilen (eine bloße Förmlichkeit) und die Erneuerung der Anwartſchaft auf Oſtfriesland, welche der große

[1]) Sie war eine braunſchweigſche Prinzeſſin und hatte, um den Kaiſer zu heirathen, ihren Glauben wechſeln müſſen. Bevor in Spanien durch die ungewohnte Hitze und durch den Biß böſer Inſekten ihr Teint gelitten hatte, galt ſie für die ſchönſte Prinzeſſin in Europa.

Kurfürst bereits erhalten hatte, und die für jetzt auch nur eine ungewisse Aussicht eröffnete, weil der junge Herzog Karl Ezard, 1716 geboren, möglicher Weise eine große Nachkommenschaft erzielen konnte[1]). Die Urkunde über die ihm ertheilte Anwartschaft erhielt der König in einem goldenen Tabakskasten, den er, nebst goldenem Pfeifenstopfer und Pfeifenräumer, als kaiserliches Geschenk auf seinem Nachttische in Prag vorfand[2]). Aber sogar dieses an sich nicht eben bedeutende Geschenk sollte ihm bald genug verbittert werden. Denn als er nach seiner Heimkehr im besten Glauben nunmehr Titel und Wappen von Ostfriesland annahm und davon den übrigen Höfen Mittheilung machte, so protestirte nicht nur der junge Herzog dagegen, sondern auch der Kaiser ließ durch Seckendorf am 1. November 1732 bemerken, daß er das für eine eigenmächtige und unberechtigte Handlungsweise ansehe. Der König aber antwortete am 15. November[3]) eigenhändig in seiner originellen Weise Folgendes: „Auf den Brief vom 1. d. M., den ich heute habe bekommen, werde ich Sie antworten, so daß ich hoffe, Se. kaiserliche Majestät werde zufrieden sein. Indessen kann ich in Wahrheit sagen, daß von mir keine Malice ist, da ich in Wahrheit

---

[1]) Derselbe starb 1744 kinderlos, und Friedrich II. ließ sogleich von dem Herzogthum Besitz nehmen. [2]) Faßmann I. 478.

[3]) Förster II. 113.

geglaubt, daß es ein Bagatell iſt, als wenn man Einen „Baron" nennt. — — Mein lieber Freund, ſein Sie ſo gut, und mache er alles wieder in's Gerechte, daß ich mit meinem lieben Kaiſer gut bleibe. Ich verlaſſe mir auf Sie."

Das alte gute Vernehmen war aber doch geſtört, und ſchon einige Tage vor dieſem Schreiben hatte ſich der König gegen den dem hannover'ſchen Hauſe ſehr nahe ſtehenden Degenfeld mit den Worten geäußert (wie Grumbkow ſogleich an Seckendorf hinterbringt) [1]: „Sage er dem König von England, daß wenn er will mein Freund ſein, er keinen beſſern Freund in der Welt haben ſoll als mich, aber er muß — —" hier machte er ein Zeichen mit der Hand, welches Degenfeld nicht verſtand, und er dann mit den Worten erklärte: „Jülich und Berg geben, und Leute ausliefern!" (d. h. die Werbung langer Rekruten geſtatten).

Solche Aeußerungen belebten einerſeits die Königin zu neuer Hoffnung für ihre Doppelheirathspläne, anderſeits aber erhielt Seckendorf von Wien aus, wohin jedes Wort des Königs ſogleich verrathen wurde, die Weiſung, alles Mögliche aufzubieten, um die guten Geſinnungen Friedrich Wilhelm's für den Kaiſer nicht erkalten zu laſſen. Auch von Wien aus bediente man ſich jener Heirathspläne, um auf das Gemüth des

[1] Förſter III. 117.

Königs zu wirken, und so wurde dieser durch augenblickliche Eindrücke leicht bestimmbare Monarch an seinen unglückseligen Familienangelegenheiten hin und hergezerrt.

In der Zwischenzeit war der Fluchtversuch des Kronprinzen vor sich gegangen, von dem wir noch hören werden, und der hartgestrafte Thronerbe hatte seine Freiheit hauptsächlich dadurch erkauft, daß er die Wahl seiner künftigen Gattin willenlos der Bestimmung des Königs überließ.

Damals lag es im österreichischen Interesse, die Gemahlin des preußischen Thronfolgers aus einer dem Kaiserhause nahe verwandten Familie zu wählen, und man war auf eine Schwestertochter der Kaiserin, die Prinzessin Christine von Bevern verfallen[1]). Der König hatte die Verlobung bereits vollziehen lassen, als mittlerweile der politische Wind am kaiserlichen Hofe nach einer andern Richtung umsprang. Da nämlich

[1]) Die Kaiserin Elisabeth war eine Tochter Ludwig Rudolph's, des zweiten Sohnes von Herzog Anton Ulrich von Braunschweig. Ihre Schwester Charlotte Christine wurde die Gemahlin des unglücklichen Großfürsten Alexei, den sein Vater, Peter der Große, hinrichten ließ. Die dritte Schwester, Antoinette Amalie, heirathete 1712 den Herzog Ferdinand Albert von der apanagirten Linie Braunschweig-Bevern, die später zur Regierung der Hauptlande kam. Ferdinand Albert hatte 15 Kinder, von denen ihn sechs Söhne und fünf Töchter überlebten. Elisabeth Christine, die Gemahlin Friedrich des Großen, war die älteste von diesen Töchtern.

der König von England sich im Wiener Vertrage zur Gewährleistung der pragmatischen Sanktion ernstlich verpflichtet hatte, so war dem Kaiser nunmehr eine nahe Verbindung zwischen Preußen und England ganz genehm, und Seckendorf erhielt den Befehl, die Verlobung des Kronprinzen wieder rückgängig zu machen. Der König von Preußen traute seinen Ohren nicht, als er diese Zumuthung erhielt. Er hatte dem Herzoge von Bevern als Fürst und Hausvater sein Wort gegeben und sollte es nun nach des Kaisers Launen wieder zurücknehmen. Mit Recht erschien ihm ein solches Verlangen unwürdig und beleidigend. In höchster Aufregung klagte er seinen Vertrauten, daß man einen offenen Wortbruch von ihm forderte. „Nein," rief er aus „ich kann's nicht mehr aushalten, es frißt mir das Herz ab! Mich wollen eine lâcheté machen thun, mich, mich! Nun und nimmermehr, die verfluchten Intriguen, der Teufel soll sie holen!" [1])— Seckendorf erfuhr das Alles sofort von Grumbkow, Wort für Wort, und berichtete es noch selbigen Tages nach Wien. Aber der Kaiser glaubte so sicher die Entschlüsse des Königs nach Belieben hin und her wenden zu können, daß er sich nicht entblödete, noch in den Tagen, als der preußische Hof bereits nach dem braunschweigischen Schlosse Salzdahlum aufgebrochen war, wo des Kronprinzen Hoch-

[1]) Grumbkow's Bericht an Seckendorf bei Förster III. 135.

zeit vollzogen werden sollte, den bestimmten Befehl an Seckendorf zu erlassen, daß derselbe noch einmal den Versuch mache, die Auflösung der Verlobung zu bewirken. Der Graf kannte den König zu gut, um nicht das Widersinnige eines solchen Auftrages einzusehen. Aber er mußte gehorchen. Er zog Grumbkow zu Rathe, doch dieser wollte mit der Sache ein für alle Mal Nichts zu thun haben. Sehr richtig bemerkte er, daß, nachdem die Verlobung des Kronprinzen von allen Kanzeln des Landes feierlich verkündet worden, und der König sich bereits an Ort und Stelle befinde, um die Trauung vollziehen zu lassen, aus einer so bedenklichen Forderung leicht eine unversöhnliche Feindschaft gegen den Kaiser entstehen könnte [1]). Er selbst wollte unter keinen Umständen sich mit einer so aussichtslosen Sache befassen. Seckendorf mußte also mit schwerem Herzen sich entschließen, den Auftrag allein auszuführen. Sein Bericht an den Prinzen Eugen vom 13. Juni 1733 lautet wörtlich: „Ich begab mich früh um neun Uhr zu Ihro Majestät, und obwohl dieselben noch im Bette lagen, so ließ mich doch mit dem Zusatze melden, daß, vermöge einer durch eignen Courier erhaltenen Depesche, Ihro Majestät was wichtiges, doch nichts unannehmliches

---

1) Seckendorf's ausführlicher Bericht an den Prinzen Eugen, daselbst 148. —

vorzutragen hätte, weil dieſe Vorſichtigkeit bei einem ſo hitzigen Herrn auf alle Weiſe zu beobachten. Bei dem Eintritt ſagte ich zu dem im Bette liegenden Könige mit lächelndem Munde, daß durch eignen Courier von Ew. Durchlaucht mir Befehl zukommen, Ihrer Majeſtät einige Eröffnung über eine importante Sache zu thun, welches aber zu vollziehen mich nicht wagen wollte, wofern Ihro Majeſtät nicht zum voraus verſprächen, daß Sie mich mit Geduld anhören, ſich nicht darüber ereifern, und eine, zwar ſelbſt beliebige, jedoch der gemeinen Wohlfahrt heilſame Entſchließung ohnverzüglich darüber nehmen, vornehmlich aber das Geheimniß bei ſich behalten wollte. Gleichwie nun der König mir alles dieſes heiliglich verſprochen, ſo kam ich mit meiner Propoſition zum Vorſchein, und hinterbrachte dem Könige die ganze Sache mit ihren Umſtänden, nach Inhalt Ew. Durchlaucht an mich gerichteten Schreiben, und ehe ich noch von Demjenigen Meldung thun konnte, welches Ew. Durchlaucht an den König abgelaſſen, ſo ſagte der König: „Wenn ich Ihn nicht ſo wohl kennete und wüßte, daß Er ein ehrlicher Mann, ſo glaubte ich, Er träumte. Hätte man vor drei Monaten ſo geſprochen, ſo wüßte nicht, was aus Liebe vor Ihro kaiſerliche Majeſtät nicht gethan, — — aber nun, da ich mit der Königin ſchon hier, und ganz Europa weiß, daß morgen das Beilager geſchehen ſoll, ſo iſt es abermal eine eng-

liſche Fineſſe, mich vor der ganzen Welt vor einen wankelmüthigen Menſchen anſehn zu machen, der weder Ehre noch Parole zu halten gewohnt iſt."

Seckendorf verſtand es, mit ſeiner gewohnten Geſchicklichkeit den König zu beruhigen, indem er ihn glauben machte, der Kaiſer habe ganz ungewöhnliche Vortheile als Gegenleiſtung für den Aufſchub der Vermählung zu gewähren beabſichtigt, und bald war der König ſo weit gebracht, daß er ſich bereit erklärte, eine ſeiner Töchter mit einem engliſchen Prinzen und ſeinen zweiten Sohn Auguſt Wilhelm mit einer engliſchen Prinzeſſin zu vermählen, wenn England demſelben das Herzogthum Kurland verſchaffe, wodurch er dann beſſer im Stande wäre, eine engliſche Prinzeſſin zu ernähren. Das ganze Ausſöhnungswerk mit England wolle er dem Kaiſer überlaſſen und dem Seckendorf das Zeugniß geben, daß er als ehrlicher Mann die ihm zugekommenen Befehle ausgeführt.

Wir haben dieſe Verhandlung ſo ausführlich mitgetheilt, weil man aus derſelben eine recht deutliche Anſchauung darüber gewinnt, wie weit der König davon entfernt war, die Schlingen zu durchbrechen oder auch nur wahrzunehmen, mit welchen das Haus Oeſterreich ihn von allen Seiten umſponnen hatte, um ihn nach Gefallen leiten zu können.

Neuntes Kapitel.

Die polnische Königsfrage.

In der That war die Ergebenheit des Königs für den Kaiser fast ohne Grenzen. Die angestammte Ehrfurcht gegen das Reichsoberhaupt wurde noch verstärkt durch die Hoffnung, daß österreichischer Einfluß dennoch endlich den sehnlichen Wunsch nach der jülich'schen Erbschaft erfüllen könnte. Noch am 23. März 1733 schrieb er: „Meine Feinde mögen thun, was sie wollen, so gehe ich nicht ab vom Kaiser, oder der Kaiser muß mich mit den Füßen wegstoßen, sonst ich mit Treue und Blut bis an's Grab sein verbleibe." Nun sollte die Ungewißheit darüber, wie sich in nächster Zukunft, bei Erledigung des polnischen Thrones, die Verhältnisse gestalten würden, zu noch engerem Anschluß an das Kaiserhaus führen. Die Vorstellung, daß eine Theilung Polens zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland früher oder später erfolgen müßte, war seit den Tagen des großen Kurfürsten den drei Höfen geläufig. Für jetzt aber schien es wichtig, den Eintritt eines solchen Ereignisses hinauszuschieben, um nicht die wechselseitigen Beziehungen der europäischen Staaten völlig zu verwirren. Wie sehr auch der Besitz von Westpreußen dem Könige zur Abrundung seiner Staaten erwünscht sein mußte, so hatte er doch immer dem abmahnenden Rath des vor-

sichtigen Ilgen Gehör gegeben, wenn man mit einem solchen Theilungsplan an ihn herantrat.

Rußland und Oesterreich, schon durch die gemeinsame Türkengefahr natürliche Bundesgenossen, hatten sich nun auch wegen der polnischen Frage einander genähert, und so schien bereits im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts ein Zusammengehen der drei Mächte angezeigt, welche hundert Jahre später durch ihre Verbindung Europa's Geschicke entscheiden sollten. Darüber waren alle drei einig, daß man keines Falls den vertriebenen König Stanislaus Leszczinski wieder einsetzen wollte, der als Schwiegervater Ludwig des Fünfzehnten das französische Interesse im Osten Europa's zu überwiegendem Einflusse gebracht hätte. Weil man nun, in Folge natürlicher Eifersucht, auch keinen Prinzen aus einem der drei unterhandelnden Häuser als Candidaten aufstellen durfte, so verfiel man auf den Infanten Emanuel von Portugal, einen Vetter des Kaisers, von mütterlicher Seite dem Pfälzischen Kurfürsten nahe verwandt und durch tapfere Kriegsthaten in den Feldzügen gegen die Türken ausgezeichnet. Russischer Seits wurde, um diese Angelegenheit zu berathen, der Oberstallmeister Graf Löwenwolde nach Berlin geschickt, wo Seckendorf den Kaiser vertrat, und Beide unterhandelten zuerst im Geheimen mit dem Könige persönlich, bis alsdann unter Zuziehung der Minister Bork und Thulemeier am 13. Dezember 1732 zu Wusterhausen

der ſogenannte Löwenwoldeſche Vertrag zu Stande kam, nach deſſen Beſtimmungen eintretenden Falls die Wahl des Infanten Emanuel mittelſt einer gemeinſchaftlich aufzubringenden Heeresmacht durchgeſetzt, und dem Könige von Preußen für ſeine Unterſtützung ein bedeutender Theil der jülichſchen Erbſchaft mit der Stadt Düſſeldorf, ſowie für einen der preußiſchen Prinzen die Nachfolge im Herzogthum Curland verſchafft werden ſollte. König Auguſt von Polen, dem man das Project vorlegte, erklärte ſich anfangs einverſtanden, knüpfte aber bald auf eigene Hand in Berlin Unterhandlungen wegen einer Theilung Polens an, durch welche für Rußland, Preußen und Oeſterreich ſehr wünſchenswerthe Theile dieſes Reiches beſtimmt wurden, während er ſelbſt ein erbliches Königreich Polen übrig behielt.

Friedrich Wilhelm I. ſchien dieſem Plane durchaus nicht abgeneigt, und merkwürdiger Weiſe befahl er noch am Tage vor Unterzeichnung des Löwenwolder Vertrages, den 12. December 1732, ſeinem Miniſter, ſich von dem Könige von Polen nähere Auskunft über die Art und Weiſe zu erbitten, wie man Oeſterreich und Rußland für dieſe Theilungspläne gewinnen könnte, und als Auguſt der Starke, jetzt freilich durch die Jahre und durch ſein ausſchweifendes Leben ſchon recht ſchwach geworden, ſich auf der Reiſe nach Warſchau befand und das preußiſche Gebiet berührte, ſchickte der König den

Minister Grumbkow dorthin, unter dem Vorwande, den befreundeten Monarchen zu begrüßen, in der That aber um die polnischen Projecte näher zu erörtern. August liebte den als Lebemann ihm bekannten Grumbkow, und Beide suchten nun bei einem üppigen Gelage, wo der Wein in Strömen floß, einander über ihre geheimen Absichten auszuhorchen. Vielleicht ist diese Zusammenkunft daran schuld, daß sich Alles ganz anders gestaltete, als die beiden Zecher gedacht hatten. König August's Zustand verschlimmerte sich in Folge seiner Unmäßigkeit so sehr, daß er bald nach seiner Ankunft in Warschau, am 1. Februar 1733, vom Tode ereilt wurde, noch ehe er den Reichstag hatte eröffnen können, und mit diesem Trauerfall veränderte sich, wie man damals sagte, das Staatstheatrum von ganz Europa[1]).

Der Löwenwoldesche Vertrag war von den Gesandten der drei Mächte unterzeichnet, von den Monarchen aber noch nicht genehmigt worden. Die russische Kaiserin verweigerte nunmehr die Ratification desselben, nicht nur wegen der plötzlich veränderten Sachlage, sondern hauptsächlich, weil sie das Herzogthum Curland keinem preußischen Prinzen, vielmehr ihrem Liebling Biron zuwenden wollte.

Auch der Wiener Hof bestätigte den Vertrag nicht, weil man dem Könige von Preußen nicht einmal die

---

1) Faßmann I. 485.

geringe demſelben zugeſicherte Entſchädigung gönnte, und Auguſt's Sohn und Nachfolger jetzt bereit war, die pragmatiſche Sanktion anzuerkennen, indem er auf die Anſprüche verzichtete, die er im Namen ſeiner Gemahlin, Kaiſer Joſeph's Tochter, bisher ſo hartnäckig aufrecht erhalten hatte. Da nun auch die Kaiſerin von Rußland nicht abgeneigt war, den Sohn an die Stelle des Vaters treten zu laſſen, ſo wurde Preußen aufgefordert, ſeinerſeits gleichfalls die Bewerbung des Kurfürſten von Sachſen zu unterſtützen. Dieſer Herr hatte weder die Laſter noch die glänzenden Eigenſchaften Auguſt des Starken geerbt, — ein ſchwaches Werkzeug in den Händen unfähiger Günſtlinge, ſchien er auf dem polniſchen Thron den Nachbarn keine Gefahr zu drohen. Deshalb war Friedrich Wilhelm auch geneigt, die Wahl deſſelben geſchehen zu laſſen, nur ſollte Auguſt ſich verpflichten, den ſächſiſchen Anſprüchen auf Jülich und Berg zu entſagen, als König von Polen die Nachfolge in Curland einem preußiſchen Prinzen zuwenden und die Anerkennung des preußiſchen Königstitels ſeitens der Republik bewirken, was bisher von den Polen, in Erinnerung an die alte Lehnsherrlichkeit, ſtets verweigert worden.

Allein Auguſt wollte von allen dieſen Bedingungen Nichts wiſſen, weil er, von Rußland und Oeſterreich unterſtützt, des Erfolges auch ohne Preußens Mitwirkung verſichert war. Dieſe Verhandlungen fielen in dieſelbe Zeit, wo der Kaiſer durch Seckendorf an den König die unerhörte

Forderung stellte, des Kronprinzen im ganzen Lande bereits feierlich angekündigte Verlobung noch am Tage vor der Hochzeit rückgängig zu machen. Unter dem Eindrucke einer solchen persönlichen Beleidigung erklärte Friedrich Wilhelm, daß er dem österreichisch-russischen Bunde in keinem Falle eher beitreten würde, bis Sachsen die ihm gestellten Forderungen bewilligt hätte, und daß er überhaupt nur alsdann dazu mitwirken könnte, den König Stanislaus vom polnischen Throne auszuschließen, wenn man ihn vorher gegen jeden Schaden sicher stellte, der für Preußen aus diesen polnischen Intriguen etwa entstehen könnte, falls der König von Frankreich die Ansprüche seines Schwiegervaters Stanislaus mit gewaffneter Hand vertheidigen wollte. Auf solche Garantie konnte sich der Kaiser nicht einlassen und schloß, ohne Preußen zuzuziehen, am 16. Juli 1733 einen Vertrag mit Sachsen, in Folge dessen Stanislaus vom polnischen Throne ausgeschlossen und August III. auf denselben erhoben werden sollte. Die Kaiserin von Rußland genehmigte nachträglich dies Abkommen, wofür August versprach, als König von Polen keine Ansprüche auf Livland zu machen und künftig der Wahl Biron's zum Herzog von Curland nicht entgegenzutreten. Biron's Name wurde zwar nicht genannt, aber beide Theile waren über die Sache einverstanden. Sowohl Rußland als Oesterreich hatten höflichkeitshalber ihren Erklärungen die Bedingung beigefügt, daß August

ſich nachträglich Preußens Zuſtimmung verſchaffe, allein hinter dieſer Form verſteckte ſich lediglich eine übermüthige Nichtachtung.

Das empfand König Friedrich Wilhelm ſehr wohl, er ſah ein, daß, nachdem Oeſterreich und Rußland ſich für Auguſt von Sachſen ausgeſprochen hatten, deſſen Anſprüche geſichert wären, und er begünſtigte deshalb im Geheimen den von ihm perſönlich geachteten Stanislaus, dem er ſtillſchweigend geſtattete, ſich verkleidet durch die preußiſchen Staaten nach Warſchau zu begeben und unterwegs ſogar in Berlin zu verweilen. Allerdings beſtrafte man zum Schein den Unterofficier der Thorwache, der den polniſchen König eingelaſſen, aber die Strafe war eine ſehr leichte [1]). Am 7. September kam Stanislaus in Warſchau an und wurde fünf Tage darauf von den auf dem Wahlfelde erſchienenen Edelleuten, unter Beobachtung aller Formen, einſtimmig zum König ausgerufen. Sehr bald überzeugte er ſich jedoch, daß von den Polen wohl enthuſiaſtiſche Zurufe und Ergebenheitsverſicherungen, aber kein Schutz gegen die anrückende ruſſiſche Armee in Ausſicht ſtand, und er entfloh am 22. September nach Danzig, um abzuwarten, bis die von Frankreich verheißene Flotte ihm zu Hilfe käme.

Am 3. October beſetzte der ruſſiſche General Lacy

---

[1]) Faßmann I. 489.

mit seinen Truppen die Vorstädte von Warschau, um „das freie Wahlrecht der Republik zu schützen." Zwölf Senatoren und ungefähr 600 Edelleute, die sich in das russische Lager begaben, stellten die freie Wählerschaft vor und riefen am 5. October 1733 August von Sachsen zum Könige aus.

Die Danziger blieben großmüthig dem flüchtigen Stanislaus treu und vertheidigten ihn in der Zuversicht, daß die französische Flotte von Tag zu Tag eintreffen müßte.

Friedrich Wilhelm I. wurde diesen Ereignissen gegenüber mehr als jemals in seinen Entschlüssen unstät hin und hergetrieben, weil neben Seckendorf grade damals der für diesen Zweck sehr geschickt ausgewählte französische Gesandte de la Chetardie durch seine Ueberredungsgabe großen Einfluß auf des Königs Gemüth gewonnen hatte. So oft die alte, tief eingewurzelte Ehrfurcht und Liebe für den Kaiser überwog, schien der Anschluß an das russisch-österreichische Bündniß sich von selbst zu verstehen, um so mehr, als bei dieser Gelegenheit dem neuen Polenkönige vielleicht vortheilhafte Zugeständnisse abgedrungen werden konnten. Derselbe sollte, als Lohn für den preußischen Beistand, nun endlich die alten Ansprüche auf die Stadt und das Gebiet von Elbing befriedigen und dafür einstweilen durch Verpfändung des in der Nähe von Magdeburg gelegenen Amtes Gommern oder des sächsischen Antheils an

der Grafschaft Mansfeld Bürgschaft leisten. Diesem Verlangen wurde sogar die Drohung beigefügt, man werde sonst den König Stanislaus aus dem belagerten Danzig befreien, ihm in Stettin eine sichere Zuflucht gewähren und bei seinen ferneren Unternehmungen mit gewaffneter Hand unterstützen.

Als August diese Zumuthungen zurückwies, weil er mit Oesterreichs und Rußlands Hilfe, auch ohne Preußens Unterstützung, sein Ziel zu erreichen hoffte, da dachte der König alles Ernstes daran, sich auf die Seite der Gegner zu schlagen, allein sogleich empörte sich sein deutsches Gemüth, wenn er sich erinnerte, daß eine thätige Parteinahme für Stanislaus ihn zu Frankreichs Verbündeten machte und wohl gar in einen Krieg gegen das deutsche Reich verwickeln könnte, indem Frankreich alles Ernstes entschlossen schien, wegen der polnischen Königswahl zum Schwerte zu greifen. Denn in der That hatte sich der sonst so friedliebende französische Minister, Cardinal Fleury, zu einer Kriegserklärung ermannt, weil er, abgesehen von der Ehrenpflicht, dem Schwiegervater seines Herrn zu Hilfe zu kommen, auch anderweit das französische Interesse ernstlich gefährdet glaubte.

Wenn nämlich, wie es die Absicht des Kaisers war, der Herzog von Lothringen sich mit der österreichischen Erbtochter Maria Theresia vermählte und auf diese Art Lothringen gewissermaßen selbst in österreichische Hände

kam, so hatte man den Feind gradezu innerhalb der eignen Grenzen. Französischer Seits wurde deshalb sehr geschickt und in aller Eile ein Bündniß mit Sardinien und Spanien geschlossen, um den Kaiser gleichzeitig in Deutschland und Italien angreifen zu können.

Unter diesen Umständen schien es sich von selbst zu verstehen, daß Oesterreich sich um Preußens Bundesgenossenschaft bemühen würde, dessen Heeresmacht dem Kaiser, der selbst durchaus nicht zum Kriege gerüstet war, die besten Dienste leisten konnte. Friedrich Wilhelm hielt das für so sicher, daß er unaufgefordert sich erbot, noch im November 1733 mit 40,000 Mann gegen die Franzosen an den Rhein zu ziehen, wenn ihm nur gestattet würde, von dem so oft und fest verheißenen Herzogthum Berg und der Stadt Düsseldorf unterwegs Besitz zu ergreifen. Allein dazu konnte man sich in Wien nicht entschließen. Sobald von einer Vergrößerung Preußens die Rede war, überwog die Eifersucht des österreichischen Hofes jede andre Rücksicht. Des Königs Antrag wurde unter allerlei nichtigen Vorwänden mit höflichen Redensarten abgelehnt, und man bat ihn, nur diejenigen 10,000 Mann, die er in Folge der früheren Verträge zu stellen hatte, zum kaiserlichen Heere stoßen zu lassen.

Den König schmerzte es tief [1]), daß man seinen und

[1]). Ranke neun Bücher I. 396.

seines Heeres Beistand so gering anschlug, und daß der Kaiser ihn nicht für einen gleichberechtigten Verbündeten ansehn wollte, sondern in dem Könige von Preußen immer nur einen Kurfürsten von Brandenburg erblickte.

Im Unmuth über solche Mißachtung erklärte er in seiner Abendgesellschaft, daß er nun auch die 10,000 Mann nicht schicken würde, die er nach dem Berliner Vertrage zu stellen hatte. Seckendorf, der zugegen war, vergaß sich bei dieser Aeußerung so weit, daß er ausrief: „Sie haben es versprochen, und ein ehrlicher Mann hält sein Wort." Da verlor der König völlig alle Selbstbeherrschung, und es wäre fast zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht Grumbkow zu rechter Zeit eine geschickte Diversion gemacht hätte. Er ließ einen Brummkreisel, den er als Spielzeug für die jüngsten königlichen Kinder in der Tasche trug, auf den Tisch laufen, so daß alle Gläser und Flaschen durcheinander geworfen wurden. Das brachte den in seinen Stimmungen so schnell wechselnden Friedrich Wilhelm zum Lachen, und die Sache war beigelegt. Zwar wurde der König später von neuem unschlüssig, theils weil ihm der Gedanke schmerzlich war, daß die Gestellung des Contingentes an 300,000 Rthlr. kosten und eine Feindseligkeit gegen Frankreich auch seine westphälischen Besitzungen in Gefahr bringen würde, theils weil er bei Gelegenheit der immer noch nicht beendigten mecklenburgischen Exe-

cutionsvollſtreckung ſich durch den Befehl des Kaiſers, einen Theil ſeiner Truppen zurückzuziehen, verletzt fühlte. Schon hatte er ſeinen Geſandten in Regensburg beauftragt, gegen die Eröffnung des Reichskrieges mit Frankreich zu ſtimmen, als Seckendorf wiederum in's Mittel trat und zu verſtehen gab, der Kaiſer würde, wenn man ihm die ſchuldige Truppenſendung verweigerte, auch ſein Verſprechen wegen der jülich'ſchen Erbſchaft nicht halten[1]). Anfangs Mai 1734 rückten dann endlich zehntauſend Mann trefflich ausgerüſtete und eingeübte Truppen an den Rhein. Leider ereigneten ſich während des Marſches derſelben durch die geiſtlichen Fürſtenthümer Fulda, Würzburg und Bamberg Vorfälle, welche zu dem Schlimmſten gehören, was man dem Könige während ſeiner ganzen Regierung vorwerfen kann. Die Biſchöfe in den gedachten Ländern hatten nämlich von jeher mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln ihre Unterthanen gegen die Liſt und die Gewaltthätigkeit der preußiſchen Werber zu ſchützen gewußt und ſich dadurch die bitterſte Feindſchaft des Königs zugezogen, welcher nun aus Rache ſeinen Truppen geſtattete, auf dem Durchzuge die Einwohner nach Belieben zu bedrücken und zu mißhandeln. Den Oberbefehl über das Corps führte dem Namen nach der ſchon hochbetagte General Röder, in

[1]) Vergl. Stenzel p. 655.

der That aber hatte der Fürst von Dessau das Commando, und dieser ließ seiner wilden und rohen Natur freien Lauf, indem er die fränkische Landbevölkerung in einer Art und Weise plagte und brandschatzte, wie es seit dem dreißigjährigen Kriege nicht mehr erhört war. Alle Klagen des Volkes und der Fürsten bei Kaiser und Reich hatten keinen Erfolg, noch weniger die Beschwerden, die an den König gelangten. Keiner der Uebelthäter wurde gestraft. Diese Grausamkeiten waren um so unerträglicher, weil der Marsch der Preußen unverhältnißmäßig langsam von statten ging, denn der König hatte sich beim Kaiser durch eine lange Reihe von Artikeln ausbedungen, daß seine Soldaten auf's Aeußerste geschont werden müßten und nur zwei, höchstens drei Meilen des Tages marschiren sollten, so daß der Zug durch Sachsen, Thüringen und Franken länger als sechs Wochen dauerte.

Die gegen die Franzosen am Rhein zusammengebrachte Reichsarmee von 74,000 Mann stand unter dem Oberbefehl des nun 71jährigen Prinzen Eugen (geb. 1663). Im Juli folgte König Friedrich Wilhelm in Begleitung des Kronprinzen seinen Truppen. Die kaiserlichen Soldaten standen, was Mannszucht, Equipirung und Uebung in den kriegerischen Bewegungen betrifft, weit hinter den Preußen zurück. Der große Eugen hatte sich überlebt und war im Gefühl seiner Schwäche nur darauf bedacht, den alten Kriegsruhm nicht auf's

Spiel zu ſetzen. Friedrich der Große ſpricht im vierten Theil der brandenburgiſchen Denkwürdigkeiten die Ueberzeugung aus, daß ein jüngerer entſchloſſener Feldherr die Franzoſen hätte vernichten können. So aber ließ man es geſchehen, daß ſie ſich vor den Augen Eugen's der Feſtung Philippsburg bemächtigten (17. Juli), und überhaupt erſchienen die kaiſerlichen Truppen dem preußiſchen Kronprinzen ſo wenig fürchterlich, daß die Anſchauungen, welche er damals gewann, ſicherlich für ſeine künftigen Pläne entſcheidend mitgewirkt haben.

Friedrich Wilhelm hatte inzwiſchen mit wahrhaft ſpartaniſcher Ruhe und Selbſtverleugnung alle Unbequemlichkeiten des im Felde liegenden gemeinen Soldaten getheilt und dabei unermüdlich für das Wohl der Truppen, die Verpflegung der Kranken und die regelmäßige Beköſtigung der Armee Sorge getragen.

Der ganze Feldzug blieb, wie ſich bald zeigte, ohne Erfolg, und der König, der ſich geſchmeichelt hatte, man würde ihm den Oberbefehl anbieten, war doppelt mißgeſtimmt, als dies nicht geſchah, ſo daß er ſchon am 15. Auguſt wieder abreiſte. Er fuhr den Rhein hinab nach Weſel und dann zu einem Beſuch bei dem von ihm ſehr geſchätzten holländiſchen Geſandten, General Ginkel, auf deſſen im Geldern'ſchen gelegenes Landgut. Hier erkrankte er plötzlich, vielleicht in Folge der Anſtrengungen im Lager, an einem durch Vernachläſſigung des Podagra herbeigeführten Uebel, und es zeigten ſich

die erſten Spuren der Waſſerſucht, von der er nie mehr vollſtändig geheilt wurde. Er verlangte nach Hauſe und kam, von der Reiſe noch mehr erſchöpft, in dem bedenklichſten Zuſtande am 15. September in Potsdam an.

Mehr als drei Monate lang dauerte die Krankheit unter beſtändiger Lebensgefahr, doch trat im Dezember, in Folge der von dem berühmten Profeſſor Hoffmann aus Halle angewendeten Mittel, eine Beſſerung des Zuſtandes ein, welche der König ſelbſt für eine Art von Wunder anſah.

Während der langen winterlichen Zeit, welche der ſonſt ſo raſtlos thätige Monarch theils im Bette, theils im Rollſtuhl zubringen mußte, auf dem er ſich, ängſtlich nach Luft rufend, in den Sälen des Schloſſes umherfahren ließ, ging in ſeiner politiſchen Richtung eine auffallende Veränderung vor. Von den gewöhnlichen Umgebungen getrennt, da Seckendorf am Rhein zurückgeblieben war, und Grumbkow durch die Königin möglichſt fern gehalten wurde, fing er an ſich dem Kronprinzen zu nähern, der bei des Vaters Krankheit die aufrichtigſte Theilnahme zeigte und ihm jede mögliche Linderung zu verſchaffen ſuchte. Auch die Königin gewann durch treue Pflege die alte Zärtlichkeit des Gatten wieder, und ſo wurde von allen Seiten dem öſterreichiſchen Einfluſſe entgegengearbeitet. Dazu kam noch ein anderer Umſtand, der den König gegen den Kaiſer

erbitterte. In den Winterquartieren, welche die preußischen Truppen im Münster'schen bezogen hatten, waren schlimme Dinge vorgefallen. Ein Theil der dortigen Einwohnerschaft hatte von dem Uebermuth und der Habsucht der Officiere unsäglich viel zu leiden. Die Ansprüche derselben waren so unerhört, daß z. B. jedem Fähnrich 5, jedem Hauptmann 18 Pferderationen in Natur, oder wo das wegen Futtermangels nicht möglich war, nach einer übertrieben hohen Taxe in Geld geliefert werden mußten. Der geringste Rückstand wurde unter Schlägen und Mißhandlungen aller Art durch Execution beigetrieben und die Säumigen in Ketten gelegt. Die großgewachsenen Leute preßte man zum Soldatendienst, sagar an den Kirchthüren lauerte man und ergriff die heraustretenden Gemeindemitglieder, deren Wuchs den Werbern in die Augen stach.

In Verzweiflung flehten die gequälten Landleute ihren Erzbischof um Hilfe, und dieser ließ 200 Mann Preußen, welche in einem Dorfe Execution vollstreckten, von seinen Mannschaften angreifen, denen tausende von wüthenden Bauern zu Hilfe eilten. Es kam zu einer förmlichen Schlacht, und erst nachdem aus dem preußischen Hauptquartier Verstärkung herbeigeeilt war, gelang es, das Landvolk zu entwaffnen [1]).

---

1) Faßmann I. 547. Stenzel 663. Gallus, Geschichte der Mark Brandenburg V. 300.

Der Erzbischof von Köln, in dessen Gebiet diese Ausschweifungen vorgefallen waren, rief den Kaiser an, der auch in Berlin ernsthafte Vorstellung thun ließ, ohne jedoch von dem Könige eine genügende Antwort zu erhalten, denn Friedrich Wilhelm konnte sich überhaupt sehr schwer dazu entschließen, einen seiner Officiere für schuldig zu erkennen, und in dem vorliegenden Falle drehte man die Sache so, als ob eigentlich die Preußen Genugthuung zu fordern hätten, weil die zweihundert Mann überfallen worden. Eine wunderliche Verwirrung der Begriffe in jenen Zeiten! — Die Mißstimmung gegen den Kaiser wurde noch erhöht, als der König grade damals den Beweis in die Hände bekam, wie Seckendorf die Briefe, die er im größten Vertrauen an denselben geschrieben, und in denen er ohne Rückhalt sein innerstes Herz ausgeschüttet hatte, dazu benützte, um seinen königlichen Freund an die österreichischen Minister zu verrathen, denn der Fürst von Lichtenstein, den man während des Grafen Abwesenheit nach Berlin geschickt hatte, beschwerte sich über gewisse Ausdrücke, welche jene Berichte enthielten. Ueberhaupt war die Sendung des Fürsten eine durchaus verfehlte und trug mehr als alles Andere dazu bei, das Herz des Königs von Oesterreich abwendig zu machen. Man erwartete nämlich in Wien mit Bestimmthet, daß die Krankheit des Monarchen einen tödtlichen Ausgang nehmen würde, und für diesen Fall sollten die Gesinnungen und die

Entschlüsse des Kronprinzen im Voraus bearbeitet werden. Dem König wurde dieser Zusammenhang der Dinge mitgetheilt, und man kann sich denken, wie sehr er darüber in Zorn gerieth. Ueberdies waren auch die Vorschläge, welche Fürst Lichtenstein an den König selbst zu überbringen hatte, nicht geeignet, denselben günstig zu stimmen. Dreierlei verlangte der Kaiser. Vor allen Dingen sollte die Zahl der preußischen Hilfstruppen verstärkt werden, zweitens forderte man die Ausweisung des französischen Gesandten aus Berlin, und drittens sollte der König seinem Freunde Stanislaus weder Unterstützung noch Zuflucht gewähren. Jede dieser Forderung war beleidigend, denn der zu dem Reichskriege gegen Frankreich geleistete Beistand hatte dem Könige nur Kosten und die persönliche Kränkung eingetragen, daß man ihm den gewünschten Oberbefehl nicht anbot. Die Ausweisung des französischen Gesandten stand in grabem Gegensatz zu Friedrich Wilhelm's Auffassung von der Lage der Dinge. Nur als Reichsfürst hatte er sein Contingent gestellt, als souverainer König von Preußen aber wollte er mit den Franzosen in Frieden leben, die ihm sonst seine rheinischen Besitzungen arg verwüstet hätten.

Was endlich die den König Stanislaus betreffende Forderung betrifft, so hatte es damit folgenden Zusammenhang. Wir hörten, daß der vertriebene Polenkönig in der freien Stadt Danzig Zuflucht suchte, um daselbst

die verheißene französische Hilfsflotte abzuwarten. Unterdessen schickte der russische General Münnich sich zur Belagerung der Stadt an, sehr gegen den Wunsch Friedrich Wilhelm's, welcher voraussah, daß seine angrenzenden Provinzen bei dieser Gelegenheit schweren Schaden leiden mußten. Er hatte deshalb auch der Kaiserin Anna Vorstellungen gemacht, die erfolglos blieben, weil Rußland offene Parteinahme Preußens für seine Pläne verlangte und dafür sogar bedeutende Gebietserweiterungen in Aussicht stellte. Auf der andern Seite aber konnte der König sich ebensowenig entschließen, sich mit Frankreich zu verbinden[1]). Er schlug die glänzendsten Anerbietungen aus, welche ihm Cardinal Fleury machte, um dem Schwiegervater seines Monarchen die preußische Unterstützung zu verschaffen. Denn deutsch war er und deutsch wollte er bleiben, und „der ist ein Hundsfott," rief er einst laut bei Tafel aus, „der mich für französisch hält, und wenn es auch ein gekröntes Haupt wäre." So zwischen beiden Parteien in der Mitte stehend, gerieth der König in die übelste Lage, weil er der Warnung des großen Kurfürsten nicht gedachte, welcher seinem Nachfolger dringend anempfohlen hatte, bei den europäischen Welthändeln sich niemals neutral zu verhalten.

Die Russen traten mit der bestimmten Forderung

---

[1]) Förster II. 145.

heraus, daß man ihre Truppen durch das preußiſche Gebiet ziehen ließe, und Friedrich Wilhelm ſagte dazu weder ja noch nein, ſondern erklärte, er würde alsdann auch den Franzoſen den Durchzug nicht verwehren, was natürlich den Erfolg hatte, daß das preußiſche Gebiet fortan von beiden kämpfenden Theilen verheert wurde. Sogar der ſächſiſche Polenkönig Auguſt III. nahm nunmehr keinen Anſtand, Geſchütze und Bomben mittelſt Extrapoſt von Dresden aus durch die Mark nach Danzig führen zu laſſen, wo die Belagerung ſeit dem Januar 1734 in vollem Gange war. Eine edle Polin, Frau von Maſelska, hatte von den Wällen herab den erſten Kanonenſchuß auf die Belagerer abgefeuert [1]). Friedrich Wilhelm bot vergebens zu verſchiedenen Malen eine Vermittelung an, welche von Münnich mit Hohn zurückgewieſen wurden. Inzwiſchen nahte wirklich im Mai eine franzöſiſche Flotte [2]), aber dieſelbe führte ſo wenig Truppen mit ſich, daß man nicht im Stande

---

1) Memoires de Brandenbourg IV. 48.

2) La Peyrouſe befehligte dieſelbe und war, nachdem er die preußiſchen Küſten recognoscirt hatte, nach Kopenhagen umgekehrt, weil er eine Landung für unausführbar hielt. In Kopenhagen erbot ſich der dortige franzöſiſche Geſandte, Marquis von Plelo, das Unternehmen auf ſeine eigne Verantwortung durchzuſetzen. Es gelang ihm auch, aber er bezahlte ſeine Kühnheit mit dem Leben. Eine Kanonenkugel tödtete ihn wenige Tage nach erfolgter Landung. Pöllnitz I. 441.

war, die heranziehenden Sachsen zu hindern, sich mit den Russen zu verbinden. Der Uebermacht des vereinigten Heeres unterliegend, mußten die Franzosen sich am 21. Juni ergeben. Sie wurden als Gefangene nach Rußland geführt. Bald wurde dann auch die Festung Weichselmünde genommen. Da entfloh Stanislaus verkleidet aus Danzig und gelangte nach manchen Fährnissen bis Königsberg, wo Friedrich Wilhelm ihn gastlich aufnehmen ließ, ungeachtet die russische Kaiserin unter Kriegsdrohungen die Auslieferung des Flüchtlings verlangte und eine Belohnung von 10,000 Gulden auf seinen Kopf setzte. Selbst durch den dringenden Rath des Kaisers, welcher zur Nachgiebigkeit mahnte, ließ der König sich nicht irre machen, und als August der Dritte zur Unterstützung des Ausweisungsgesuchs eine Anzahl von langen Soldaten zum Geschenke bot, so versagte sogar dies sonst untrügliche Bestechungsmittel jetzt seine Wirkung auf die biedere Gesinnung des gastfreundlichen Monarchen, der für den vertriebenen Stanislaus eine große persönliche Zuneigung gefaßt hatte.

Die Uebergabe Danzigs an die Russen war bereits am 9. Juli erfolgt, und nur unter harten Bedingungen konnte die Stadt ihre alten Freiheiten und die Rückgabe der Festung Weichselmünde gegen Zahlung einer Million von der russischen Kaiserin erlangen.

Der Krieg gegen Frankreich wurde im Jahre 1735

eben so lau und mit ebensowenig Erfolg weitergeführt, wie im Jahre vorher. Auch diesmal gab es unangenehme Verhandlungen mit dem Kaiser wegen der Winterquartiere, während bereits unter Hollands und Englands Vermittelung über den Frieden verhandelt wurde. Die Unterzeichnung der Präliminarien erfolgte zu Wien am 5. October. Stanislaus entsagte allen Ansprüchen auf den polnischen Thron. Er erhielt dafür auf Lebenszeit das Herzogthum Lothringen und das Fürstenthum Bar, während das Heimfallsrecht derselben den Franzosen vorbehalten wurde. Der Herzog von Lothringen sollte als Entschädigung Toscana erhalten, Neapel und Sardinien dem spanischen Infanten Don Carlos, und Parma und Piacenza dem Kaiser zufallen. Der andere Bundesgenosse Frankreichs, der König von Sardinien, wurde gleichfalls in Italien auf Kosten des Kaisers abgefunden, welcher das deutsche Reich zur Anerkennung dieser Bedingungen zu bewegen versprach.

Vom Könige von Preußen war gar keine Rede. Der Kaiser gab ihm nicht einmal Nachricht von dem Abschluß der Präliminarien. Es schien genug, wenn er als Kurfürst von Brandenburg zugezogen würde, als das Reich später diesen ruhmlosen Frieden zu genehmigen hatte. Auch von der Vermählung der Erzherzogin Maria Theresia mit dem Herzoge Franz von Lothringen in Berlin Anzeige zu machen hielt man nicht der Mühe werth, und Friedrich Wilhelm mußte erfahren, daß

weder seine unbegrenzte Ergebenheit gegen das Haus Oesterreich ihm irgend welchen Dank einbrachte, noch auch seine große, wohlgerüstete und wohleingeübte Armee im Stande war, dem hochmüthigen Kaiser nur soviel Rücksicht und Respect einzuflößen, daß er wenigstens die gewöhnlichen Formen der Höflichkeit beobachtet hätte. Von Erfüllung der auf Jülich und Berg bezüglichen, so oft und so feierlich wiederholten Versprechungen war erst gar nicht mehr die Rede. So mußten denn endlich dem mit solcher Rücksichtslosigkeit behandelten König die Augen aufgehen. „Der Kaiser tractirt mich und alle Reichsfürsten wie Schubjaks," rief er aus, „welches ich gewiß nicht um ihn verschuldet. Ich examinire mich immer, ob ich auch nur einen einzigen Gedanken gehabt, womit ich des Kaisers Interesse zu nahe getreten, allein ich mag mich prüfen wie ich will, so kann ich nichts finden. Um so eines von Mantelsack[1]) willen conjonirt man mich und notificirt mir nicht einmal die Mariage des Herzogs von Lothringen!" und so oft er später auf die Vernachlässigungen zu sprechen kam, welche er von Seiten Oesterreichs erdulden müssen, wurde er so ergrimmt, daß ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen. Da hat er denn einst, am 2. Mai[2])

1) So nannte er den König August III. von Polen. Förster II. 150.

2) Journal secret de Seckendorf p. 148. Et quoique le roi commence à se modérer beaucoup dans ses passions et

1736 in Gegenwart des Kronprinzen und vieler Generale auf seinen Sohn zeigend die merkwürdigen Worte gesprochen: „Hier steht Einer, der mich rächen wird."

Seit der Krankheit, von welcher Friedrich Wilhelm im Jahre 1734 wie durch ein Wunder errettet worden, blieb seine Kraft erschüttert. Die Wassersucht, an der er litt, brach stets von Neuem aus. Er trug den Keim des Todes in sich, obgleich die Kunst der Aerzte noch fünf Jahre lang im Stande war, sein Leben zu erhalten. An den großen politischen Ereignissen, welche in diese Zeit fallen, an den Kriegen der Türken gegen Rußland und Oesterreich, dem Kriege der Engländer gegen Spanien, so wie an den Streitigkeiten um das durch den Tod des letzten Regenten aus dem Hause Kettler erledigte Herzogthum Curland nahm er nur im Wege diplomatischer Unterhandlungen Theil, ohne dadurch irgend welche Vortheile für sich zu erlangen. Auch die jülich'sche Erbschaftssache rückte um keinen Schritt weiter. Alle Welt mischte sich in diesen unentwirrbaren Streit, den der Kaiser möglichst zu seinem Vortheile auszubeuten suchte, indem er jedesmal, wenn er Etwas in Berlin durchsetzen wollte, den Köder jener reichen Besitzungen hinhielt, mit dem festen Vorsatze,

---

dans ses discours, il ne peut pourtant pas modérer sa colère, quand il vient sur la négligence de la cour impériale à son égard, et les larmes lui viennent aux yeux de rage.

denselben doch niemals aus der Hand zu geben. Die staatsrechtlichen Abhandlungen der Gelehrten und die diplomatischen Noten, welche in dieser Jülich-Berg'schen Angelegenheit in Schrift verfaßt wurden, bilden eine eigne umfangreiche Literatur, und einmal war es nahe daran, daß Friedrich Wilhelm zum Schwerte greifen wollte, um den gordischen Knoten zu durchhauen. Er verstärkte die Besatzungen von Cleve und Wesel und hatte bereits einen förmlichen Plan für den Feldzug entworfen, in welchem er Jülich und Berg mit Waffengewalt zu erobern gedachte. Aber es kam auch diesmal nicht zur That.

Immer näher rückte der Augenblick, wo die Erbschaftsfrage zur Entscheidung kommen mußte. Der alte Pfalzgraf Karl Philipp war nun fast ein achtzigjähriger Greis, und im Herbst 1737 starb der einzige noch übrige seiner Brüder, der Bischof von Augsburg. Da nun Pfalz-Sulzbach seine Ansprüche mit ebensoviel Beharrlichkeit festhielt, wie der König von Preußen, so war Gefahr vorhanden, daß zwischen beiden ein Krieg ausbrechen könnte, dessen Folgen sich nicht berechnen ließen. Frankreich und der Kaiser sowohl als England und Holland hatten ein dringendes Interesse, zu verhindern, daß der europäische Friede von Neuem, und zwar wegen einer Frage gestört würde, die in ihren Augen von untergeordneter Bedeutung war. Namentlich mußten die Holländer und Franzosen lieber kleine ohnmächtige

Fürstenthümer, als einen größeren kriegerischen Staat an ihren Grenzen sehen und waren deshalb nicht geneigt, zu Preußens Gebietserweiterung mitzuwirken.

Um durch seinen persönlichen Einfluß vielleicht Holland und England günstiger zu stimmen, begab sich Friedrich Wilhelm im Juli 1738 zu dem Prinzen von Oranien, dem Schwiegersohn König Georg's von England, und er scheint auch die Erklärung erhalten zu haben, daß man nicht bewaffnet einschreiten würde, wenn Preußen nach dem Aussterben der Neuburger Linie das Herzogthum Jülich in Besitz nähme.

Frankreich und Oesterreich betrachteten diese Annäherung der Seemächte an Preußen wie einen Abfall von der gemeinschaftlichen Sache, und das Ende war, daß am 18. Januar 1739 zu Versailles ein Vertrag unterzeichnet wurde, in welchem Frankreich und Oesterreich die Erbschaft nach des Pfalzgrafen Tode vorläufig auf zwei Jahre dem Prinzen von Sulzbach zusagten und zu hindern versprachen, daß während dieser Zeit ein anderer Erbprätendent Besitz ergreife.

Dieser Vertrag, durch welchen der letzte Rest von Anhänglichkeit zerstört werden mußte, der sich in Friedrich Wilhelm's Herzen noch immer für den Kaiser erhalten hatte, blieb vorläufig ohne Wirksamkeit, denn der alte Kurfürst von der Pfalz überlebte den so viel jüngeren König von Preußen, und erst dessen großer Sohn sollte

den Oesterreichern klar machen, daß sie durch ihre Wortbrüchigkeit in der jülich'schen Angelegenheit zugleich das Recht verscherzt hätten, von Preußen die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction zu verlangen [1]).

Zu tief war seit fünfundzwanzig Jahren der Wunsch und die Hoffnung auf den Erwerb der jülich'schen Erbschaft mit Friedrich Wilhelm's ganzer Seele verwachsen, als daß er nicht bis zum letzten Augenblicke noch nach jedem Mittel hätte greifen sollen, um zum Ziele zu gelangen.

Da von keiner andern Seite mehr Etwas zu erwarten stand, so entschloß er sich mit der ganzen Richtung seines politischen Lebens zu brechen und in einem Bündnisse mit Frankreich Hilfe zu suchen [2]). Er, der auszuspeien pflegte, wenn ein Franzose in seine Nähe kam, ließ nun ganz im Stillen dem Minister Fleury Eröffnungen machen, auf welche dieser auch bereitwillig einging. Um allen Argwohn fern zu halten, wurden beiderseits die betreffenden Gesandten im Haag beauftragt, im Namen ihrer Höfe die wechselseitigen Erklärungen auszutauschen. Frankreich versprach zwar nicht das

---

1) Den Gang der Verhandlungen theilt Ranke mit. Neun Bücher I. 436.

2) Nach den Artikeln des geheimen Berliner Vertrages von 1728 sollte die Nichterfüllung der Versprechungen des einen Theils auch den andern Theil von allen Verpflichtungen entbinden.

ganze Herzogthum Berg, wohl aber einen Theil deſſelben dem Könige zu garantiren, und es wurde ſogar im Januar 1740 der Vorſchlag zu einem gegenſeitigen Vertheidigungsbündniß gemacht. Doch den König von Preußen ereilte der Tod, bevor dieſe Verhandlungen zum Abſchluß gediehen.

Daß die Politik ſeiner Regierung ſo geringe Erfolge haben mußte, iſt begreiflich genug. Friedrich Wilhelm's grade und heftige Gemüthsart war nicht für diplomatiſchen Verkehr gemacht. Wo er perſönlich mit fremden Fürſten unterhandelte, ließ er durch augenblickliche Stimmungen ſich oftmals zu Verſprechungen und Zugeſtändniſſen verleiten, die ihn ſpäter gereuten, und ebenſo oft hinderte ihn ein angebornes übergroßes Mißtrauen gegen Andere, von den vortheilhaften Anerbietungen und Gelegenheiten, die ihm entgegengebracht wurden, rechtzeitig Gebrauch zu machen. Und was das Schlimmſte war, man fürchtete ihn nicht. Keiner ſeiner Nachbarn traute ihm zu, daß er die theueren langen Soldaten, die er mit der zärtlichen Liebe eines Raritätenſammlers ſich verſchafft hatte, einer ernſten Gefahr ausſetzen würde. Ja man hielt die große prächtige Armee nicht einmal für kriegstüchtig und war überzeugt, daß die zu einem großen Theile durch Liſt und Gewalt wider ihren Willen zuſammengebrachten Truppen auseinander laufen würden, wenn es zum Treffen

käme. Der König, der dies recht gut selbst wüßte, zöge darum auch jedesmal zurück, wenn man ihm mit einer ernsten Drohung entgegenträte [1]). Zwar lag die Zeit nicht mehr fern, wo es offenbar werden sollte, wie falsch man die preußische Armee beurtheilte. Für jetzt aber verstanden es Oesterreich, England und Frankreich meisterhaft, Friedrich Wilhelm's Schwächen und Leidenschaften als Waffen gegen ihn selbst zu gebrauchen und ihn nicht zum Bewußtsein der Mittel kommen zu lassen, über die er gebieten konnte. Wenn ihm auch zuweilen der Gedanke vor die Seele trat, welchen hervorragenden Platz ein König von Preußen, im Besitz seines kriegsgerüsteten Heeres und seines gefüllten Schatzes, im Rathe der europäischen Mächte einnehmen müßte, so fehlte es ihm doch an der staatsmännischen Kühnheit und Beharrlichkeit, um sich an diesen Platz zu stellen und denselben zu behaupten.

Er hatte alle Mittel und Wege zu künftiger Größe bereitet, kräftig und voll waren die Glieder des Staates gefügt und gebildet, aber dennoch glichen die Gestalten, die unter seinem strengen Scepter sich bewegten, gewissermaßen jenen äginetischen Fechtern, deren vollendete Formenschönheit noch leblos erscheint, weil der beseе-

---

[1]) In diesem Sinne spricht sich z. B. der Fürstbischof von Würzburg gegen Seckendorf aus. Journal secret p. 127.

lende Hauch nicht über sie gekommen ist, welcher zu geistvollem Handeln befähigt. Erst seinem Sohne und Erben war es vorbehalten, die halbschlummernden Kräfte zu wecken.

Zehntes Kapitel.

Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's I.

Der König gehörte zu den Naturen, die nur da zur vollen Geltung gelangen, wo sie unbedingt befehlen dürfen. Sobald er genöthigt war, auf Andere Rücksicht zu nehmen und sich zu fügen, kam er in Verwirrung und zeigte sich schwankend und unentschlossen. Dagegen war die Verwaltung des Staates im Innern, wo ihm Niemand drein reden durfte, recht eigentlich sein Element. Schon als Kronprinz hatte er klar erkannt, wie der Schaden zu ersetzen wäre, den seines Vaters planlose verschwenderische Wirthschaft dem Lande zugefügt, und wir wissen, wie er sich von dem Augenblicke an, wo Friedrich I. die Augen schloß, mit bitterstem Ernste an's Werk machte.

Sein Haus, sein Hof, das ganze Land wurde rein gefegt von dem Wuste unnützen Plunders. Die gesammte Welt sollte sich neu gestalten nach seinem solda-

tischen Ebenbilde. Nur auf Commando durften die Menschen sich regen, unbedingt sollten sie gehorchen, wie der Mann in Reih' und Glied. Kein fremder Wille wurde geduldet, und schon die schüchterne Einrede betrachtete er oftmals als Empörung und Aufruhr. Ohne Rücksicht auf fremdes Behagen, ja ohne Rücksicht auf fremdes Recht verfolgte er seine Zwecke, befriedigte er seine Launen im Bewußtsein unbegrenzter Herrschermacht und Herrscherpflicht. Land und Leute wurden in seiner Hand zu dem gefügigen Stoffe, aus dem er sein Kunstwerk bildete, und so unmittelbar ist die große Arbeit seines Lebens aus der Persönlichkeit des Königs hervorgegangen, so fest hat er das Gepräge seines eigensten Geistes dem Staate aufgedrückt, daß wir vor allen Dingen ihn selbst, den Mann und Herrscher kennen müssen, um seine Schöpfung zu begreifen.

Verschiedener ist wohl selten ein Fürst beurtheilt worden, als Friedrich Wilhelm I. Verdammende und lobpreisende Stimmen tönen durcheinander [1]). Für einen halbwahnsinnigen Tyrannen erklären ihn die Einen, für den genialen Beglücker seines Volkes die

---

1) Macaulay's Essais. Carlyle Frederik the great. Häußer und v. Sybel's Zeitschrift I. 43. Morgenstern über Friedr. W. I. (1793 erschienen). Faßmann, Leben und Thaten Friderici Wilhelmi 1735 (anonym). Memoires de la Margrave de Baireuth. Neue Ausgabe Braunschweig 1845.

Andern. Jedem Lande wünscht Carlyle alle fünfhundert Jahre einen Herrscher wie diesen. Von gleichzeitigen Schriftstellern sind es besonders die beiden gelehrten Hofnarren, Morgenstern und Faßmann, denen wir umständliche Nachrichten über den Charakter und das Privatleben des Königs verdanken. Beide äußern sich sehr vorsichtig und verbergen unter dem Scheine tiefster Devotion oft nur sehr schlecht ihren ingrimmigen Hohn.

Grumbkow und Seckendorf, die beiden kalten Verstandesmenschen, die der König vor allen Andern liebte, und denen er seine geheimsten Gedanken anvertraute, sprechen in ihrem Briefwechsel [1]) fast immer verächtlich von dem Herrn, den sie wie ein Paar böse Genien auf Schritt und Tritt begleiten. Vor Allem lehrreich aber bleiben die Aufzeichnungen der eigenen Tochter des Königs, der Markgräfin von Baireuth, die in bittersten Worten dem Schmerz über ein tyrannisch-zerstörtes Lebensglück Luft macht [2]).

Endlich sind noch die zwölf Sammlungen von

---

1) Von Förster im Meuselwitzer Archive entdeckt und in seinem Friedrich Wilhelm I. zum großen Theil veröffentlicht.

2) Es ist jetzt Mode geworden, diese unglückliche Fürstin für eine herzlose Tochter zu erklären, welche die edle Natur des Vaters nicht verstehen konnte. Wir werden sehen, ob sie Ursache hatte, ihren Vater zu lieben und zu ehren. Auch hat sie gewiß nicht für die Oeffentlichkeit, sondern ursprünglich nur für ihren vertrauten Rathgeber und Arzt, Dr. Superville, geschrieben.

Charakterzügen Friedrich Wilhelm's zu erwähnen, deren Verfasser Beneckendorf ein Beamter des Königs war, einer jener strengen und steifen, an unbedingten Gehorsam gewöhnten Friedrich Wilhelmsmänner. Aus seinen Büchern kann man lernen, wie die Dinge in jenen Tagen von den Bessern im Volke angesehen wurden.

Genauer noch als durch die Gesammtheit aller dieser Nachrichten lernt man den König aus den zahllosen von ihm erlassenen Gesetzen, Cabinetsordres und eigenhändigen Noten kennen, welche unmittelbarer, als das bei andern Monarchen der Fall ist, seinen innersten Menschen wahr und offen widerspiegeln. Das Lebensbild, welches wir aus diesen Quellen empfangen, vergegenwärtigt uns die ganze geistige und leibliche Erscheinung Friedrich Wilhelm's mit großer Anschaulichkeit.

Gute Portraits von ihm sind selten, weil er zu sparsam war, um viel Geld an die Maler zu geben. Auch das Gepräge der Münzen des Königs ist unkünstlerisch. Ueberdies wurden in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Bildnisse nicht mit der heutzutage üblichen Treue nach Tracht und Haltung dargestellt, sondern man verallgemeinerte die Erscheinungen und gab den Männern womöglich das Ansehen griechischer und römischer Helden, den Frauen einen schmachtenden, schäfermäßigen Ausdruck.

Die Erscheinung des Königs in jüngern Jahren

haben wir bereits geschildert. Seine kräftige mittelgroße Figur machte den Eindruck von unverwüstlicher Gesundheit und Lebenslust, bis eine allmählich zu übermäßiger Dicke sich steigernde Wohlbeleibtheit ihn unförmlich, kurz und breit erscheinen ließ. Zwei Ellen weit [1]) war seine Weste, und er wog gegen das Ende seines Lebens fast drei Centner.

Durch übergroße Strapazen auf Reisen und bei den Porforcejagden, so wie durch die Menge von schwerverdaulichen Speisen, die er täglich zu genießen liebte, untergrub der König seine eisenfeste Gesundheit vor der Zeit. Gichtanfälle verursachten oft die heftigsten Schmerzen und hatten die Krankheit im Gefolge, der er im zweiundfünfzigsten Jahre seines Alters erlag.

Die Hofkleidung mit der großen französischen Perrücke trug Friedrich Wilhelm zum letzten Male bei dem Leichenbegängniß seines Vaters. Seitdem erschien er stets in einfachstem Anzuge aus groben Stoffen und in den letzten zwanzig Jahren in der Uniform seines Grenadierregiments, außer auf Reisen und bei Besuchen fremder Fürsten, wo er sich nach französischer Mode kleidete.

---

[1]) Morgenstern sagt vier Fuß. Aus diesen sind durch ein Versehen bei Förster vier Ellen geworden, was dann in den meisten Geschichten nachgeschrieben ist. Von des Königs Gewicht geben die Protokolle Zeugniß, die jedes Jahr in Wusterhausen aufgenommen wurden, wo er sich und die Jagdgenossen wiegen ließ.

Alles mußte knapp und eng am Leibe schließen. Leinene Gamaschen mit kupfernen Knöpfen und breiten Schuhen bildeten die Fußbekleidung, wenn er nicht in Reiterstiefeln zu Pferde saß. Ein kleiner dreieckiger Hut, der Degen und ein spanisches Rohr oder ein gewichtiger Stock von büchenem Holze, zu ernstlichem Gebrauche oft genug verwendet, gehörten ebenfalls zur Toilette.

Des Königs gesammte Erscheinung war durch peinliche Sauberkeit ausgezeichnet, entsprechend der unbefleckten sittlichen Reinheit und Keuschheit, die er mit Bewußtsein, oft mit Selbstüberwindung durch sein ganzes Leben bewahrte und mit gerechtem Stolze sich dessen rühmte. Denn eheliche Treue auf dem Throne war vor hundert Jahren wo möglich noch seltener als heutzutage.

Zu einer Zeit, wo in Frankreich der Regent und nach ihm Ludwig XV. sich im Kothe der Gemeinheit wälzten, wo unter gefälligen Formen in dem galanten Sachsen die unsauberste Maitressenwirthschaft an der Tagesordnung war, und in England und Hannover die ehebrecherischen Liebschaften der Könige mit langweiliger Steifheit betrieben wurden, wo der große Czaar Peter sich mit einer sonst nur den Thieren eigenen Unbefangenheit allen Begierden offen hingab, da stellte Friedrich Wilhelm seinen reinen Lebenswandel wie eine feste Säule in diesen Schlamm als Halt-

und Richtepunkt für die verſinkende Sittlichkeit der Zeitgenoſſen.

So tief war die leidenſchaftliche Liebe zu äußerer und innerer Reinheit ſeinem ganzen Leben eingeprägt, daß jedes Stäubchen, jeder Fleck ihn auf's Unangenehmſte berührte. Holländiſche Kaſtellane ſtellte er in den Schlöſſern an, ihre heimathliche Sauberkeit daſelbſt zu bethätigen. Alle gepolſterten Sitze verbannte er aus den Wohnſtuben und führte hölzerne Stühle und Bänke ein, die ſich gründlicher ſcheuern ließen. Unzählige Male wuſch er täglich die Hände, wobei er ſich ebenfalls eines hölzernen blendend weißen Waſchgefäßes bediente. Um beim Schreiben die ſorgfältig geſchonten Kleider nicht zu beflecken, zog er leinene Ueberärmel an und band ſogar eine Schürze vor. Dieſe ſtrenge Peinlichkeit fand natürlich viele Nachahmung bei den Beamten und im Volke und war ſo von heilſamſter Wirkung. Der bekannte Ordensrath König [1]) erzählt, daß ein alter Rentmeiſter, den er noch gekannt, jeden Morgen, wenn derſelbe auf der Kaſſe erſchien, ſeine Schuhe aus- und dagegen Pantoffeln anzog, die Perrücke ablegte und eine weiße Mütze aufſetzte, dann die Vorlegeärmel befeſtigte und alſo, nachdem er zuvor einen Geſang aus der Porſt'ſchen Liederſammlung geleſen hatte, zur Arbeit ſchritt.

---

[1]) Hiſtoriſche Schilderung von Berlin IV. II. 261.

Wie steht da mit einem Schlage diese ganze sogenannte gute alte Zeit vor uns. Aber wir wollen sie nicht zurückwünschen, diese gute alte Zeit, sondern Gott danken, daß an die Stelle frommer Ergebung, mit der unsere Voreltern sich das Joch einer unerträglichen Tyrannei aufbürden ließen, nunmehr das berechtigte Streben nach freier Selbstbestimmung des Einzelnen getreten ist.

Allerdings war leidende Frömmigkeit von selbst geboten, so lange Fürsten und Völker gleichmäßig der Ueberzeugung lebten, daß Gott durch einen besonderen Willensact die Einen zu Herren, die Andern zu gehorchenden Knechten erschaffen. Da hatte der König ebensoviel Ursache, Gott für die ihm verliehene Macht zu danken, als das Volk darauf angewiesen war, sich in willenloser Unmündigkeit einer höheren Leitung hinzugeben.

Des Königs Frömmigkeit stand in voller Uebereinstimmung mit seinem sonstigen Wesen. Wie er den Menschen unbedingt gebieten wollte und blinden Gehorsam verlangte, so hielt er sich auf der anderen Seite zu ebenso blindem Gehorsam gegen Gottes Gebote verpflichtet. Er legte sich aber diese Gebote und nicht minder die Glaubenssätze seines Bekenntnisses in eigenthümlicher Weise zurecht. Obgleich der reformirten Confession angehörend, hielt er sich deshalb doch nicht für verpflichtet, alle Lehren Calvin's zu billigen. Na-

mentlich die Ansicht desselben von der Vorherbestimmung war ihm anstößig; denn konnte nicht jeder Verbrecher mit mangelnder Willensfreiheit sich entschuldigen? und wie sollte man diejenigen strafen, deren volle Zurechnungsfähigkeit aufgehoben schien? Ja was noch schlimmer, was gradezu entsetzlich war, konnte nicht einer seiner langen Grenadiere sich auf die Prädestination berufen, wenn er davonlief? Zu Feldpredigern wurden deshalb ausschließlich lutherische Geistliche bestellt.

Aber noch in anderer Beziehung wich der König von der Dogmatik seiner Glaubensverwandten ab und erklärte gradezu und unumwunden die beiden protestantischen Bekenntnisse für eins und dasselbe und die Unterscheidungen zwischen Lutheranern und Reformirten für Erfindung zänkischer Pfaffen. Deshalb wollte er auch die äußere Form des Gottesdienstes bei beiden Confessionen in möglichste Uebereinstimmung bringen. Nebenbei widerstrebte es seinem soldatischen Sinne, daß die Geistlichen nicht mit einander Tritt halten wollten. Er setzte die Dauer der Predigten auf eine Stunde fest. Wer länger auf der Kanzel blieb, mußte zwei Thaler Strafe zahlen[1]). Für die nach dem Brande neuerbaute Petrikirche in Berlin schrieb er eine vereinfachte

[1]) Verordnung vom 18. Dezember 1714. Mylius I. I. 89.

Liturgie vor, welche später überall in der Mark und im Magdeburgiſchen eingeführt wurde. Die Geiſtlichen erhoben ein großes Geſchrei darüber, aber der König kehrte ſich nicht daran, ſondern drohte die widerſprechenden abzuſetzen. Der Paſtor Braun zu Prieſen, der ein ſehr energiſches Votum gegen die Neuerung abgegeben hatte, wurde ſogleich caſſirt [1]). Wie ſehr der König davon überzeugt war, daß es auf wahre Frömmigkeit und nicht auf kirchliche Formen ankomme, das hat er einmal mit bewundernswürdiger Klarheit ausgeſprochen, als der ſonſt von ihm hochverehrte Propſt Rolof wegen „unüberwindlichen Schwierigkeiten in ſeinem Gemüthe" ſich weigerte, in der Kirche zu Friedrichfelde abwechſelnd lutheriſch und reformirt predigen zu laſſen. Eigenhändig ſchrieb Friedrich Wilhelm unter den von Amtswegen deshalb ergehenden Beſcheid die folgenden merkwürdigen Worte: [2]) „— — ich halte Euer Einwenden nur vor Poſſen. Der Unterſchied zwiſchen unſern beiden evangeliſchen Religionen iſt wahrlich ein Pfaffengezänk. Denn äußerlich iſt ein großer Unterſchied, wenn man es examiniret, ſo iſt es derſelbige Glaube in allen Stücken, ſowohl der Gnadenmahl, als

---

[1]) Faßmann II. 747. Bei Mylius nicht abgedruckt. Die zum Theil recht intereſſanten Vota der Geiſtlichkeit bei Faßmann ebendaſelbſt. [2]) Förſter II. 339.

heilige Abendmahl, nur auf der Kanzel da machen sie eine sauce, eine saurer als die andere. — — Was aber wahrhaft geistliche Prediger sind, die sagen, daß man sich einer den andern soll dulden und nur Christi Ruhm vermehren. Die werden gewiß selig — — aber es wird nicht heißen: Bist du lutherisch oder bist du reformirt? Es wird heißen: hast du meine Gebote gehalten, und nicht: bist du ein guter Disputator gewesen? Es wird heißen: weg mit die letzten in's Feuer zum Teufel; die meine Gebote gehalten, kommt zu mir in mein Reich! — —"

Diese Gesinnung entspricht durchaus der Richtung, welche der große Kurfürst dem hohenzollern'schen Hause auf dem Gebiete der Religion vorgezeichnet hatte. Auch er wollte sich nicht reformirt oder lutherisch, sondern evangelisch nennen und betheuerte unter Thränen, daß er sich aus der Gemeinschaft der augsburgischen Confessionsverwandten nicht verdrängen lasse. Gleich seinem Ahnherrn fühlte auch Friedrich Wilhelm I. den Beruf und die Verpflichtung, aller Orten ein Schirmherr der unterdrückten Protestanten zu sein und sich ihrer mit Rath und That anzunehmen, soweit seine Macht reichte.

Ein frommer König zu sein und zu heißen war sein Stolz. Frömmelei aber und alles Sectenwesen widerstrebten seinem gesunden Verstande und seiner graden Gesinnung. „Laßt nur die Betstunden unterwegs, das

ist lauter Heuchelei, davon halte ich Nichts!" sagte er zu dem berühmten Johann Jakob Moser [1]).

Die vielen damals auftauchenden zum Theil halbverrückten Schwärmer, die Gichtelianer und dergleichen Leute, behandelte er auf die einzig richtige Art. Er ließ sie gewähren. Als der Generalfiscal ihm Briefe und Bücher derselben, die er confiscirt hatte, im Auszuge vorlegte, antwortete der König: „Das wären lauter mystische dunkle Sachen, davon die Eingenommenen doch nicht abzubringen wären, die aber Andere nicht verstehen könnten. Man sollte ihnen nur die Schriften zurückgeben."

Merkwürdiger Weise aber hat Friedrich Wilhelm mehr als einmal während seines Lebens starke pietistische, tief melancholische Anwandlungen gehabt, und zwar in so hohem Grade, daß man für seinen Verstand besorgt wurde. Die Furcht vor dem Teufel, an dessen persönliche Existenz er eben so fest glaubte, wie an die Persönlichkeit Gottes, gewann dann große Macht über sein Gemüth. Er sang und betete viel und beschäftigte sich mit dem Plane, die Regierung niederzulegen und als einfacher Edelmann in Holland zu leben: denn, wie seltsam das klingt, er hielt sich in der That für einen

---

[1]) Nicht auf Böhmer in Halle bezieht sich diese Aeußerung, wie Stenzel 479 irrthümlich annimmt. Vergl. Charakterzüge VIII. p. 65.

guten Republikaner, deſſen einfache Lebensgewohnheiten beſſer für einen Privatmann als für einen Monarchen paßten [1]). Doch waren das nur nervöſe Verſtimmungen, die bei ſeiner leidenſchaftlichen Ueberreizung, bei ſeinen unerhörten körperlichen Anſtrengungen und dem übermäßigen Speiſegenuß, dem er ſich alsdann hingab, ſehr erklärlich ſind. Auch gingen die Anfälle ſchnell vorüber. Eine Vergnügungsreiſe nach Dresden, zu der man ihn beredete, that bei ſolcher Gelegenheit vortreffliche Wirkung, und die alte muntere Lebensluſt kehrte bald zurück. Einen beſonders ſchweren Anfall von tiefer Melancholie erlitt der König im Jahre 1717, als der Ungar Clement, einer jener intriguanten Abenteurer, an denen das achtzehnte Jahrhundert ſo reich war, den ſchon von Natur zum Mißtrauen ſehr geneigten Monarchen überredet hatte, es beſtehe eine große Verſchwörung der Höfe von Wien und Dresden, welche nichts Geringeres beabſichtige, als ſich der Perſon des Königs zu bemächtigen, denſelben gefangen zu halten und den Kronprinzen katholiſch erziehen zu laſſen. Der Fürſt von Deſſau und Grumbkow wären im Geheimniß. Der König glaubte ſich von allen ſeinen Umgebungen verrathen. Er ſchloß ſich in ſein Zimmer ein,

---

1) Was Morgenſtern darüber p. 211 mittheilt, iſt zu ausführlich und zu ſehr im Charakter des Königs, als daß es erfunden ſein könnte.

Niemandem war der Zutritt gestattet. Stets hatte er geladene Pistolen bei sich, Nachts sogar unter dem Kopfkissen, um sich bei dem befürchteten Ueberfall vertheidigen zu können. Nur mit Clement hatte er an entlegenen Orten heimliche Zusammenkünfte. Durch täuschend gefälschte Briefe des Prinzen Eugen und anderer Personen wurde die Ueberzeugung von der großen Gefahr, aus der der Betrüger ihn retten wollte, immer mehr befestigt, und der Gram und die Schwermuth des Königs erreichten eine solche Höhe, daß die Königin und der ganze Hof, welche die Ursachen dieser seltsamen Verstimmung nicht kannten, den Monarchen für wahnsinnig hielten. Endlich faßte Leopold von Dessau den Entschluß, trotz des Verbots zum Könige zu dringen und denselben zum Geständniß dessen zu bewegen, was ihn bedrückte. Nun war der Zauber gebrochen. Die Wahrheit kam bald an den Tag, der Betrüger wurde vollständig entlarvt und nebst einigen Mitschuldigen am 18. April 1720 grausam hingerichtet. Den König schmerzte das tief, weil er den schlauen Betrüger wahrhaft lieb gewonnen hatte. „Könnte ich Dich retten," sagte er kurz vor dessen Ende zu ihm, „so machte ich Dich zum geheimen Rathe, so aber muß ich Dich rädern lassen" [1]).

---

[1]) Varnhagen, Preußische biogr. Denkmale I. 271, wo der ganze Hergang sehr ausführlich zusammengestellt ist.

In gesunden Tagen wohnte er regelmäßig dem Gottesdienste bei, in Berlin sowohl wie auf Reisen, und zwar hörte er die lutherischen Prediger noch lieber als die reformirten, die er tadelte, weil sie nicht so einfach und erbaulich zu reden verständen wie jene.

Gegen Andersgläubige war er im Ganzen sehr duldsam. Den Katholiken gestattete er Bürger und Meister zu werden und städtische Grundstücke zu erwerben, obgleich er in ziemlich derber Weise bei Tische und in Gesellschaft über ihre Gebräuche und ihren Heiligendienst zu spotten liebte[1]). Nur als Zwangsmaßregel schritt er mehrmals dazu, ihnen eine Kirche zu schließen, oder ein Klostergut mit Beschlag zu belegen, weil er dadurch am wirksamsten die Protestanten im Auslande gegen Bedrückungen ihrer katholischen Fürsten schützen konnte. Namentlich geschah dies gegen den Kurfürsten von der Pfalz, welcher 1719 den Protestanten ihre Kirche weggenommen, den Heidelberger Katechismus verboten und die evangelischen Schuhmacher gezwungen hatte, zu der Messe des heiligen Crispin beizutragen, welcher bekanntlich den Reichen das Leder stahl, um den Armen Schuhe daraus zu machen. Der König that die ein-

---

[1]) In der Instruction an die Lehrer seines Sohnes vom 13. August 1718 sagt der König: Wie denn ingleichen ihm auch vor die katholische Religion, als welche mit gutem Fug unter dieselben

dringlichsten Vorstellungen und bewog auch den König von England und den Landgrafen von Hessen, sich für die Sache zu verwenden. Als das Alles Nichts half, belegte er die Einkünfte der katholischen Geistlichkeit in Halberstadt und Minden mit Beschlag, worauf dann sehr schnell die Abstellung der Religionsbedrückungen in Heidelberg erfolgte.

Für die Juden hatte er die tiefste Verachtung. Sie waren in seinen Augen eine von Gott verfluchte Race, die es für Gnade ansehen mußten, daß man ihnen Leib und Leben ließe. In Berlin zwang er sie ihre Wohnungen zu räumen und den Soldaten zu überlassen, deren schmutzige, hinter der Stadtmauer belegene Baracken sie beziehen mußten. Er wollte ihnen sogar die alten Abzeichen an der Kleidung wieder aufzwingen, doch durften sie das noch durch 8000 Thaler abkaufen. Dessenungeachtet bediente er sich ihrer als Lieferanten und auch in Münzgeschäften. Als aber der Münzjude Veit bei seinem Tode mit 100,000 Reichsthaler im Rückstande geblieben war, befahl er der ganzen jüdischen Gemeinde, sich in der Synagoge zu versammeln, wo ihr

---

(Irrungen und Secten) gerechnet werden kann, soviel als immer möglich ein Abscheu zu machen, und deren Ungrund und Absurdität ihm vor Augen zu legen. Preuß, Friedrich des Großen Jugend. 18.

Oberrabiner in Gegenwart des Oberhofpredigers Jablonski sie alle in den großen Bann thun mußte [1]). Im Publikum scheint man dies Verfahren nicht nur gebilligt, sondern auch sehr großmüthig gefunden zu haben, denn Buchholz setzt an der unten angeführten Stelle hinzu: Ein anderer Fürst hätte sie vielleicht alle miteinander aus dem Lande gejagt und sich aus ihren Gütern bezahlt gemacht. Am meisten kränkte es die Juden, daß sie gezwungen wurden, einen Theil der wilden Schweine zu kaufen, die der König auf seinen Jagden erlegte. Alle Bitten und Vorstellungen blieben fruchtlos.

Der König glaubte bei solchem Verfahren in keiner Weise die Gebote der christlichen Liebe zu übertreten, weil dieselbe sich auf ein gottverfluchtes Volk überhaupt nicht erstrecke. Denn niemals hätte er sich mit Bewußtsein über eine von ihm erkannte Vorschrift der Religion hinweggesetzt. Ebenso streng gegen sich selbst wie gegen Andere, hielt er namentlich die Befolgung des sechsten Gebotes für die höchste und heiligste Pflicht des Christen. Die Bewahrung der Keuschheit hatte in seinen Augen eine solche Bedeutung, daß er noch auf dem Todtenbette

1) Das geschah am 15. August 1721. Buchholz, der die Geschichte erzählt, fügt hinzu: Mit der Zeit wurden sie wieder ausgesöhnt, und ohne Zweifel rechtfertigten sie sich bei dem König durch eine (baare?) Genugthuung für ihre Sünden. Buchholz V. 161.

sich nicht für einen Sünder halten wollte, weil er ja niemals die Ehe gebrochen. Dadurch allein glaubte er der göttlichen Gnade und der ewigen Seligkeit versichert zu sein. Und wahrlich, ein Monarch, welcher geistige und leibliche Reinheit so hoch hielt, wie dieser, hat auf unsere volle Bewunderung gerechten Anspruch [1]).

Es versteht sich fast von selbst, daß ein Mann, den die Natur mit diesen Eigenschaften ausgestattet hatte, ein leidenschaftlicher Freund und Verehrer der strengsten Ordnung sein mußte. Und so verhielt es sich auch. Ordnung sollte herrschen, wohin er blickte. Vom Größten bis zum Kleinsten hatte jedes Ding seinen bestimmten Ort und seine feste Zeit. Ausgaben und Einnahmen mußten auf Heller und Pfennig stimmen, da durfte nichts Unklares mit unterlaufen. Nach seinem Sinne wäre es gewesen, wenn man den gesammten Staat wie ein Uhrwerk hätte aufziehen und in Gang halten können.

Diese Ordnungsliebe machte den König zum abgesagten Feinde aller Scheinmaßregeln, durch welche innere Schäden verdeckt und versteckt werden sollten. Nichts durfte auf dem Papiere stehen, was nicht in der

---

1) Leider ist das seltsame hierhergehörige Examen nicht mittheilbar, welches der König mit der Frau des Chirurgus Schoppe in Charlottenburg anstellte, um sich von der Rechtgläubigkeit ihres Mannes zu überzeugen. Charakterzüge VIII. 97.

That vorhanden war. Er duldete keines der Rechnungskunststücke, mittelst welcher Behörden ihre Einnahmen höher und ihre Ausgaben kleiner darzustellen wissen, und dem Regimentscommandeur wäre es schlecht ergangen, der einen einzigen Mann weniger in Reihe und Glied gehabt hätte, als in seinen Listen. Das erstreckte sich bis auf die geringfügigsten Dinge. Seine Majestät prügelte eigenhändig den Leibkoch, wenn er eine Mandel Eier mehr aufschrieb, als er verbrauchte. Seine Rechnungen sah er so genau durch, daß kein Mauerstein bei einem Bau seinem Scharfblick entging, und gewiß ist in der ganzen Armee kein Scheffel Hafer verfüttert worden, über den er nicht Beläge erhalten hätte.

Dieselbe pünktliche Ordnung mußte auch in Bezug auf die Zeit innegehalten werden. An dem festgesetzten Tage verlangte er die Rechnungsabschlüsse zu seiner Prüfung und gestattete keinerlei Entschuldigung für eine Verspätung, sondern cassirte ohne Weiteres den säumigen Beamten oder schickte ihn nach Spandau.

Mit so peinlicher Ordnung und Sauberkeit geht die Sparsamkeit von selber Hand in Hand, und diese Tugend trieb der König, seinem angebornen Hange folgend, sogar bis zum härtesten Geize. Geld ist die Losung! — schrieb er oft unter die Eingaben, wenn irgend ein Vorschlag nicht gewinnbringend erschien, und wer Geld von ihm verlangte, bekam mehr als einmal zur Antwort: Non habeo pecunia, denn auf vieles

Dekliniren ließ er sich nicht ein. Aus Geiz bezahlte er seine Beamten so schlecht, daß sie nicht leben konnten, und von selbst darauf hingewiesen waren, sich durch Bedrückung der Unterthanen Geld zu verschaffen, was ihnen freilich schlimm bekam, wenn der König Etwas davon erfuhr. Auch die allgemeine Bestechlichkeit am preußischen Hofe, deren wir Erwähnung gethan, war eine Folge der Geldbedürftigkeit, von welcher selbst die Gesandten und Minister Friedrich Wilhelm's häufig bedrückt wurden, und zu einer Zeit, wo z. B. die Richter zum großen Theil auf den Ertrag der Sporteln angewiesen waren, lag die Gefahr der Bestechlichkeit um so näher. Daß der König diesem Uebel nicht durch angemessene Besoldungen zu steuern suchte, kann man ihm kaum zum Vorwurfe machen, denn es war eben in dieser Beziehung nirgends besser bestellt.

Dagegen muß man es ihm zum höchsten Lobe nachsagen, daß, wie sehr er auch das baare Geld liebte und wie ungern er sich von demselben trennte, er dennoch stets ohne Weiteres die größten Summen bewilligte, sobald er überzeugt war, das Capital gut angelegt zu haben und in Zukunft gute Zinsen davon zu erhalten. Wir werden sehen, wie er überall mit vollen Händen gab, wo es sich um wirkliche fruchtbringende Verbesserungen des Landes handelte, wenn es galt, unbewohnbare Sumpfgegenden durch Gräben zu entwässern, Brücken und Canäle zu bauen, verödete Landstriche mit An-

ſiedlern zu bevölkern und in blühende Gefilde zu verwandeln.

Auch bei dem Bau von Kirchen und Schulen geizte er nicht, ſondern betrachtete das dafür verwendete Geld gewiſſermaßen als ein Darlehen an den lieben Gott, deſſen zeitlicher und ewiger Segen dafür nicht ausbleiben würde.. Nach der unverhofften Geneſung von ſchwerer Krankheit im Jahre 1734 bethätigte er durch reiche Spenden an wohlthätige Anſtalten dem Allmächtigen ſeine Dankbarkeit, und ſogar die tief verachtete Akademie der Wiſſenſchaften erhielt wegen ihres Einfluſſes auf die Arzneikunde, welche dem König das Leben gerettet, einige hundert, für ihn allerdings werthloſe, ſchön gebundene Bücher aus der königlichen Bibliothek und eine Anzahl von Muſcheln aus der Sammlung des großen Kurfürſten.

Freigebig war der König ferner gegen die Officiere in ſeiner Umgebung, wenn dieſelben ſich durch pünktlichen blinden Gehorſam ſeine Gunſt zu erhalten wußten. Viele von ihnen erhielten reiche Geldgeſchenke, oder es wurde ihnen ein heimgefallenes Lehngut gegeben, wozu es an Gelegenheiten nicht fehlte, weil die auf vier Augen ſtehenden Lehen von der allgemeinen Allodification ausgenommen waren.

Noch lieber aber beglückte der ſparſame Monarch ohne eigne Koſten ſeine Begünſtigten durch eine reiche Heirath mit irgend einer Erbtochter, wo er dann in

Person sich dem Geschäft des Freiwerbers gern unterzog, was einem Zuge von Gevatterhaftigkeit entsprach, der in seinem Charakter lag. Denn wie er schon als Knabe gern mit gemeinen Leuten verkehrte, so liebte er es bis an sein Ende, sich in die häuslichen und Familienangelegenheiten der Bürger zu mischen, und wo er im Vorübergehen aus einem Hause den Lärm von Zankenden und Streitenden vernahm, trat er ein und stiftete Frieden, mit guten Ermahnungen oder mit dem Stock, je nach der Gelegenheit. Handelte es sich um einen Ehezwist, so ließ er sich wohl von Mann und Frau die Hand darauf geben, daß sie künftig einträchtig leben wollten.

Um auf des Königs Geiz zurückzukommen, so äußerte sich dieser besonders in Beziehung auf die Haushaltungsbedürfnisse, für welche er eine verhältnißmäßig sehr geringe Summe ausgesetzt hatte, die unter keinen Umständen überschritten werden durfte. Da mußte denn an allen Ecken und Enden gespart werden, und obgleich er ein großer Freund von gutem Essen und Trinken war, so ging es doch an der Tafel oft so knapp her, daß die Schüsseln für die Untenansitzenden nicht ausreichten [1]). Zudem wurden für gewöhnlich nur die

[1]) Faßmann schildert zwar die königliche Tafel appetitlich genug, indessen muß man bei diesem närrischen Manne immer viel zwischen den Zeilen lesen, denn man merkt ihm an, daß ihm während

gröbſten Gerichte, Schweinefleiſch mit Kohl, Speck mit Erbſen oder Paſtinak und dergleichen aufgetragen, zum größten Mißbehagen für die königlichen Damen, worüber die Markgräfin von Baireuth ſich in komiſcher Verzweiflung äußert. Auch die Königin klagte dem engliſchen Geſandten, daß der ſtets zunehmende Geiz ihres Gemahls in Bezug auf das Eſſen nicht zu ertragen ſei. So ſehr war derſelbe auf Erſparungen in der Küche bedacht, daß er oftmals um die Mittagszeit bei Potsdamer und Berliner Bürgern eintrat, die Speiſen koſtete und nach dem Preis der einzelnen Gerichte fragte, um ſeine Köche beſſer controliren zu können. Kaldaunen für $1\frac{1}{2}$ Groſchen hatten ihm bei ſolcher Gelegenheit beſonders gut geſchmeckt und wurden auf die königliche Tafel befohlen. Als nun der Koch einen Thaler dafür anſetzte, erhielt er das zuviel Geforderte mit dem Rohrſtock ausbezahlt. Der König nahm es mit großem Danke an, wenn ſeine Officiere oder auch die Magiſträte und Bürger der Städte ſeiner Küchenkaſſe durch Geſchenke zu Hilfe kamen. Graf Schwerin ſchickte alljährlich ein gemäſtetes Kalb. Auch die ge-

---

der Arbeit des Königs Stock in Gedanken ſtets um die Ohren ſauſt. Wenn er alſo ſagt: (I. 861.) Alles iſt in ſolchem Ueberfluſſe, daß nicht allein Jeder ſo viel zu eſſen findet, wie er immer will, ſondern öfter auch noch ein gutes Theil von einem oder dem andern Gerichte übrig bleibt, ſo irrt man nicht, wenn man annimmt, daß es in der Regel ſehr knapp gereicht hat.

ringste Gabe wurde mit Dank angenommen, z. B. geräucherte Heringe vom Grafen Dönhof. Von den Bürgerfrauen in Berlin und Potsdam, die er als gute, reinliche Wirthinnen kannte, bat er sich selbst Schlachtschüsseln zum Geschenke aus, wenn im Hause ein Schwein geschlachtet wurde, und neben der loyalen Gesinnung der Geber war ihm auch der Werth der Gaben selbst sehr willkommen, weshalb auch niemals große Gegengeschenke erfolgten. Der Kaufmann Daum überschickte einmal ein Fäßchen Austern [1]), wofür dem Handlungsdiener, der sie bei Tafel überbrachte, vom Könige eigenhändig ein Biergeld von acht Groschen verabreicht wurde.

Se. Majestät aß viel und mit großer Hast und trank Mittags eine große Menge Rheinwein, bei besondern Gelegenheiten auch Ungarwein, aber selten mehr, als er vertragen konnte. Als ihm eines Mittags der alte Ungarwein sehr gut schmeckte, den er vom Kaiser zum Geschenk erhalten, da meinte er, das wäre ein glücklicher Mann, der alle Tage so ein Gläschen Wein trinken könnte.

Jede Mahlzeit wurde mit Gebet begonnen und beschlossen, und in den Zeiten, wo die pietistischen Anwandlungen über den König kamen, las er selbst mit seiner schwerverständlichen schnarrenden Stimme lange

[1]) Förster, Fr. W. I. Band I. p. 207.

Stücke aus Erbauungsbüchern bei Tafel vor, wodurch die Lachluſt des Kronprinzen und ſeiner ſpottſüchtigen Schweſter erregt wurde. Eine derbe Strafpredigt oder ein an den Kopf geworfener Teller gab ihnen dann den Zorn des Vaters zu erkennen.

Waren Gäſte geladen, oder kamen fremde Fürſtlichkeiten zum Beſuch, dann ging es allerdings verhältnißmäßig hoch her, aber die Mehrkoſten mußten gleich nachher durch doppelte Sparſamkeit wieder eingebracht werden. Dieſe Hofſchmauſereien waren überdies weit davon entfernt, einen ſehr üppigen Charakter anzunehmen, und z. B. über das Souper bei der Verlobung der Markgräfin von Baireuth äußerte ſich der engliſche Geſandte ſehr verächtlich [1]).

Zuweilen wurden Leckerbiſſen, namentlich Auſtern [2]) und Hummer, aus Hamburg verſchrieben. Der Kaufmann Deſtinon, des Königs Agent daſelbſt, erhielt mit

---

1) Raumer, Beiträge zur neuern Geſchichte III. I. 560.

2) In welchem Zuſtande übrigens bei dem damaligen Poſtenlaufe die Auſtern nach Berlin kamen', kann man ſich denken. Dennoch wurden ſchon unter dem großen Kurfürſten, wie die Acciſeordnungen erkennen laſſen, ſehr viel Auſtern in Berlin verſpeiſt. Wahrſcheinlich galten die Zeichen der Verweſung für Seegeſchmack, wie man ja an den ſüddeutſchen Höfen und in den großen Handelsſtädten, namentlich in Breslau, die Auſtern noch in den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts im ekelerregendſten Zuſtande als Leckerbiſſen verzehrte.

dem Dank für übersendete sechs große Taschenkrebse die folgende bekannte eigenhändige Anweisung des Königs: „gut, soll auch ein großen Kalbes Braten senden, der recht weis fleis hat, und wohll ein Backen (einpacken), das der Geschmack von der Matte sich mit in's fleis ziehe."

Wenn eins jener außerordentlichen Feste stattgefunden hatte, so wurden alle Sendungen aus Hamburg sofort verboten, bis die Küchenkasse wieder in's Gleichgewicht gebracht worden. Dem Könige war diese Art der Oekonomie so sehr zur zweiten Natur geworden, daß er dieselbe auch unter solchen Umständen fest hielt, wo man sonst an kleinliche Ersparnisse nicht zu denken pflegt. Als einst des Königs Lieblingssohn, Prinz Wilhelm, in Wusterhausen plötzlich erkrankte, wurden Boten über Boten zu Pferde nach dem Leibarzt Eller geschickt, der dann das Uebel für den Beginn einer gutartigen Pockenkrankheit erklärte. Der König hierüber in beste Laune versetzt, behielt den Arzt bei sich und befahl, denselben zu beköstigen und ihm täglich zwei Flaschen Duckſteiner Bier und freies Mittagbrot zu reichen, doch dürfte die Mahlzeit nicht mehr als sechs Groschen kosten [1]).

In der Seckendorf'schen Lebensbeschreibung, welche

---

[1]) Brief von Pöllnitz an den ehemalichen sächsischen Minister Graf Manteuffel. Versuch einer Lebensbeschreibung des Grafen Seckendorf. Anonym ohne Druckort 1794. Bnd. III. p. 356.

dieſe Anecdote enthält, findet ſich auch [1]) der Bericht des damals noch in ſächſiſchen Dienſten ſtehenden Grafen Manteuffel an Grumbkow über ein ihm zu Ehren 1731 vom Könige gegebenes Mittagsmahl. Man erhält dadurch ein ſo treues Bild von dem Weſen des Königs, wenn er in beſter Laune war, daß der Brief, obgleich ſchon ſonſt öfter abgedruckt, auch hier ſeine Stelle finden möge [2]).

Manteuffel ſchreibt am 30. April 1731 aus Parey:

Da mir geſtern bekannt wurde, daß der König von Preußen in der Nähe vorbeigekommen, um nach Schartau (einem Domainengute im Magdeburgiſchen) zu reiſen, ſo ſchickte ich meinen (Secretair?) Uechtritz mit einem Briefe an General Buddenbrock, um zu hören, ob es gerathen wäre, meine Aufwartung zu machen. Der König, der ſich in Wirthſchaftsangelegenheiten auf dem Hofe befand, traf meinen Boten daſelbſt und fragte nach deſſen Verrichtung. Als er von dem Briefe an Buddenbrock hörte, gingen Se. Majeſtät in Perſon, den General zu rufen, und nachdem er den Uechtritz in

---

1) P. 336 daſelbſt.

2) Die Seckendorf-Biographie hat vielen preußiſchen Geſchichts-Erzählern ſehr gute Dienſte geleiſtet, aber die wenigſten ſind dem Verfaſſer dafür dankbar geworden.

Der oben angeführte Brief iſt franzöſiſch geſchrieben, nur die Reden des Königs ſind deutſch und ſcheinen faſt wörtlich genau wiedergegeben zu ſein.

das Rauchzimmer geführt hatte, klopfte er ihm auf die Schulter und befahl, mir zu ſagen, daß ich herzlich willkommen wäre, wenn ich bei einem magdeburgiſchen Junker mit einer Schüſſel Erbſen und Speck vorlieb nehmen wollte. Demgemäß begab ich mich geſtern früh nach Schartau, wo ich Schlag elf Uhr eintraf. Ich fand die Herren von Buddenbrock, Bockum, von Möllendorf, den Obriſt Grafen Dohna, den Geheimrath Schulenburg, ſo wie den Erbauer der Feſtung Magdeburg, Obriſten Walrawe, und zwei Majors, die eben von der Jagd kamen und ihren Herrn erwarteten, der noch die Fährte des Wildprets verfolgte, — — aber nach einer Weile ſehr vergnügt eintraf, weil er einen Haſen, einen Faſanen und elf Rebhühner geſchoſſen hatte. Er begann mit vielen Entſchuldigungen wegen der ſchlechten Küche, die wir finden würden, fuhr ein Paar arme Supplikanten, die eine Bittſchrift überreichen wollten, ſehr ärgerlich an, lief dann in die Küche, wechſelte die Kleider und kam in dem Augenblick, wo man die Schüſſeln auftrug, in den Speiſeſaal. Der länglich viereckige Tiſch war weit ſaubrer ſervirt, als ich erwartet hatte. Allerdings ſtimmte das ſchöne, anſcheinend ganz neue Silbergeſchirr mit des Königs Chiffre nur ſchlecht mit den hörnenen Meſſern und Gabeln überein, indeſſen waren dieſelben ſpitz und ſcharf und thaten ſo gute Dienſte wie goldene. Nachdem der König mehrmals wiederholt hatte: „Hört man,

Kinderchens, Ihr müßt vorlieb nehmen," setzte er sich an das Ende der Tafel und wies mir den Platz zu seiner Linken an. Die Gänge wurden in zwei großen tiefen Schüsseln an beiden Seiten des Tisches aufgestellt. Zuerst kamen Erbsen und Pökelfleisch, dann zwei große unter der eignen Last zitternde Stücke Rindfleisch und schöne Karpfen mit Kirschsauce. Bei jedem Gerichte wurden Gesundheiten ausgebracht. Zuerst trank Buddenbrock auf das Wohl des Junkers von Schartau, und zwar mußte jedesmal ein sogenanntes Tönnchen geleert werden, welches fast ein Quart enthielt. Der König trank aus kleineren Gläsern, aber jedesmal ganz aus. Es kam dann treffliches Backwerk, schönes Wildprett aller Art, Hasen, Fasanen, Rebhühner und Birkhühner, und dann noch ein Gericht. Im Ganzen sieben, obgleich der König nur von sechsen wissen wollte. Der Rheinwein war excellent und wurde nicht gespart, da der Wirth uns versicherte, daß wir den Vorrath heut nicht austrinken würden. Nach den gewöhnlichen Gesundheiten ließ man alle brave Officiers und Soldaten leben, dann den König von Polen, von dem ich eben Se. Majestät gesprochen hatte. „Es ist doch ein braver Herr," sagte der König, „den ich von Herzen liebe und estimire. Gott vergebe es den Schurken, die ihn bisweilen verführen. Gott weiß, daß ich ihm meine Tage Nichts zuwider gethan habe, er wird sich auch schon wieder bekehren. Sag' Er, was meint Er dazu?"

Ich: „Ich habe noch nicht gehört, daß er gesündigt hat, also wird es auch keiner Bekehrung bedürfen.“ Der König: „Nu, Er will nicht sprechen, Er hat auch recht, ich verdenke es Ihm gar nicht, daß er seines alten Herrn Partei nimmt, aber Er weiß recht gut, wie es dar zugeht, und noch besser als ich, aber Du Teufel willst man nicht sprechen.“ — — Ich suchte das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen und sagte unter Anderm, daß ich nicht glaube, den polnischen Herrschaften Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben zu haben. Der König: „Das ist wahr, das weiß ich am besten. Wenn man die Blitzfranzosen nicht wären, es würde Alles gut gehen. Das Canaillenpack ist mir aber spinnefeind, und Ihm auch: Hört Er wohl? Aber ich schere mich nichts darum, ich halte es mit dem Kaiser und dem Reiche, hole sie der Teufel!“ — Dann trank er: Auf Germania teutscher Nation, ein Hundsfott der's nicht von Herzen meint! Darauf folgten noch wer weiß wie viele Gesundheiten, was jedoch nicht hinderte, daß nicht auch hie und da über ernste Gegenstände gesprochen wurde, z. B. über Landwirthschaft, über Stärke und Schwäche der Festungen, namentlich in Bezug auf Magdeburg, über Religion u. s. w. Dabei machte sich der König das Vergnügen, besonders Dohna und Walrawe, die einander nicht leiden können, in einen Streit zu verwickeln. — — Wir blieben vier Stunden lang bei Tische, und nachdem das Tafeltuch abgehoben war, saß man Tabak rauchend

noch bis neun Uhr beisammen. Dann kamen frische Heringe mit Zwiebeln und Gurken, später nochmals die Pfeife und endlich gute Nacht! so daß ich erst gegen Mitternacht nach Hause kam.

Soweit die Beschreibung einer der formlosen Schmausereien, bei denen der König sich am wohlsten fühlte, während jeder Etiquettenzwang ihm die Laune verdarb.

Sich ungezwungen gehen lassen war überhaupt seine Lust, aber auch zugleich die Quelle seines schlimmsten Fehlers, nämlich des vollständigen Mangels an Selbstbeherrschung. Bei jeder Gelegenheit, wo seinem Wunsche und Willen, oder auch nur irgend einem seiner Einfälle der geringste Widerstand entgegentrat, überließ er sich einer ungezügelten Leidenschaft, die ihn gar oft die größten Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten begehen ließ.

Von Natur zur Heftigkeit und zum Jähzorn geneigt, hatte Friedrich Wilhelm von Jugend auf der richtigen Leitung und Erziehung entbehrt, die ihn hätte zur Besonnenheit führen können. Wie er schon als Knabe seine Gespielen mißhandelte, so war bei zunehmendem Alter das Prügeln für ihn zu einer wahren Leidenschaft geworden; nicht etwa daß er bei gelegentlicher Aufwallung einen Hieb ausgetheilt hätte, sondern er prügelte recht von Herzen und aus Leibeskräften auf den Unglücklichen, der ihn grade gereizt hatte, so lange los, bis

er vor Ermattung aufhören mußte. Vor Hieben war Niemand ſicher, der in ſeine Nähe kam, mit alleiniger Ausnahme der Officiere[1]), die in ſeinen Augen höhere, faſt heilige Perſonen waren. Bei den eignen Kindern fing das an. Der Kronprinz und die Prinzeſſin Wilhelmine hatten den Stock und die Fußtritte des Vaters am häufigſten zu erdulden. Kein Staatsbeamter, kaum der hochgeſtellteſte, war vor ſeinem ſpaniſchen Rohre ſicher.

Die Mitglieder des Criminalcollegiums, welche ein vollkommen gerechtes[2]), ihm aber nicht einleuchtendes Strafurtheil gefällt hatten, beſchied er vor ſich und ſchlug dem Einen die Zähne aus, einigen Andern die Köpfe blutig und verfolgte die fliehende Schaar mit

---

1) Als er ſich einmal ſoweit vergaß, gegen einen Major vor der Front den Stock zu erheben, ſchoß dieſer ein Piſtol vor die Füße des Königs ab, dann mit einem zweiten Piſtol ſich ſelbſt vor den Kopf.

2) Charakterzüge VII. 32. Das Gericht hatte einen langen Musketier vom Regiment Dönhof, der mittelſt Einbruchs 6000 Rthlr. geſtohlen, nach den damals geltenden Geſetzen zum Tode verurtheilt. Dönhof, der ſeinen theuer bezahlten Rekruten nicht verlieren wollte, ſtellte vor, daß daſſelbe Gericht einen Beamten, der 30,000 Rthlr. unterſchlagen, nicht zum Tode, ſondern zum Zuchthaus verurtheilt hätte, was ganz in der Ordnung war, weil auf Unterſchlagung nicht Todesſtrafe ſtand. Dergleichen feine juriſtiſche Unterſcheidungen verſtand der König nicht, ſondern erklärte ſie für Advokatenkniffe.

seinem Stock bis an die Treppe des Schlosses. Wie immer verrauchte die Wuth aber auch diesmal ebenso schnell, als sie entstanden war, und die geprügelten Räthe blieben nach wie vor in Ehren und Würden. Seine Bedienten zu prügeln war ihm so sehr zum Bedürfniß geworden, daß, wenn ihn die Gicht hinderte den Stock zu handhaben, er sich Pistolen mit Salz geladen neben seinen Krankenstuhl legte und damit auf sie feuerte. Das kostete einem Laquaien ein Auge, und einem andern wurden die Beine jämmerlich verstümmelt. Bei Gelegenheit der Audienz des englischen Gesandten Hotham haben wir gesehen, wie der König sogar fremden Diplomaten gegenüber seine Heftigkeit nicht bemeistern konnte und dadurch seinem Hause unwiederbringlichen Schaden zufügte. Die Lust, sein Mißfallen jedesmal durch Thätlichkeiten zu bekunden, war so tief gewurzelt, daß er noch wenige Augenblicke vor seinem Tode bedauerte, ein Paar Stallknechte nicht durchprügeln zu können, welche einem Pferde nicht die richtige Chabracke aufgelegt hatten. Ein Adjutant mußte heruntergehen, die Execution zu vollziehen.

Es ist wahr, daß im achtzehnten Jahrhundert mehr geprügelt wurde, als heutzutage, und man beurtheilte dergleichen viel milder. Den Fürsten namentlich verzieh man solche Ausbrüche leicht. Peter der Große z. B. blieb ein von der ganzen Welt bewunderter und von seinen Unterthanen bis zur Anbetung verehrter

Monarch, ungeachtet er mit eigener Hand mehr als achtzig von seinen aufrührerischen Garden geköpft hatte, wie er denn überhaupt das Leben eines Menschen kaum höher achtete, als das eines Jagdhundes. Konnte doch am preußischen Hofe der König selbst beinahe milde und human erscheinen, wenn man ihn mit dem alten Dessauer verglich, der nicht blos in der Leidenschaft, sondern gar oft zu seiner und seiner Genossen Ergötzung die Unglücklichen, die ihm in den Wurf kamen, auf's Grausamste mißhandelte und ihre Klagen und Bitten verhöhnte.

Dessenungeachtet wurde Friedrich Wilhelm's Stockregiment doch auch von seinen Zeitgenossen schon in hohem Grade gemißbilligt, worüber zahlreiche Zeugnisse vorliegen.

Am preußischen Hofe konnten höchstens ein Paar Generale und Obristen sich wohl fühlen, allen andern Personen, sogar denen, die der König mit seiner höchsten Gunst beehrte, wurde der Aufenthalt in Berlin auf die Länge unerträglich. Grumbkow schreibt an Seckendorf: „Ich sehne den Tag herbei, wo ich von der Galeere loskommen kann, an die ich angeschmiedet bin;" und der jüngere Seckendorf äußert gegen den Bischof von Würzburg [1]), daß er lieber am Hofe des Großmoguls als in Berlin Gesandter sein möchte.

---

[1]) Journal secret de Seckendorf 126.

Das ist auch nicht zu verwundern, denn wo konnten Höflinge einen schwereren Stand haben, als bei einem Fürsten, der in guten Stunden sich harmlos gehen ließ, einen Jeden wie seines Gleichen behandelte und in der Freude an derben Späßen seine hohe Stellung zu vergessen schien, bis irgend ein unbedeutender Anlaß ihn zu Wuthausbrüchen reizte, bei denen Leib und Leben der Umgebenden in Gefahr gerieth.

Elftes Kapitel.

Tägliche Lebensweise des Königs. Vergnügungen.

Die eben besprochenen Eigenthümlichkeiten des Königs spiegelten sich in seiner täglichen Lebensweise wieder. Die Unterthanen, von denen er als Fürst und Herr den unbedingtesten Gehorsam verlangte, sollten zugleich den erlauchten Haus- und Familienvater auf dem Throne als ein Vorbild der Tugenden verehren, die er von ihnen forderte. Frömmigkeit, Fleiß und Sparsamkeit wollte er durch sein eignes Beispiel überall im Lande verbreiten. Unerbittliche Strenge gegen sich selbst und gegen Andere war auch hier die Regel.

Sehr früh des Morgens stand er auf. Nur wenig

Zeit erforderte der saubere Anzug und das Morgengebet, welches letztere jedoch an sehr geschäftigen Tagen ausfiel, wo dann das Zeichen, welches er täglich in Kreuzberger's Postille legte, nicht weiter rückte.

Im Sommer um fünf, im Winter um sieben Uhr erschienen bereits die Cabinetsräthe und Secretaire, die in seiner Gegenwart die versiegelt eingegangenen Schriften eröffneten. Die wichtigeren las er selbst durch und setzte, besonders in allen Geldsachen, seine bekannten kurzen, form- und stylosen, aber desto inhaltschwereren Randbemerkungen daneben. In den ersten Jahren schrieb er sehr viel eigenhändig, mit fast unleserlichen Zügen auf grobes graues Papier, denn auch darin wollte er seinen Behörden mit gutem Beispiel vorangehen, denen er verboten hatte, das theure feine Papier zu verschwenden, das oft mehr werth wäre, als die Sachen, die darauf ständen.

Zwei bis drei Stunden dauerte der Vortrag. Dann war Empfang der Minister und Officiere, die Mittheilungen zu machen oder Befehle entgegenzunehmen hatten. Um zehn Uhr ging es zur Parade. Die Truppen wurden regelmäßig zuerst vor, dann hinter dem Schlosse aufgestellt, und der König begab sich, um dieselben sowohl beim Aufmarsche als beim Abmarsche zu besichtigen, jedesmal zu Fuß durch die Schloßhöfe. Unterwegs nahm er Bittschriften entgegen, fragte auch wohl einige von den ihn dort erwartenden Leuten aus dem Volke

nach ihrem Begehren und behandelte dieselben, wie Faßmann sich ausdrückt, sehr verschieden, je nachdem er gut oder schlecht gelaunt oder, wie die Hofleute das nennen, gnädig oder ungnädig war. In letzterem Falle schlug er wohl einen Bittsteller ohne ihn anzuhören mit dem spanischen Rohr über's [1]) Gesicht, während er ein anderes Mal die Leute, besonders wenn es Soldaten waren, lange neben sich gehen und ihre Wünsche vortragen ließ. „Hat ein Soldat einen Prozeß, so muß ihm prompte Justiz widerfahren, und wenn auch seine Sache nur halb begründet ist, so behält er doch größtentheils recht, und solches geschieht en faveur seines Standes. Hierüber wirft vielleicht einer oder der andere sein Maul auf, ohne zu bedenken, daß auch manchmal en faveur des geistlichen Standes ein Auge zugedrückt wird" [2]). — Nach der Wachtparade begab sich der König regelmäßig in die Stallungen in der breiten Straße, wo er die Pferde in genauen Augenschein nahm und den Stallbedienten Befehle ertheilte. Auch auf dem Wege dorthin und zurück konnte man zu gelegener Zeit ein Wort bei ihm anbringen.

Punkt zwölf Uhr wurde zu Tische gegangen, nachdem der König noch verschiedene, in's Vorzimmer be-

[1]) So ging es einem Courier der Herzogin von Nassau, welcher eine Depesche überreichen wollte, die der König für eine Bittschrift ansah. Seckendorf, mem. secr.

[2]) Faßmann I. 740.

sohlene Personen abgefertigt hatte. Während der Mahlzeit ging es oft sehr heiter zu, wenn die anwesenden Gäste besonders in Gunst standen. Gerieth die Unterhaltung in's Stocken, so war für diesen Fall fast immer einer der gelehrten Hofnarren zugegen, der, zuweilen von einem Katheder herab, aus deutschen und holländischen Zeitungen vorlesen und das Gelesene erklären mußte, woran sich dann weitere Gespräche knüpften. Mit großer Strenge hielt der König darauf, daß, so lange seine Gemahlin und Kinder zugegen waren, niemals das geringste zweideutige oder unschickliche Wort gesprochen wurde. Obgleich man viel trank und Gesundheiten aus großen Gläsern ausbrachte, so geschah es doch sehr selten, daß der König sich förmlich berauschte, wogegen die Gäste oft unterlagen und fortgebracht werden mußten. Nach Tische schlief der König eine auch zwei Stunden, auf einem hölzernen Schemel sitzend, oft im Zimmer der Königin, wo dann diese und die anwesenden Prinzen und Prinzessinnen sich wohl zu hüten hatten, durch ein lautes Wort oder durch Gelächter den Vater zu wecken, indem in solchem Falle sehr fühlbare Zurechtweisungen erfolgten.

Nicht immer speiste der König zu Hause, sondern er liebte es, Einladungen der fremden Gesandten, seiner Minister und seiner Generale anzunehmen. Grumbkow zog bedeutende Tafelgelder, um fremde Gäste des

Königs zu bewirthen, der im Hause seines Ministers so auf viel wohlfeilere Art seiner gastherrlichen Pflichten sich entledigte, als wenn er für solche Gelegenheiten Hoffeste hätte veranstalten müssen. Auch bei den Hochzeiten und Kindtaufen der Bürger lud sich der König nicht selten selber zu Gast, jedes Mal mit der nicht sehr ernsthaft gemeinten Weisung, keine großen Unkosten zu machen, denn er liebte es, bei Andern die theuren Leckerbissen zu genießen, welche seine Sparsamkeit von der eigenen Tafel verbannt hatte. In fremden Häusern sah er es nicht gern, wenn Damen mit zu Tische saßen, selbst bei Hochzeiten war nur die Anwesenheit der Braut und der Brautmutter gestattet, die dann auch beschenkt wurden. Speiste er bei einem seiner Officiere, so pflegte derselbe nach damaliger Sitte dafür zu sorgen, daß der hohe Gast noch durch besondere Belustigungen erheitert würde. Tänzer, Schauspieler und Possenreißer machten ihre Kunststücke, oder, was die meiste Wirkung hervorbrachte, es erschienen zum Nachtische ein Paar lange Rekruten, die der Gastgeber zu dem Ende mit großer Mühe und für vieles Geld angeschafft hatte. Abgesehen von dergleichen außerordentlichen Aufwendungen kostete eine solche Bewirthung des Königs in der Regel etwa 400 Thaler [1]), doch wußten die Gastgeber sich durch gelegentlich erbetene Gnadenbezeigungen

[1]) Charakterzüge I. 23. Förster, Fried. Wilh. I. Bd. I. p. 209.

ſchadlos zu halten. Grumbkow läßt ſich in ſeinen Briefen an Seckendorf natürlich auch dieſe Gelegenheit nicht entgehen, um von dem Herrn, dem er ſo treue Ergebenheit heuchelte, mit Widerwillen und Verachtung zu reden und dem Ekel Ausdruck zu geben, welchen es ihm erregte, wenn derſelbe ſich einem übermäßigen Genuſſe von Speiſen und Getränken hingab. Bekannt iſt, wie der König bei einer dieſer Gaſtereien in eine Falle fiel, die er einem ſeiner Generale geſtellt hatte. Dieſer, ein alter geiziger Junggeſell, hatte ſich unter dem Vorwande, daß er keine häusliche Einrichtung habe, ſtets der koſtſpieligen Ehre entzogen, den König zu bewirthen, bis er den nicht mißzuverſtehenden Wink erhielt, beim Gaſtwirth Nicolai, in dem noch heute dem königl. Schloſſe gegenüber beſtehenden Gaſthofe zum König von Portugal, ein Diner zu arrangiren. Er that das denn auch, und der König erſchien mit großem Gefolge. Es wurde herrlich geſchmauſt und gezecht, und der hohe Gaſt war am Schluſſe des Feſtes in heiterſter Laune. Da rief der General den Wirth heran und fragte, was das Couvert koſte: „Ohne den Wein einen Gulden die Perſon," antwortete Nicolai. „Nun gut," ſagte der General, „Hier iſt ein Gulden für mich und einer für Se. Majeſtät. Die übrigen Herren, die ich nicht eingeladen habe, bezahlen für ſich." Der König lachte: „Das iſt fein! ich glaubte den Herrn zu prellen, und er prellt mich!" Natürlich bezahlte er die Zeche. Bei

jenem Gastwirth Nicolai speiste der Monarch gern, besonders schmeckte ihm der Grünkohl, den dessen Frau bereitete, und er schenkte dem Wirth sein Miniaturbild, um es im Knopfloch zu tragen.

Nach aufgehobener Tafel und gehaltener Mittagsruhe machte sich der König täglich Bewegung in freier Luft, entweder vor oder nach der Parole, meistentheils zu Pferde, nur von wenigen Pagen und einem Bereiter gefolgt, oder in einer offenen, mit zwei Pferden bespannten Chaise, in Begleitung einiger Officiere [1]). Er stieg dann oftmals aus, um die von ihm angeordneten Bauten zu besehen und überhaupt sich von Allem zu unterrichten, was auf der Straße vorging. Mit den ihm begegnenden Personen stellte er bei solchen Gelegenheiten ein scharfes Examen über ihre Geschäfte an, und wer ihm nicht ordentlich antwortete und dabei fest in's Gesicht sah, dem traute er kein gutes Gewissen zu, und gewöhnlich erhielt der königliche Rohrstock dann Beschäftigung. Deshalb suchte ihm auch Jedermann möglichst aus dem Wege zu gehen, und wer den Monarchen von weitem kommen sah, flüchtete in ein Haus. Wurde das bemerkt, so mußten die Pagen Nachsuchung halten und den Ausreißer vorführen. Einen Juden, der in eine Seitengasse hatte entschlüpfen wollen, fragte der König, warum er davon laufe. Der Jude sagte zitternd: „Ich

---

[1]) Faßmann I. 879.

fürchte mich, Ew. Majeſtät.“ Der König hieb eifrig mit ſeinem Stock auf den armen Kerl los, indem er dabei beſtändig wiederholte: „Lieben ſollt ihr Euren König!“ Der bekannte Nüßler erzählt, wie er nach Berlin gekommen und im Gaſthauſe mit vielen Perſonen zu Tiſche geſeſſen, als der König vorfuhr, um einige dort untergebrachte engliſche Pferde zu ſehen. Sofort lief die ganze Geſellſchaft voll Angſt nach allen Seiten auseinander. Nüßler allein blieb zurück, um dem gefürchteten Monarchen Rede zu ſtehen, der ſich denn auch freundlich mit ihm unterhielt [1]). Wer übrigens die Art und Weiſe des Königs kannte, für den war es nicht ſchwer, denſelben hinter's Licht zu führen. Ein Paar Acciſebeamte, die eben zu Biere gehen wollten, blieben mit großer Dreiſtigkeit ſtehen, als der König fragte, warum ſie ſich herumtrieben und nicht auf ihren Poſten wären. Sie ſpürten den Schleichhändlern nach, ſagten ſie, damit der König nicht betrogen würde, ſondern hübſche plus Einnahmen in die Kaſſe kämen. Sie wurden nicht nur belobt, ſondern erhielten auch Gehaltszulage. Einem entfliehenden franzöſiſchen Tanzmeiſter dagegen galloppirte der König zu Pferde nach und ließ ihn aus ſeinem Verſteck von einem Hausboden herunterholen.

[1]) Büſching's Beiträge zur Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen I. p. 256. Viele hierher gehörige ergötzliche Anecdoten bei Förſter, F. W. I. Bd. I. p. 236 und folgende.

Da derſelbe ſich für einen Handelsreiſenden ausgab, ſo mußte er für ſeine Lüge beim Bau der Petrikirche ein Paar Wochen lang Schutt karren.

Auf dieſe Weiſe iſt erklärlich, daß die Berliner und Potsdamer faſt beſtändig, und die übrigen Unterthanen bei der jedesmaligen Anweſenheit des Königs das Gefühl nicht loswurden, welches Schulknaben in Gegenwart eines geſtrengen Lehrers ängſtigt. Behaglich war das nicht.

Nach beendigter Promenade wurde wiederum eine bis anderthalb Stunden lang gearbeitet. Der König hörte Vorträge an, dictirte und ſchrieb, um ſich alsdann ſeiner liebſten Erholung in dem berühmt gewordenen Tabakscollegium zu überlaſſen. Die Einrichtung dieſer Geſellſchaft iſt von Faßmann und Morgenſtern, welche Beide Zutritt zu derſelben hatten, ſo ausführlich und mit ſolcher Uebereinſtimmung beſchrieben worden, daß man ſich lediglich an die Berichte derſelben halten muß [1]). Der König beſuchte dieſe Zuſammenkünfte mit größter Regelmäßigkeit in Berlin, Potsdam und Wuſterhauſen, wo in den Schlöſſern eigne Rauchzimmer eingerichtet waren. Stehende Mitglieder des Collegiums waren der Herzog von Deſſau und Graf Seckendorf, ſo oft er bei Hofe anweſend war. Sonſt durfte Niemand uneingeladen erſcheinen, außer dem Baron Pöllnitz, welchem als Mittelsperſon zwiſchen einem Cavalier und

[1]) Faßmann I. 879. Charakterzüge I. Nö. 9. p. 140.

einem Hofnarren der Eintritt jederzeit geſtattet war. Die Zahl der Gäſte ſchwankte gewöhnlich zwiſchen vier und acht Perſonen. Es waren Generale, Miniſter, auch Officiere niedern Ranges, wenn ſie die Gabe beſaßen, den König beſonders zu unterhalten. Vor Allem mußten dieſelben aber das volle Vertrauen des Monarchen genießen, ſo daß er ſich in ihrer Gegenwart ganz ungezwungen gehen laſſen und Alles frei herausſagen konnte, was er auf dem Herzen hatte. Leider beſaß er viel zu wenig Menſchenkenntniß, um die Auswahl demgemäß zu treffen, und Seckendorf ſowohl wie Grumbkow, der meiſt zugegen war, berichteten als beſoldete Spione jedes wichtige Wort ihres Herrn nach Wien.

Die Geſellſchaft verſammelte ſich zwiſchen fünf und ſechs und ging ſelten ſpäter als um neun Uhr Abends auseinander. Man ſaß auf Holzſchemeln um eine lange einfache Tafel. Vor jedem Gaſte lag eine kurze holländiſche Thonpfeife. Der Tabak, von leichter holländiſcher Art, ſtand in geflochtenen Körbchen bereit. Kupferne Pfannen mit glühendem Torf dienten zum Anzünden. Jeder hatte einen weißen ſteinernen Krug mit Bier und ein Glas. Dienerſchaft war nie zugegen. Wer Etwas eſſen wollte, fand im Nebenzimmer Butterbrot und kalten Braten. Zuweilen wurde ein Fiſch und Salat gegeben, welche der König in eigener Perſon mit großer Sauberkeit zubereitete. Den Fiſch ſchlachtete und zerlegte er ſelbſt und wuſch während deſſen ſehr oft die

Hände. Bei besonders festlichen Anlässen gab es auch wohl ein Glas Ungarwein. Jeder mußte rauchen, und Niemand durfte bessern Tabak mitbringen. Wer nicht rauchen konnte, wie z. B. Seckendorf und der alte Dessauer, der mußte wenigstens eine Pfeife in den Mund nehmen, wovon sich nur der Kronprinz dispensirte. — In Wusterhausen wurde die Gesellschaft, so oft es das Wetter erlaubte, unter einem türkischen Zelte im Freien, auf einer kleinen vom Schloßteiche umgebenen Insel abgehalten, bei Regenwetter in einem Saale des neuen Schlosses.

Das Tabakscollegium hatte in der That für den König eine sehr wesentliche Bedeutung und darf nicht als eine bloße Erholung und Zerstreuung betrachtet werden. Carlyle nennt es das Tabaksparlament und hat damit so ziemlich das Richtige getroffen. Allerdings war Friedrich Wilhelm I. ein vollkommen absoluter Monarch. Gewalt über Leben und Tod jedes Unterthanen nahm er nicht blos als sein Recht in Anspruch, sondern übte dasselbe nach allen Seiten mit großer Willkür aus. Wenn er ohne Richterspruch oder nach irgend einer von ihm selbst im Jähzorn erlassenen Verordnung einen Dieb mit glühenden Zangen reißen, einem Deserteur Nase und Ohren abschneiden ließ, so fehlte es ihm niemals an bereiten Vollstreckern seiner Machtsprüche. Von den Prinzen des Hauses herab bis zum geringsten Diener des Staats, ja bis zum Bettler

auf der Straße zitterte alle Welt vor ſeinem Knotenſtock. So ſtand er der ganzen Menſchheit als ein Gegenſtand der Furcht und des Schreckens gegenüber. Er mußte geiſtig und gemüthlich vereinſamen. Trotz alles geſelligen Verkehrs, dem er ſich hingab, und trotz der Herablaſſung, vermöge deren er mit Bürgern und Bauern gevatterte, war er klug genug zu wiſſen, das der keinen Freund haben kann, den Jedermann fürchtet.

Dringend empfand er das Bedürfniß, ſich irgendwo menſchlich unter ſeines Gleichen zu fühlen, und dazu war ihm allerdings die Möglichkeit gegeben, wenn er ſeine vertrauteſten Officiere um ſich verſammelte; denn den Officieren allein ſchrieb er gewiſſermaßen einen Antheil an der hohen Majeſtät zu, die Gott den Königen verliehen hat. Ihre Standesehre war ſeine eigene. Sie allein konnten ein freies Wort ihm gegenüber wagen, und ſie allein brauchten ſeinen Stock nicht zu fürchten. Wenn bei den vertraulichen Zuſammenkünften mit ihnen beleidigende Worte fielen, wie das wohl vorkam, wenn der Wein ſeine Schuldigkeit gethan hatte, ſo betrachtete er das nicht als Majeſtätsverbrechen, ſondern er fühlte ſeine Officiersehre verletzt und forderte Genugthuung mit dem Degen. Nur dadurch, daß ein anderer Officier ſtatt ſeiner ſich mit dem Beleidiger ſchlug, konnte er abgehalten werden, ſich zum Zweikampf zu ſtellen. Damit war aber dann auch die Sache abgethan und Alles vergeben und vergeſſen.

Aus diesen Anschauungen sind die Gesetze hervorgegangen, welche im Tabakscollegium galten. Hier wollte er Krone und Scepter täglich auf ein Paar Stunden bei Seite legen. Wenn er in's Zimmer trat oder fortging, durfte Niemand von seinem Platze aufstehen, und als einmal kurz vor seinem Tode der Kronprinz in der Gesellschaft erschien, und die Anwesenden sich unwillkürlich von ihren Sitzen erhoben, gerieth der König in den größten Zorn. Keiner von ihnen sollte sich wieder vor ihm blicken lassen. Er drohte ihnen die Köpfe vor die Füße zu legen. Mit der größten Mühe gelang es nach einigen Tagen dem Herzoge von Dessau den schwergekränkten Monarchen zu beruhigen. Diese Gleichstellung, welche er den Genossen gewährte, ja von ihnen forderte, hatte den unschätzbaren Vortheil, daß er hier über die wichtigsten Angelegenheiten gar oft freie Meinungsäußerungen vernahm, die sonst Niemand ihm gegenüber gewagt hätte.

Nach des Königs Wunsch sollten Ernst und Scherz bei diesen Versammlungen gleichmäßig vertreten sein. Er hoffte dabei seinem Drange genügen zu können, sich über alles Nützliche auf dem Gebiete der Staats- und Volkswirthschaft zu unterrichten, und brachte fast immer die Dinge, welche er auszuführen gedachte, vorher zur Sprache, um die Meinungen seiner Lieblinge darüber zu hören. Allein diese Absicht scheiterte an der groben Unwissenheit der Officiere, welche den Stamm des

Collegiums ausmachten. Ging doch sogar die militairische Bildung derselben nicht über das Exercierreglement hinaus. Von höherer Kriegswissenschaft und Taktik verstanden sie nicht das Geringste. Der König ward bald müde, Fragen aufzuwerfen, die ihm keiner der Anwesenden beantworten konnte. Die derben Späße, mit denen man die Stunden tödten wollte, hielten nicht lange vor, und das Tabakscollegium lief Gefahr, an langer Weile zu Grunde zu gehen, als Grumbkow, der überhaupt der klügste und gebildetste von der ganzen Gesellschaft war, noch zur rechten Zeit den Mann entdeckte, dessen man bedurfte. Es mußte ein Gelehrter sein, der umfassende geschichtliche, geographische und statistische Kenntnisse besaß und, um die ausländischen Zeitungen vorlesen zu können, auch mit fremden Sprachen Bescheid wußte, dabei aber ohne eigentliches Ehrgefühl war, weil der König sich niemals dazu verstanden hätte, einen „Schmierer und Dintenkleckser" mit seinen Officieren auf gleichem Fuß zu behandeln.

Nur ein gelehrter Hofnarr konnte diesen Platz ausfüllen, und Grumbkow war so glücklich, ein solches Subject aufzufinden. Jacob Paul Gundling (geb. den 19. August 1673 zu Hersbruck in Franken, gest. den 11. April 1731 in Potsdam) wurde dem Könige vorgestellt und genügte dessen Bedürfnissen in so hohem Grade, daß er bis zum Tode sein an hohen Ehren und

tiefer Schmach so reiches Amt verwaltet hat. Dieser Mensch war ein Vielwisser von ziemlich oberflächlicher Art. Friedrich I. hatte ihn zum Professor an seiner Ritteracademie, zum Rathe bei dem Oberheroldsamte und zum königlichen Historiographen ernannt. In der letztgenannten Eigenschaft standen ihm sämmtliche Archive offen, und wirklich hat er eine Reihe von Geschichtswerken verfaßt, von denen ein Theil gedruckt ist, ein anderer noch handschriftlich aufbewahrt wird [1]).

Als beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's I. die Ritteracademie und das Heroldsamt cassirt wurden, gerieth Gundling in große Noth und kam soweit herunter, daß er in einem Bierkeller gegen freie Zeche die Gäste durch Vorträge über die Zeitung unterhielt. Hier entdeckte ihn Grumbkow und führte ihn in das Tabakscollegium ein. Der König fand sofort großes Behagen an dem Gelehrten, dessen Charakter ein seltsames Gemisch von Pedanterie, Eitelkeit und Geschwätzigkeit bildete. Dabei besaß er so wenig wahres Ehrgefühl, daß er sich willig zur Zielscheibe der derben, oft handgreiflichen Späße des Königs und seiner Genossen hergab. Er wurde zum Hofrath und Zeitungsreferenten

1) Ein Verzeichniß seiner Werke in dem 1795 in Berlin erschienenen Leben ꝛc. des Freiherrn v. Gundling p. 148. Es sind geschmacklose Compilationen. Einen Theil der Urkunden, welche Gundling gesammelt, hat Buchholz in den Anhängen zu seiner Brandenburgischen Geschichte abdrucken lassen.

im Tabakscollegium ernannt und war bald seinem Herrn fast unentbehrlich. Sogar an der Mittagstafel mußte der neue Hofrath erscheinen und die Zeitungen erklären. Ging der König zu einem seiner Günstlinge zu Gast, so mußte Gundling jedesmal mit eingeladen werden. Der seltsame Mensch hätte sehr leicht großen Einfluß auf den König gewinnen können, wenn die ihm ertheilte Erlaubniß, den königlichen Wein- und Bierkeller beliebig zu benutzen, nicht zur Klippe geworden wäre, an der sein Verstand Schiffbruch litt. Er sank zum förmlichen Trunkenbolde herab, so daß der König ihn bald wie einen gewöhnlichen Hofnarren behandelte. Er benutzte ihn unter Anderem auch dazu, ihn mit allen den Titeln und Würden zu überhäufen, die er verächtlich machen wollte. So wurde Gundling 1717 zum Oberceremonienmeister ernannt und erhielt die prachtvolle Hofkleidung, welche sein Vorgänger, der Dichter Besser, am Hofe Friedrich's I. getragen. 1720 war er außerdem noch Geheimer Ober-Appellationsrath, Kriegs- und Hofkammerrath, Präsident der Societät der Wissenschaften, Hof- und Kammergerichtsrath und Historiograph. Durch besondere Cabinetsordre hatte er bereits 1718 mit Sitz und Stimme (wie der König das ausdrückt, cum voto cessionem) in das Generaldirectorium eingeführt werden müssen, wo er das „de partement" aller Seidenwürmer im ganzen Lande haben sollte. —Diese sämmlichen Aemter waren allerdings zum Theil

aus Hohn auf den armen Menschen gehäuft, dem dadurch der schwache Kopf vollends verdreht wurde, allein es war auch ein gutes Theil Ernst dabei. Der König brauchte ihn nämlich als Spion, um sich durch ihn über Unregelmäßigkeiten, die er bei den verschiedenen Collegien bemerken würde, unterrichten zu lassen. Gundling war aber von Natur nicht bösartig und hat eigentlich Niemandem geschadet. Präsident der Academie der Wissenschaften blieb indessen der Hofnarr in allem Ernste bis an sein Lebensende. Es ist für die Gesinnung des Königs bezeichnend, daß er keiner seiner höchsten Civilbehörden die Schmach ersparte, einen halbnärrischen Trunkenbold als Mitglied in den Sitzungen zu dulden, während es ihm doch nie einfiel, den Hofnarren zu der geringsten militairischen Charge zu ernennen, weil er es für ein Sakrilegium gehalten hätte, einem Regimente zuzumuthen, solches Subject auch nur als Fähnrich in seinen Reihen zu dulden. Auf diese Weise legte der König recht absichtlich seine Ueberzeugung dar, daß dem Soldatenstande eine ganz andere und höhere Ehre innewohne, als allen andern Menschen. Diese Ueberzeugung hat sich denn auch von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt, so daß selbst heute, wo in Preußen Jedermann Soldat ist, und man die Armee nicht passender bezeichnen kann, als mit dem Ausdrucke „das Volk in Waffen," dennoch von oben herab ein strenger Unterschied zwischen bürgerlicher und

Soldatenehre aufrecht erhalten wird, und der Soldat, ſelbſt wenn er ein gemeines Verbrechen begeht, der bürgerlichen Gerichtsbarkeit entzogen bleibt.

Allerdings wirft es auf das Ehrgefühl der Behörden unter Friedrich Wilhelm I. ein ſehr ungünſtiges Licht, daß ſie nicht einſtimmig gegen die Mitgliedſchaft eines Menſchen proteſtirten, welchen der König ſo behandelte, wie dieſen Gundling. Täglich machte man ihn betrunken und maltraitirte den Unglücklichen dann auf die roheſte Weiſe. Man legte einen ſchmutzigen Bären in ſein Bett und ſchloß ihn in dieſer Geſellſchaft die Nacht über ein, oder der König ließ ihn an einem Winterabend in Wuſterhauſen auf der über den Schloßteich führenden Brücke überfallen, und an Seilen über das Geländer herabſenken, bis er mit ſeinem Leibe das Eis durchbrach, eine Scene, die den Monarchen dermaßen ergötzte, daß er ſie wiederholt für ſich malen und in Potsdam und Berlin aufhängen ließ.

Die Verhöhnung und verächtliche Behandlung des gelehrten Narren wurde endlich dieſem ſelbſt ſo unerträglich, daß er beſchloß, ſich derſelben durch die Flucht zu entziehen. Es gelang ihm, nach Halle zu ſeinem Bruder, dem dortigen Profeſſor Gundling zu entkommen. Der König aber, der ſeinen luſtigen Rath nicht entbehren konnte, ließ ihn mit Gewalt zurückbringen. Da derſelbe ſeine gute Laune verloren zu haben ſchien und von Neuem zu entfliehen drohte, ſo begab das

ganze Tabakscollegium vom König in Perſon geführt, ſich auf das Zimmer, welches der Narr im Schloſſe bewohnte, und man brachte ihn durch große Verſprechungen dahin, daß er ſein altes Amt wieder antrat. Der König gab ihm nicht nur tauſend Thaler Gehaltszulage, ſondern erhob ihn auch in den Freiherrnſtand und malte eigenhändig ſein nach allen Regeln der Heraldik entworfenes lächerliches Wappen, welches ihm mit einem ebenfalls von Sr. Majeſtät abgefaßten und von Ilgen contraſignirten Diplom überreicht wurde. Auch den Kammerherrnſchlüſſel erhielt Gundling, und als man ihm dieſen einſt in der Trunkenheit vom Rocke geſchnitten hatte, mußte er zur Strafe einen hölzernen vergoldeten ellenlangen Schlüſſel bis zu ſeiner erfolgten Begnadigung um den Hals tragen.

Der auf dieſe Weiſe behandelte Mann hatte bei allen ſolchen Leiden noch Zeit und Muße gefunden, den ihm ertheilten Befehl, die Geſchichte König Friedrich des Erſten zu ſchreiben, in ſo umfangreicher Weiſe auszuführen, daß die Handſchrift fünf dicke Folianten füllte. Zu dieſer Arbeit mußten ihm ſelbſt aus den geheimen Staatsarchiven alle Urkunden gegeben werden, die er verlangte: „Sollen meinem Hiſtoriographen alles geben," ſchrieb der König unter das Geſuch. Hatte Gundling irgend eine kleinere Schrift verfaßt, die er gern gedruckt haben wollte, ſo mußte einer der Officiere, die

ihm im Tabakscollegium besonders arg mitgespielt hatten, die Kosten dazu hergeben.

Das bitterste Herzeleid wurde dem armen Gundling zugefügt, als der König ihm einen andern Hofgelehrten, den bekannten Faßmann, gegenüberstellte, der Spottschriften auf den neuen Freiherrn verfassen und demselben im Collegio vorlesen mußte. Darüber kam es zu einer Prügelei. Man griff als Waffen zu den auf dem Tische stehenden glühenden Torfpfannen, und Gundling wurde dabei so arg verletzt, daß er lange das Bett hüten mußte. Erst im Jahre 1731 erlöste der Tod den unglücklichen Narren von seinem verächtlichen Dasein. Aber der König trieb selbst mit der Leiche noch Spott. Schon längst hatte er für Gundling einen Sarg in Form eines Weinfasses, schwarz mit weißem Kreuz und einer höhnenden Inschrift, anfertigen und in dessen Wohnzimmer setzen lassen. In dieses Faß wurde nun wirklich der todte Oberceremonienmeister, angethan mit der prächtigen Hofkleidung und der großen Perrücke, hineingesteckt und öffentlich ausgestellt. Am nächsten Tage erfolgte die Beerdigung auf einem Dorfkirchhofe in der Nähe von Potsdam. Der König folgte begleitet von vielen Generalen und hohen Beamten dem Zuge. Die Geistlichkeit hatte sich geweigert zu kommen. Faßmann mußte eine satyrische Leichenrede halten und fungirte seitdem als Gundling's Nach-

folger. Er war indeſſen nicht niederträchtig genug, um die Behandlung, welcher Gundling erlegen war, lange zu ertragen. Er entlief ſchon im nächſten Jahre und rächte ſich für die Verachtung, die ihm der König bewieſen, durch einen anonymen 1735 in Druck erſchienenen Band von mehr als tauſend Seiten, in welchem er unter dem Scheine tiefſter Devotion und höchſter Verehrung das Leben und die Thaten Friderici Wilhelmi, Königs in Preußen, mit einer in damaliger Zeit ſeltenen Feinheit der Ironie ausführlich erzählt. Der König ließ das Buch bei ſtrenger Strafe verbieten. Daſſelbe iſt deſſenungeachtet auch heute noch an vielen Orten zu finden und bildet namentlich für das Privatleben des Monarchen eine wichtige Quelle [1]).

Auf Faßmann folgte noch eine ziemlich große Zahl von Hofnarren, doch lohnt es nicht der Mühe, von den einzelnen derſelben zu reden. Nur dem Herrn Jakob Salomon Morgenſtern wollen wir einige Worte widmen, weil wir denſelben ſpäter in Frankfurt a. d. Oder wieder treffen werden. Dieſer Menſch hatte in Halle Vorleſungen gehalten und hoffte wegen ſeiner Schrift über ruſſiſches Staatsrecht, welche er der Kaiſerin Anna zugeeignet hatte, in Moskau eine Anſtellung zu erhalten.

---

[1]) Ein zweiter Band erſchien nach des Königs Tode 1741. Derſelbe enthält eine große Anzahl von Urkunden und Aktenſtücken, von denen ein Theil ſonſt nirgends gedruckt iſt.

Als er 1736 auf der Reise dorthin durch Berlin kam, wurde der König, der sich jedesmal die Listen der durchpassirenden Fremden vorlegen ließ, neugierig gemacht, einen Menschen zu sehen, der sich die Sr. Majestät unbekannte Bezeichnung magister legens beigelegt hatte. Faßmann war nicht lange vorher davon gegangen, und die Nachfolger desselben besaßen nicht Kenntnisse genug, um des Königs Wißbegierde zu befriedigen. Als daher Morgenstern seine Aufwartung machte und durch sein lächerlich-pedantisches Aussehen vermuthen ließ, daß er der rechte Mann wäre, den der König brauchte, so wurde ihm kurzweg befohlen in Berlin zu bleiben, und er mußte ziemlich wider Willen die Rolle des Hofgelehrten übernehmen. Er besaß viele Kenntnisse, muß aber nach seinem ganz confusen Styl zu urtheilen ein höchst unklarer Kopf gewesen sein. Die Lebensbeschreibung des Königs, welche wir von ihm besitzen [1]), enthält dessenungeachtet eine Menge sehr schätzbarer Einzelheiten und läßt erkennen, daß der Verfasser die Absicht gehabt hat, überall der Wahrheit treu zu bleiben. Morgenstern wurde zum Hofrath mit 500 Thaler Gehalt ernannt, und wie Gundling Präsident der Academie war, so erhielt der Magister die Würde eines Kanzlers

[1]) Dieselbe ist erst 1793 im Druck erschienen. Morgenstern ist in hohem Alter in Breslau gestorben, wo ihm seine Pension von 500 Thlrn. aus der Kämmereikasse gezahlt wurde.

der Universität Frankfurt. Der König war mit seinem neuen Gelehrten sehr zufrieden und hatte großen Respect vor der Menge von Kenntnissen, die in dessen verwirrtem Kopfe durcheinander lagen. Morgenstern scheint ein gutmüthiger Mann von anständiger Denkungsart gewesen zu sein, der sich nur gezwungen der erniedrigenden Rolle bequemte, die er übernehmen mußte. Dergleichen Personen waren das geistspendende Element im Tabakscollegium. Allerdings besaß der alte Dessauer natürlichen Mutterwitz genug, und Grumbkow und Seckendorf waren den gewöhnlichen Genossen des Königs an Bildung und weltmännischer Klugheit weit überlegen. Allein da die beiden Letztgenannten, der eine offen und der andere im Geheimen, im österreichischen Solde standen, so waren ihre Beiträge zur Unterhaltung im Ernst und Scherz allein darauf gerichtet, die Macht des preußischen Staates dem Kaiser dienstbar zu machen, dem auch der Fürst von Anhalt sich als Reichsfürst verbunden fühlte. Da sein Ehrgeiz überdies darauf gerichtet war, die Reichsfeldmarschallswürde zu erlangen, deren Verleihung hauptsächlich vom Kaiser abhing, so fehlte es durchaus an unparteiischen Männern, die mit offenem Freimuth und staatsmännischen Einsichten auch wahre Hingebung an des Königs Interesse vereinigt hätten. So konnte das, was der König von seinen ihm unentbehrlich gewordenen täglichen Gesellschaftern zu hören bekam, nur im geringen Maße

förderlich sein. Nicht ohne ein gewisses Mitleid wird man gewahr, wie der allgefürchtete Selbstherrscher, der seine Gewalt wie einen Felsen von Erz errichtet hatte, dennoch unbewußt zu allen Zeiten ein Spielball in den Händen seiner treulosen oder unfähigen Umgebungen geblieben ist, sobald er das Gebiet der hauswirthschaftlichen Verwaltung des Staates überschritt, auf dem er mit seinem graden, aber einseitigen Verstande und seiner festen Ausdauer allerdings die größten Erfolge erreichte.

Neben seinen Rauchgesellschaften war des Königs liebstes Vergnügen die Jagd. Jedes Jahr pflegte er zwei Monate, von Ende August bis Ende October, in Wusterhausen zuzubringen, um sich den verschiedenen Arten des Waidwerkes mit größtem Eifer hinzugeben. Der Aufenthalt in dem dortigen Schlosse, welches er schon als Kronprinz besessen, wird von Faßmann mit ziemlich idyllischen Farben beschrieben [1]). Das richtige stereoskopische Bild ergiebt sich, wenn man mit dem andern Auge die Schilderung betrachtet, welche die Markgräfin Wilhelmine [2]) von ihres Vaters Jagdparadies entwirft. Sie schreibt: „In Berlin hatte ich nur die Strafen des Fegefeuers zu kosten, jetzt, wo ich gezwungen war, die Königin nach Wusterhausen zu begleiten, sollte ich vierzehn Tage lang Höllenqualen ausstehn. Eine Be-

---

1) Faßmann I. 880. 2) Memoires de Wilhelmine I. 322.

schreibung des berühmten Aufenthaltsortes wird der Mühe lohnen. Mit viel Arbeit und Kosten hat der König einen dürren Sandhügel aufwerfen lassen, welcher die Aussicht so beschränkt, daß man das bezauberte Schloß erst beim Hinabsteigen zu sehen bekommt. Dies sogenannte Palais ist weiter Nichts, als ein kleines Wohnhaus, dem ein alter Thurm mit einer hölzernen Wendeltreppe zur Zierde dienen soll. Dasselbe ist von einer Terrasse umgeben, und um diese ist ein Graben gezogen, dessen schwarzes, stehendes Wasser dem Styx gleicht und verpestende Dünste verbreitet. Drei Brücken führen von den drei Seiten des Hauses je nach dem Hofe, dem Garten und nach einer gegenüberstehenden Mühle. Der Hof liegt zwischen Seitengebäuden, in denen des Königs Gefolge wohnt, und ist mit einem Gitter geschlossen, auf dem zwei weiße und zwei schwarze Adler angebunden sind. Außerdem stehen zwei schwarze Bären Schildwacht, beiläufig gesagt, sehr böse Thiere, die Jedermann anfallen. In der Mitte dieses Hofes hat man mit vieler Kunst einen Springbrunnen für den Bedarf der Küche angelegt. Stufen führen zu der herrlichen Gruppe, die mit einem eisernen Gitter umgeben ist, und diesen angenehmen Platz hat sich der König ausgesucht, um Abends seine Pfeife zu rauchen. Meine Schwester und ich hatten mit unserer ganzen Dienerschaft zwei kleine Zimmer, oder besser gesagt, Dachkammern.

Man speiste auch bei dem schlechtesten Wetter im Freien unter einem Zelte, das unter einer großen Linde stand, und wenn es stark regnete, so saßen wir, weil der Boden tief lag, bis über die Knöchel im Wasser. Die Tafel war täglich für 24 Personen gedeckt, von denen aber Dreiviertel fasten mußten, denn man setzte nur sechs sehr sparsam belegte Schüsseln auf. Meine Schwester und ich waren gezwungen, den ganzen Tag in der Stube zu sitzen, weil die Königin nicht in den Garten gehen wollte, sondern mit ihren Damen Tocadille spielte. Der König blieb immer nur bis um ein Uhr bei Tische. Dann begab er sich auf die Terrasse und schlief bis halb drei in der glühendsten Sonnenhitze auf einem Lehnstuhl, während wir zu seinen Füßen lagerten. So war das angenehme Leben beschaffen, das wir an diesem reizenden Orte führten."

Für den König hatte das Leben in Wusterhausen wirklich den größten Reiz. Er besaß hier meilenweite, von schnurgraden Wegen durchschnittene Jagdgehege, wo er seiner Leidenschaft für die Parforce-Jagd so recht von Herzen genügen konnte. Einen Hirsch viele Stunden lang zu hetzen, bis das geängstete und ermattete Thier zu Boden stürzte, war eine der Rohheit jener Zeiten ganz entsprechende Unterhaltung. Die armen Jagdpferde hatten dabei kaum weniger zu leiden, als der Hirsch. Es wurden eine große Zahl solcher Jagdrenner gehalten, deren keiner aber mehr als 30 bis

40 Thaler koſten durfte, weil es ſchade geweſen wäre, Roſſe von guter Race zu Tode zu jagen, was dieſen Kleppern nur zu häufig geſchah. Dieſe wilde Jagd paßte nicht nur zu des Königs Luſt an heftiger Leibesbewegung, ſondern ſtimmte auch mit dem nicht wegzuleugnenden grauſamen Zuge in ſeinem Charakter.

Geduldig hörte er zwar einſt die Strafrede mit an, welche der zur Jagdtafel gezogene Paſtor Freylingshauſen [1]) ihm deswegen hielt, indem er darauf hinwies, wie die geängſtete Creatur zu Gott ſeufze, der ſolche Grauſamkeit nicht ungeſtraft laſſe, — allein es machte das weiter keinen Eindruck. Der König war dennoch nur bei guter Laune, wenn er eine glückliche Jagd gehabt hatte, nach deren Beendigung er ſich daran ergötzte, wie die Stücke des zerlegten Hirſches in das Fell eingenäht den gierigen Hunden zuletzt als ihr Jagdrecht überliefert wurden.

Mit beſonderer Feierlichkeit beging man zu Wuſterhauſen alljährlich den Jahrestag der Schlacht bei Malplaquet und das Hubertusfeſt. Dann wurde aus großen Gläſern herumgetrunken, die Geſundheiten mit Böllerſchüſſen ausgebracht, und die armen Hofnarren hatten an ſolchen Tagen viel zu leiden. Der König

---

1) Faßmann I. 886. Er war ein Schwiegerſohn von Auguſt Hermann Franke in Halle und durfte als ſolcher ſich ſchon Etwas herausnehmen.

wurde gewöhnlich bei Tische so lustig, daß er nach beendeter Mahlzeit mit den anwesenden Generalen und Obristen im Saale herumtanzte, wobei keine Damen zugegen sein durften.

Auch die Reiherbeitze gehörte zu des Königs Lieblingsunterhaltungen. Es war das eine Falkenjagd. Die aus Holland verschriebenen Falkoniere erschienen mit ihren abgerichteten Jagdvögeln. Diese stiegen, wenn ein Reiher sich sehen ließ, in die Luft, bis sie weit über dem gejagten edlen Wilde schwebten und auf dasselbe herniederstürzten. Kam der Reiher zur Erde, so legte der König ihm einen kupfernen Ring um den Hals und ließ ihn dann wieder fliegen. Oft wurden 4 bis 5 Reiher an einem Tage gebeitzt. Bei dieser Unterhaltung mußte die Königin und die Prinzessinnen zuweilen als Zuschauerinnen erscheinen. Man zündete ein Feuer an und speiste im Freien.

Die Saujagden, ein für die Jäger oft halsbrechendes Vergnügen, wurden nicht blos in Wusterhausen, sondern an vielen andern Orten abgehalten, die der König auf seinen Revuereisen berührte, und wo er große Saugärten unterhielt. Im Jahre 1733 hatte man nach der Meldung des Oberforstmeisters Bock zu Stettin allein in den dortigen Revieren 1084 Wildschweine erlegt, woraus sich eine Vorstellung von der Ausdehnung ergiebt, welche diese Jagdart im ganzen Lande erlangte. Ueber das von dem Könige zu Wuster-

hausen höchst eigenhändig erlegte Wild existiren genaue Tabellen für die Zeit von 1717 bis 1738 [1]). Danach haben Sr. Majestät daselbst geschossen: 25,066 Rebhühner, 1455 Fasanen und 1145 Hasen. Das Federwildpret, soweit dasselbe nicht in der königlichen Küche verbraucht wurde, gehörte, nach einem zwischen ihr und ihrem Gemahle abgeschlossenen Contracte, der Königin, welche dasselbe verkaufen ließ und von dem Erlöse das Pulver und Blei zu den königlichen Jagden zu liefern, den Ueberrest aber für das Leinenzeug und die Garderobe der königlichen Kinder zu verwenden hatte.

Die Wildschweine wurden zu einem kleinen Theile verschenkt, die Hauptzahl derselben aber erhielt die Kämmerei der dem Jagdgebiet zunächst liegenden Stadt [2]), welche dieselben nach einer Taxe bezahlen und unter die Bürger vertheilen mußte, denen dann das Fleisch derselben ungefähr so theuer kam, wie das Rindfleisch nach dem jedesmaligen Marktpreise.

Ganz besonders aber ergötzte es den König, die Juden zu ärgern, indem er sie zwang, die Schweine zu kaufen, die er vor ihren Thüren abladen ließ. Alles Protestiren gegen die unreinen ungebetenen Gäste half

---

1) Königs Berlin IV. 2. p. 74.

2) Das ist aus der oft angeführten Bernauer Chronik ersichtlich. Der Bürgermeister bekam vier, der Apotheker drei Schweine u. s. w. Das Pfund kostete 1 Sgr. 3 Pf.

Nichts. Sie verſchenkten dieſelben gewöhnlich an die Armen oder an die Hoſpitäler.

Durch wie ſtrenge und grauſame Geſetze in den vergangenen Jahrhunderten das Jagdvergnügen der Regenten geſchützt war, haben wir bereits bei Erwähnung dieſer Zuſtände unter dem großen Kurfürſten geſehen. König Friedrich Wilhelm war gegen die Wilddiebe um Nichts nachſichtiger als ſein Großvater, ja er verfuhr in einzelnen Fällen mit weit größerer Willkür.

Durch Geſetz vom 9. Januar 1728 [1]) verordnete er, daß alle Wilddiebe, ſobald ſie, was durch einen kurzen Prozeß geſchehen muß, überführt ſind, ohne Gnade mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht werden ſollen. Und eine gleiche Strafe, heißt es ſodann, haben auch diejenigen zu erwarten, welche in unſeren Gehegen auch nur als Wilddiebe mit Büchſen oder Flinten und dabei habendem Wildpret angetroffen werden, denen zu keiner Entſchuldigung das Vorgeben dienen ſoll, daß ſie das Wildpret gefunden, ſondern ſie ſollen dieſes Einwandes ungehindert aufgehangen werden [2]). Ein Jägerburſche, der ein vom Könige angeſchoſſenes und

---

[1]) Mylius II. III. No. 57.

[2]) Außer der Criminalſtrafe mußte auch für jedes unbefugter Weiſe geſchoſſene Stück Wild eine hohe Geldſtrafe erlegt werden, und zwar für einen Hirſch oder ein Wildſchwein 500 Thlr., für ein Rebhuhn 150 Thlr., für einen Haſen 50 Thlr. ꝛc. Jagdverordnung von 1720. Mylius IV. I. 2. No. 104.

dann verendetes Rebhuhn gefunden und verkauft hatte, mußte sechs Jahre in Eisen karren. Die Rebhühner genossen besonderen Schutzes, weil sie gewissermaßen Regal der Königin waren, welche das Stück sich mit einem halben Thaler bezahlen ließ. Dieser Preis war nicht nur in Betracht des damaligen Geldwerthes übermäßig hoch, sondern stand auch mit der Wildtaxe der Jagdordnung von 1720 in keinem Verhältniß, da z. B. eine Schnepfe nur mit 4 Groschen angesetzt war. Außerdem verstand der König auch das Holz in seinen Forsten stets in gutem Preise zu erhalten, indem bei schwerer Strafe kein Gutsbesitzer sein Holz unter dem fiscalischen Taxpreise verkaufen durfte. Wie sehr diese Jagdgesetzgebung und der übermäßige Wildstand die Landescultur beeinträchtigen mußte, ist klar. Aber die beiden Hauptpassionen des Königs, das Militair und die Jagd, waren stärker als seine gesunde staatswirthschaftliche Vernunft.

Wie er Millionen für lange Kerle in's Ausland schickte, trotz seiner Ueberzeugung, daß der „lapis filosoforum" darin zu suchen sei, daß das Geld im Lande bleibe, ebenso ließ er die Felder der Bauern durch seine Wildschweine zerwühlen und verbot bei schwerer Strafe, die der Forstcultur so gefährlichen Biber zu tödten. Dagegen waren Preise auf Ausrottung der Raubthiere gesetzt, welche dem Wilde Schaden thun konnten. Gegen die wachsende Zahl der Wölfe wurde ein förmlicher

Kreuzzug gepredigt. Ein von Friedrich I. 1688 erlassenes Edikt schärfte er von Neuem ein, nach welchem die gesammte Einwohnerschaft der Städte und Dörfer sich bei den Wolfsjagden einzufinden hatte. Nur Geistliche, Beamte, schwangere Frauen, Wehmütter und der Stadtphysikus waren befreit [1]).

Machte auf solche Art der wirthliche Friedrich Wilhelm sein Jagdvergnügen zu einer sehr ergiebigen Einnahmequelle, so war er bei den sonstigen Ergötzlichkeiten, die er sich gestattete, darauf bedacht, die Kosten derselben möglichst einzuschränken. Statt prachtvolle Hoffeste während des Winters zu veranstalten, richtete er unter den reichsten Adligen in Berlin eine Art von Kränzchen ein, welches bei denselben der Reihe nach umging. Der König besuchte dieselben mit seiner Familie selbst, hatte dort gewöhnlich sein Rauchzimmer und sah dem Spiel und Tanzen zu, wobei er strenge auf Ordnung hielt und namentlich Acht gab, ob die anwesenden Damen nicht etwa durch Coquetterie und Liebeleien den königlichen Prinzessinnen Aergerniß und Anstoß gaben. Im Jahre 1733 wurden diese Gesellschaften in ein gemeinschaftliches Local verlegt. Der König räumte dazu einige Säle des Fürstenhauses ein, wo jetzt das Werder'sche Gymnasium sich befindet, und übertrug die Leitung dem sogenannten „Starken Mann," dem

1) Edict vom 3. Febr. 1708. Mylius IV. I. 2. No. 74.

Jongleur und Schauspielunternehmer von Eggenberg. — Die merkwürdige deshalb erlassene Ordre vom 7. Januar 1733 lautet[1]):

„Demnach Sr. Majestät in Gnaden wollen, daß die Assembleen wieder ihren Anfang nehmen sollen, Sie aber bei denen hiebevor gehaltenen Assembleen wahrgenommen, daß viele in ihren Häusern den erforderlichen Raum nicht gehabt, es ihnen überdem auch viele Incommodité verursacht, und an ihre Meubles Verlust erlitten, als haben Sr. Maj. resolviret, daß der sogenannte starke Mann, Karl von Eggenberg, Entreprenneur der Assembleen sein, und zu dem Ende solche in dem Fürstenhause wöchentlich zweimal, Dienstag und Freitag halten, wozu er Holz, Licht, Spieltische und zwei Chor Hautbois fourniren, dahingegen ihm diejenigen, welche in nachstehender Liste Assemblee gehalten (folgen 24 Namen von Gesandten, Generalen und hohen Beamten) dreißig Thaler geben, und davon den ganzen Winter über frei hingehen, und dabei Caffee, Thee, Chocolade und Limonade umsonst haben, diejenigen aber, so unter der Liste nicht begriffen, vor der Entrée acht Groschen, Caffee, Thee, Chokolade und Limonade apart, und die so spielen sechzehn Groschen Chartengeld bezahlen, die Capitains und Subaltern-Officiers aber von allem diesen befreit sein sollen. Friedrich Wilhelm.

---

[1]) Förster F. W. Bd. I. p. 211.

Da Eggenberg nicht ordentlich wirthschaftete, so wurden die Assembleen später wieder, wie Anfangs, Reihe um gehalten. Im königlichen Schlosse veranstaltete der König nur bei ganz absonderlichen Gelegenheiten eigentliche Hoffeste. Wenn auswärtige Fürstlichkeiten zum Besuch kamen, oder Verlobungen und Hochzeiten in der Familie gefeiert wurden, dann strahlten die unvergleichlich schönen Räume des Palastes in hellem Glanze, und fremde Reisende waren erstaunt über die solide Pracht, die sie hier erblickten. Denn die verschwenderisch reiche Einrichtung, welche Friedrich I. in den nach Schlüter's Angaben auf's Geschmackvollste verzierten Gemächern beschafft hatte, war durch die Vorliebe, welche der sonst so sparsame Friedrich Wilhelm für schweres Silberzeug hatte, noch stattlicher geworden. Da es fast die angelegentlichste Sorge des Monarchen ausmachte, eine mit baarem Gelde gefüllte Schatzkammer zu haben (den papiernen Reichthum unserer Tage kannte man noch nicht), so glaubte er mit Recht, keine Verschwendung zu begehen, wenn er einen nicht unbeträchtlichen Theil des angehäuften Silbers in schöne Formen umgießen ließ, wobei nur das verhältnißmäßig nicht beträchtliche Arbeitslohn der Gold- und Silberschmiede verloren ging, während anderseits der Vortheil erzielt wurde, daß er den Nachkommen ein nicht so leicht angreifbares Kapital hinterlassen konnte. In dem weißen und dem Rittersaale des Berliner Schlosses standen bereits

zwei große Schenktische, auf welchen die Prachtgefäße aus den Zeiten der Kurfürsten paradirten. Der König bereicherte dieselben durch viele schwere silberne Humpen und Schalen. Außerdem ließ er in den weltbekannten Augsburger Fabriken Bestellungen machen und setzte auch die Berliner Goldschmiede, ganz besonders aber den damals berühmten Lieberkühn in Thätigkeit. Zehn silberne Kronleuchter, jeder für 6000 Thaler, zwanzig Girandolen, jede für 3000 Thaler, wurden angeschafft, massive silberne Tischgestelle und Spiegelrahmen in Berlin und Potsdam angebracht, vor Allem aber das große Musikchor im weißen Saale, welches über 3600 Pfund wog und mit dem Arbeitslohn für 94,812 Thaler an Lieberkühn verdungen war.

Der Ruf vergrößerte natürlich die Zahl und den Werth dieser Prachtstücke, und man verglich die Schlösser zu Berlin und Potsdam mit den Palästen des Pharasmanes und des Darius [1]). Die Königin erhielt von ihrem Gemahl viele Stücke aus massivem Golde in ihr Wohnzimmer, und auch die königlichen Kinder, die sonst, wie Morgenstern versichert, fast niemals von ihrem Vater beschenkt wurden, bekamen zu Weihnachten gewöhnlich Beiträge zu einem silbernen Tafelgeschirr.

---

[1]) Königs Berlin IV. I. p. 169. 2. p. 106.

Als der König von Polen den Beſuch erwiederte, welchen Friedrich Wilhelm in Dresden abgeſtattet hatte, paradirten bei den ihm gegebenen Feſten dieſe Herrlichkeiten, während die Bewirthung ſo ſparſam eingerichtet werden mußte, als es ohne Verletzung des Anſtandes geſchehen konnte. Für die Reiſe des Czaren Peter, der auf dem Wege nach Holland faſt das ganze preußiſche Gebiet von Königsberg bis Weſel mit ſeinem Gefolge durchzog, in deſſen Mitte er ſelbſt in halbem Incognito ſich befand, hatte der König alles in allem ſechstauſend Thaler bewilligt, mit dem Zuſatze: „Man ſoll aber ein großes Aufheben davon machen, als wenn es wenigſtens 40,000 Thaler wären.“ Von dieſen 6000 Thalern wurde kaum die Hälfte verbraucht, deſſenungeachtet befahl der König auf's Genaueſte, wie dieſe Summe durch verdoppelte Einſchränkung der königlichen, ohnehin ſehr knappen Haushaltung wieder eingebracht werden müßte.

Unter die Vergnügungen des Monarchen gehörte außer den bereits erwähnten Dingen auch die Muſik und das Theater. Die von ſeinem Vater beſoldete zahlreiche Kapelle verabſchiedete er bei der Thronbeſteigung und behielt nur den Kapellmeiſter Pepuſch bei, der aus Regimentsmuſikern ſich eine neue Kapelle bilden mußte. Die Mitglieder derſelben erhielten nur eine geringe Zulage zu ihrem Tractament, ſo daß für die Muſik nicht

viel Geld ausgegeben wurde. Es wird berichtet, daß dem Könige die Händel'schen Opern besonders gefielen. Er habe sich dieselben, für Blaseinstrumente arrangirt, des Nachmittags ganz allein vorspielen lassen, sei aber oft dabei eingeschlafen, wo dann die Musiker die Stücke, die ihm dadurch entgangen, wiederholen mußten. Diese Hauthoisten, welche bei großen Gelegenheiten in Mohrenhabit gesteckt wurden, spielten auch in den vierundzwanzig Assembleen zum Tanze auf. In ähnlich ökonomischer Weise wurde nach Beseitigung der italienischen Oper Friedrich des Ersten für das Theater gesorgt. Im Anfang seiner Regierung war der König gegen alles Comödiantenwesen sehr eingenommen und erließ mehrfache Verordnungen, in welchen die Schauspieler mit den Seiltänzern, Gauklern und Zahnbrechern auf dieselbe Stufe gestellt und ihnen verboten ward, auf den Jahrmärkten ihre Künste zu zeigen. Im Jahre 1717 lernte er aber den oben erwähnten starken Mann Eggenberg kennen, an dem er großes Gefallen fand und ihm nicht nur das Arrangement der Assembleen übertrug, sondern demselben auch gestattete, überall seine Kraftstücke und Seiltänzerkünste sehen zu lassen und Comödien aufzuführen, dergestalt jedoch, daß er dabei keine gottlose, sündliche, ärgerliche und unehrbare oder dem Christenthum nachtheilige Dinge, sondern lauter innocente Sachen, wodurch die Leute ein honet-

tes Amusement haben, spielen sollte. Er wurde zugleich zum königlich preußischen Hofcomödianten ernannt und eröffnete alsbald eine Schaubühne auf dem königlichen Stallplatz. Da die Einnahme nicht reichte, um die Kosten zu decken, so nahm der König die ganze aus sieben Personen bestehende Truppe in Sold. Sie erhielten zusammen monatlich 148 Thlr. 18 Sgr. 8 Pf., wofür sie Dienstags und Donnerstags in Berlin und Potsdam vor dem Hofe spielen mußten. Um ihnen zu einer größern Einnahme zu verhelfen, befahl der König, daß bei namhafter Strafe alle zu Berlin befindlichen Collegien der Beamten Comödienbillets lösen und täglich einige ihrer Mitglieder nach der Reihe als Deputirte in's Schauspiel schicken sollten.

Im Jahre 1734 kam eine Bande von Marionettenspielern nach Berlin, deren Aufführungen bei der Geistlichkeit Anstoß erregten. Der König beauftragte den Hofprediger Rolof, sich die Stücke anzusehen und darüber zu berichten. Der ehrwürdige Herr lehnte das aber als mit seiner Würde unverträglich ab, und es wurde statt seiner ein Candidatus Theologiä in's Theater geschickt. Der König war selbst zugegen. Als er bemerkte, daß der Candidat seine Schreibtafel herauszog, um eine unpassende Aeußerung der Schauspieler zu notiren, stand er auf, verließ den Saal, und die Truppe erhielt noch am selbigen Abend die Weisung,

binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen und nie wieder zu kommen [1]).

Ueber die von ihm selber bezahlten Hofcomödianten hatte der König dem General Dönhof die Aufsicht übertragen, wie er ja überhaupt die Officiere für befähigt hielt, jede Art von Geschäften zu besorgen. Dönhof hatte genug zu thun, um die liederlichen Mitglieder der Truppe in Ordnung zu halten. Ueber die größten Kleinigkeiten mußte er dem König Rapport abstatten, und seine Berichte, die er mit möglichster Ersparung von Zeit, Raum und Papier abfaßte, bilden ein wunderliches Gemisch von militairischen und theatralischen Angelegenheiten. z. B. der starke Mann hatte sich zusammt seiner Frau betrunken und, ohne Sr. Majestät Genehmigung vorher einzuholen, zwei der besten Acteurs, den Harlequin und den Zahnarzt verabschiedet, wobei Dönhof gleichzeitig anfragte, ob der zum Tode verurtheilte katholische Deserteur, der erklärt habe, reformirt werden zu wollen, nicht bis zu seiner erfolgten Bekehrung am Leben bleiben dürfe, zumal die Marterwoche herannahe. Der König schrieb unter solche Berichte summarisch: „Soll vor dem Fest hangen. Soll Dönhoff sammt Harlequin herkommen."

---

1) Förster, Fr. W. Bd. I. p. 316. Aus dem handschriftlichen Tagebuch jenes Candidaten, des nachmaligen Pastors Kühze an der Nicolaikirche zu Berlin.

Es wurde eben Alles vom Größten bis zum Kleinſten kurz und bündig abgemacht, und der König regierte ſein Vergnügungs-Departement mit derſelben unumſchränkten Alleinherrſchaft wie den geſammten preußiſchen Staat.

Zwölftes Kapitel.

Innere Angelegenheiten des Staates. Rechtspflege und Polizei.

Nachdem wir ſo die perſönlichen Eigenthümlichkeiten des Monarchen kennen gelernt haben, wird es klar werden, wie dieſer naturwüchſige Herrſcher es verſtanden hat, den Grund zu all' den Eigenthümlichkeiten zu legen, durch welche Preußen ſich weſentlich von andern Ländern unterſcheidet, ſo daß gar viele von den Vorzügen ſowohl als von den Mängeln des eigenthümlichen preußiſchen Volkscharakters aus dem Samen emporgewachſen ſind, welchen unſere Voreltern auf des gewaltſam durchgreifenden Königs Geheiß unter großen Schmerzen, Aufopferungen und Entbehrungen in den Boden ſenken mußten.

Wenn wir von den inneren Angelegenheiten des Staates uns zuerſt zur Betrachtung der Rechtspflege

wenden, so dürfen wir nicht vergessen, daß in jenen Zeiten das Rechtsbewußtsein bei den Völkern in vieler Beziehung ebensowenig entwickelt war, als bei den Fürsten. Auf Friedrich Wilhelm I. hat das in so vollem Maße Anwendung, daß man kaum weiß, ob die Gerechtigkeitsliebe, die er sich selbst mit innigster Ueberzeugung zuschrieb, unter seine Vorzüge oder unter seine Fehler zu rechnen ist.

Daß Gerechtigkeit gleichbedeutend sei mit der Herrschaft des Gesetzes, vor welchem kein Ansehen der Person gilt, war freilich ein aus dem Alterthum überlieferter Satz, der in Aller Munde lebte. Man bildete viel öfter als heut zu Tage die Themis mit verbundenen Augen ab, Schwert und Wage in den Händen haltend. Allein der wahre Sinn dieses Symbols war abhanden gekommen. Erst am Schlusse des Jahrhunderts wurde das Wort „Menschenrechte" mit Bewußtsein ausgesprochen, und noch ein halbes Jahrhundert nach der Zeit, von der wir reden, konnte Friedrich der Große unmuthig ausrufen, daß er über Sclaven herrsche und solcher Herrschaft müde sei [1]).

Waren auch die Unterthanen Friedrich Wilhelm's des Ersten nicht Sclaven im strengsten Sinne des Wortes,

---

[1]) Daß der König wirklich diese Worte gesprochen, ist nicht nachweisbar. Die innere Wahrheit derselben aber kann nicht geleugnet werden.

ſo wurden die Einzelnen doch, ſo oft es dem Könige beliebte, wie Sclaven behandelt. Wenn er von Auguſt dem Starken eine Schwadron Dragoner gegen einige große japaneſiſche Porzellanvaſen eintauſchte oder der Kaiſerin von Rußland für eine Anzahl langer Rekruten eine Schaar von Eiſenarbeitern aus ſeinen Staaten zum Gegengeſchenk machte, die er mit Gewalt durch Soldaten aufheben und nach Rußland transportiren ließ [1]), ſo war das Sclavenhandel in aller Form, und wir hören auch nicht, daß etwa ein Schrei der Empörung über ſolche Vorgänge im Lande ertönt wäre. Denn der König war oberſter Herr und oberſter Richter über ſeine Unterthanen, die ihm ſtummen Gehorſam ſchuldeten, nach Gottes Wort, wie es allſonntäglich von den Kanzeln verkündet wurde. Das oberſte Richteramt der Könige wurde ſo aufgefaßt, daß die Monarchen berufen wären, die Streitigkeiten der Unterthanen nach ihrer eigenen, von Gott ſtammenden höheren Weisheit zu entſcheiden, und nur weil bei der Ausdehnung der Länder die Kräfte eines Einzelnen nicht ausreichten, ſtellte er Richter an, welche in ſeinem Staate nach den von ihm gegebenen oder gebilligten Geſetzen Recht zu ſprechen hatten. Zwar geſtattete man willkürliche Eingriffe der Fürſten in Privat- und Eigenthumsrechte der

---

[1]) Förſter, Fr. W. Bd. II. p. 299. Die Kaiſerin legte mit Hilfe dieſer Leute die berühmte Fabrik in Tula an.

Unterthanen nur ausnahmsweise, nämlich da, wo der persönliche Vortheil des Fürsten in's Spiel kam, allein ein Mann wie Friedrich Wilhelm hielt sich auch durch diese Grenze nicht gebunden, wenn seine Leidenschaften ihn beherrschten. Und giebt nicht noch lange nachher die bekannte Geschichte vom Müller von Sanssouci den besten Belag dafür, wie sehr man einen Fürsten bewunderte, der den Unterthanen gestattete, durch Anrufung der Gerichte ihr Eigenthum gegen die Launen des Herrschers zu schützen!

Eine solche, wenn auch nur schwache Schranke der Willkür bestand aber in Strafsachen zur Zeit Friedrich Wilhelm's durchaus nicht. Daß ein Mensch wie Faßmann des Königs unbeschränktes Recht über Leben und Tod und seine Machtvollkommenheit, Strafen zu mildern und zu schärfen, ohne weiteres anpreist, ist nicht zu verwundern. Aber auch der Verfasser der Charakterzüge, welche unter Friedrich's II. Regierung geschrieben sind, vertritt die gleiche Ansicht, und der König verfuhr auf diesem Gebiete vollkommen despotisch. Von tiefem Mißtrauen gegen Alles erfüllt, was Jurist hieß, meinte er, daß jeder Verbrecher den Richter bestochen habe, um ein mildes Urtheil zu erlangen. Er verschärfte deshalb fast jedes Criminalurtheil, welches ihm zur Bestätigung vorgelegt wurde, und zwar in bestem Glauben, denn er hatte, wenn weder Eigennutz noch Rache ihn beeinflußten, den festen Willen Gerechtigkeit zu üben.

„Die schlimme Justiz," schrieb er schon am 10. März 1710 an den Minister Katsch, „schreit gen Himmel, und wenn ich's nicht remedire, so lade ich selbst die Verantwortlichkeit auf mich!" Der König machte während seiner ganzen Regierung vielfache Versuche, die Gesetzgebung und das Proceßverfahren zu verbessern, ohne sonderlichen Erfolg zu erzielen. Einmal war die Trennung der Rechtsprechung von der Verwaltung noch nicht durchgeführt, ganz besonders aber fehlte es an tüchtigen, ausreichend besoldeten Richtern. Beim Kammergericht z. B. waren überhaupt unter zweiundzwanzig Richtern nur sechs besoldete [1]), die übrigen dienten theils in Erwartung ihrer Beförderung, theils hatten sie sogar ihre Stellen erkauft und waren auf Gerichtssporteln angewiesen, eine Verführung zur Bestechlichkeit und zur Rechtsverschleppung, denen gar viele unterlagen. Der König seinerseits trug auch nicht dazu bei, den Richterstand in seiner eigenen Achtung und in den Augen des Publikums zu heben, vielmehr äußerte er bei jeder Gelegenheit die größte Geringschätzung gegen das Schreibervolk, zu dem er vor Allen die Advokaten und Juristen zählte. Als ihm einst von einflußreicher Seite ein junger Adlicher zur Anstellung empfohlen war, so befahl er zu prüfen, ob er „Kopp" habe, dann

---

[1]) Charakterzüge VI. 82. 96. Der Verfasser war selbst Richter und kannte die Sachen aus eigener Erfahrung.

soll man ihn bei dem Generaldirectorium beschäftigen, ist er aber ein dummer Teufel, so soll er clevischer Regierungs- (d. h. Obergerichts-) Rath werden.

Unter solchen Umständen konnten die trefflichen allgemeinen Ideen, die theils aus des Königs gesundem Verstande hervorgingen, theils besonders von dem schon unter dieser Regierung hochgestellten Cocceji herrührten, nur geringe praktische Wirkung haben. Der König faßte sogar einmal den Plan, ein allgemeines Gesetzbuch für seine Staaten in deutscher Sprache verfassen zu lassen, und erließ deshalb eine äußerst klare und vernünftige Ordre an die Juristenfacultät in Halle[1]). Er hoffte auf diese Weise den Rabulistereien der Ausleger des römischen Rechts ein Ende zu machen. Die lange Dauer und die Kostspieligkeit der Processe fiel nach seiner Meinung lediglich den Advokaten zur Last, die ihm, wegen der vielen fiscalischen Processe, die verloren gingen, auf's Tiefste verhaßt waren. Er wollte ihre Zahl beschränken, womöglich den ganzen Stand beseitigen, den er durch eine lächerliche Amtstracht verächtlich machte, ohne welche kein Advokat sich auf der Straße zeigen durfte.

Dem obersten Gesichtspunkt seiner ganzen Regierung, welche darauf ausging, den preußischen Staat

---

1) Die Ordre ist augenscheinlich von Cocceji mit verfaßt. Abgedruckt in Reischer und Wilda's Zeitschrift VI. 88.

nicht nur dem Auslande, sondern auch dem Reiche gegenüber unabhängig hinzustellen, entsprechen die Bemühungen, seine Gerichte von dem Einfluß der Reichsgerichte frei zu machen und die Berufungen an dieselben zu erschweren oder gar zu verbieten. Doch mußte er sich zuletzt überzeugen lassen, daß ein solches Verfahren den Reichsgesetzen widerspräche und bei der Eifersucht des Kaisers nicht durchzuführen wäre. Vom Anfang bis zum Ende seiner Regierung ward er nicht müde, verbesserte Ordnungen für alle Theile der Rechtsverwaltung zu erlassen. Allein die Zeit war für gründliche gesetzgeberische Arbeiten noch nicht reif. So hatten sich z. B. auf dem Gebiete des Strafrechts schon längst erhebliche Bedenken gegen die Rechtmäßigkeit der Folter, der Hexen- und Zauberprocesse und ähnlicher Dinge im Publikum verbreitet, und der König neigte auf die verständigere Seite. Aber er gerieth dennoch in einzelnen Fällen mit sich selbst in Widerspruch, denn obgleich er z. B. bereits 1714 alle Hexenverfolgungen verbieten und die Pfähle, an denen man die Hexen verbrannte, wegschaffen ließ, so verordnete er doch gleichzeitig, daß Tortur- und Todesstrafe in Hexenprocessen nur mit seiner Genehmigung vollstreckt werden sollte. Dergleichen wurde also ausnahmsweise auch ferner gestattet, wie unter andern noch 1738 ein Mädchen wegen Bündnisses mit dem Teufel lebenslang in's Spinnhaus kam.

Weil man wußte, daß der König in seinem Eifer

für das, was er Gerechtigkeit nannte, und aus wirklichem Abscheu vor dem Verbrechen fast jedes ihm vorgelegte Criminalurtheil verschärfte, so milderte man die Strafen so viel wie möglich, doch erreichte man dadurch Nichts, weil der König nun um so mißtrauischer wurde. Mit besonderer Strenge hielt er darauf, daß den Worten der Bibel gemäß jede Blutschuld mit dem Leben gesühnt würde. Da galten keine Milderungsgründe. Ein Obrist, der das Unglück gehabt hatte, seinen Bruder im Duell zu tödten, mußte sterben. Seine rührenden Bitten um Begnadigung, welche er in Form eines Psalms dem Könige vortrug, beantwortete dieser mit grausamem Humor ebenfalls in Versen:

Brudermord und Blutvergießen
Muß man mit dem Tode büßen.

Eben so unerbittlich war er gegen Beleidiger der königlichen Majestät, deren Unantastbarkeit er gleichfalls aus der heiligen Schrift herleitete, und dieselbe Heiligkeit sollte auch dem königlichen Eigenthume und den Staatskassen zu Gute kommen, denn ein Kassenverbrechen betrachtete er nicht blos als Diebstahl, sondern sah darin zugleich Majestätsbeleidigung und ein Antasten der festen finanziellen Grundlage des ganzen Staates. War kein vollständiger Ersatz des Schadens zu erlangen, so wurden die untreuen Verwalter ohne Weiteres aufgehängt und ihren Familien das letzte Stück Bett abgepfändet. Als der Justizminister einst für die unglückliche Wittwe eines

ſolchen Verbrechers um Nachſicht bat, ſchrieb der König an den Rand: „Sollen nicht einen Pfifferling erlaſſen, ſollen Alles wegnehmen, was übrig iſt.“ Den Domainenrath von Schlubhut, welcher einen Theil der Salzburger Emigrantengelder unterſchlagen hatte, ließ der König vor ſich kommen und drohte ihm mit dem Galgen. Als Schubhut es wagte, ſich auf ſeine Adelsprivilegien zu berufen, und Erſatz anbot, rief der König: „Ich will Dein ſchelmiſches Geld nicht haben!“ und ließ ihn an einem eigens vor den Fenſtern der Domainenkammer errichteten Galgen aufknüpfen. Ein königlicher Bedienter, der im Schloſſe geſtohlen hatte, wurde auf ausdrücklichen Befehl des Königs ſtundenlang in kannibaliſcher Weiſe gemartert, auf dem Wege durch die Stadt mit glühenden Zangen geriſſen und dann gerädert. Frau und Kinder des Unglücklichen mußten der Execution zuſehen! „Ich bin ja ſonſt in meinem eignen Hauſe nicht mehr ſicher!“[1]) Unter denſelben Geſichtspunkt ſind auch die Strafſchärfungen gegen Wilddiebe zu bringen, die der König mehr als einmal gegen den Ausſpruch der Gerichte zu hängen befahl. Ein junger Menſch, der ein Paar Rebhühner geſtohlen hatte, erhielt

---

[1]) Der 7. Band der Charakterzüge enthält viele dergleichen Fälle. Daß der König übrigens in Bezug auf den letzterwähnten Vorfall nachher Reue empfand, geht daraus hervor, daß er die Kinder des zu Tode Gemarterten auf ſeine Koſten erziehen ließ.

sechs Jahre Strafarbeit in Eisen. Gegen des Königs Strafschärfungen durfte kein Gericht Einwendungen machen, und wenn auch bei Friedrich Wilhelm's unbändigem Jähzorn es nicht allzu selten geschah, daß ein Unschuldiger leiden mußte, so waren die Richter doch viel zu sehr eingeschüchtert, als daß sie Widerstand gewagt hätten. Sie waren außerdem von dem unbeschränkten Rechte des Fürsten über Leben und Tod seiner Unterthanen ebenso überzeugt, wie Jedermann sonst. Hatte der Herr sich übereilt, so mochte er selbst es verantworten. Man betrachtete die Hinrichtung eines Unschuldigen so ziemlich mit denselben Augen, wie man jetzt den Tod eines Kranken ansieht, welcher durch falsche Behandlung seines Arztes das Leben verlor[1]). Daß der König seinen Umgebungen durch Stockprügel

---

[1]) Die Charakterzüge, deren Verfasser selbst Richter unter Fr. Wilhelm I. war, geben ein deutliches Bild davon, wie etwaige Gewissensscrupel der Behörden vor der Furcht nicht aufkommen konnten, welche des Königs Befehle einflößten. — Bei einem Tumult der Bauleute an der Petrikirche hatte der König geschrieben: „Man soll den Rädel früher aufhängen, als ich morgen nach Berlin komme." Da unter den Leuten Niemand Rädel hieß, war man im Begriff, einen ganz unschuldigen Unterofficier Rädel zu hängen, als zufällig ein Secretair des Königs von der Sache hörte und entzifferte, daß der König „Rädelsführer" gemeint hätte. Man nahm nun in der Eile Einen, der rothe Haare hatte und deshalb verdächtig war, und hängte ihn auf.

und Fußtritte sein Mißfallen zu erkennen gab, wußte Jedermann, und es schien nur eine weitere Ausdehnung des königlichen Züchtigungsrechts, wenn er mit Galgen und Rad gegen Diejenigen verfuhr, die sein Arm nicht unmittelbar erreichen konnte.

Dem Könige war es Gewissenssache, daß kein Verbrechen in seinen Landen straflos bliebe. Deshalb dehnte er das Spionirwesen, welches er, wie wir sahen, zur Beaufsichtigung der Beamten in Gang gebracht hatte, durch das Organ der Fiscale über alle Unterthanen aus. Der Generalfiscal hatte seinen Sitz in Berlin, und seine Unterbeamten, die Hoffiscale, übten das Späher- und Denunciantenamt in den Provinzen aus. Diejenigen, welche nicht häufig genug Anklagen vorbrachten, wurden als faul und nachlässig bestraft oder weggejagt, so daß sie alles Mögliche hervorsuchten, um Stoff für ihre Anschuldigungen zu finden. Alle Welt war voll Furcht und Schrecken. Das erreichte die größte Höhe, als der König 1731 einen gewissen Wagner, welcher den preußischen Werbern in die Hände gefallen war, als einen besonders pfiffigen Menschen kennen gelernt hatte, und vom gemeinen Reiter plötzlich zum Generalfiscal erhob. Niemand bis zu den höchsten Beamten herauf blieb vor den frechen Anklagen dieses Menschen sicher, der zum Glück nicht lange nach seiner Ernennung starb. Sein Nachfolger war der Geheime Justizrath Gerbett, welcher zwar weniger willkürlich ge-

wirthschaftet zu haben scheint, indessen ebenfalls seinen Diensteifer durch fortwährende Denunciationen bekunden mußte, wenn er des Königs Gnade nicht verscherzen wollte.

Die Strafschärfungen blieben nach wie vor das Gewöhnliche, und besonders hatten Diebe keine Gnade zu hoffen. Immer neue und verschärfte Gesetze erließ der König gegen dieselben. Hausdiebe wurden vor der Thüren der Gebäude aufgehängt, wo sie gestohlen hatten. Eine Dienstmagd kam wegen Entwendung von 3 Rthr. 10 Groschen an den Galgen. Auch Bankerutirer wurden unter Umständen gehängt [1]). So kam es dahin, daß bei dem Widerwillen des Königs gegen alle lauten öffentlichen Vergnügungen des Volkes die vielen oft grausamen Hinrichtungen eine Hauptunterhaltung des Publikums bildeten. Die Zucht- und Spinnhäuser im ganzen Lande konnten die Zahl der Verurtheilten nicht fassen, und glücklich waren die Angeklagten, denen es in leichteren Fällen gestattet wurde, durch oft sehr hohe Geldsummen ihre Begnadigung zu erkaufen.

Die alten Criminalstrafen der peinlichen Halsgerichtsordnung Karl's V. kamen in ihrer ganzen schaudererregenden Grausamkeit zur Anwendung. Daß die

---

1) Vier hierauf bezügliche königliche Verordnungen von 1715 bis 1736 bei Mylius. Einzelne zum Theil sehr merkwürdige Beispiele sind im 7. Heft der Charakterzüge zusammengestellt.

unglücklichen Verbrecher mit glühenden Zangen gekniffen, mit Zungenausreißen, Handabhauen u. s. w. gemartert wurden, bevor man sie lebendig räderte, war nichts Seltenes [1]). Sogar auf bloße Polizeivergehen folgten dergleichen Strafen. Wer eine Straßenlaterne beschädigte, sollte nach dem Erlaß vom 18. Sept. 1732 Staupenschlag und Landesverweisung erleiden und außerdem auf der Stirn mit glühendem Eisen gebrandmarkt werden.

Die schlechte Beschaffenheit der Rechtsverwaltung unter dieser Regierung rührte zum Theil grade davon her, daß die eigentliche Polizeigewalt von der Regierungs- und Richterthätigkeit nicht gehörig geschieden war. Ist es doch überhaupt fast unmöglich, das Gebiet der Polizei begriffsmäßig genau festzustellen. Sie soll einerseits verhüten, daß Verbrechen begangen werden, und andererseits für Ordnung, Sicherheit und Ruhe im Innern des Staates nach allen Seiten hin Fürsorge treffen.

Unter einem despotischen Regenten, wie Friedrich Wilhelm I., welcher von dem Bewußtsein ausging, daß

---

1) Ein Jude Hirsch war wegen Verleumdung königlicher Behörden zum Staupenschlag verurtheilt worden. Weil er unter den Schmerzen der Schläge gräßliche Verwünschungen und Gotteslästerungen ausstieß, wurde ihm die Zunge ausgeschnitten, er mit derselben dreimal auf den Mund geschlagen, dann aufgehängt und ihm die ausgeschnittene Zunge an der linken Schulter befestigt

ihm über alle Unterthanen dieselbe schrankenlose Gewalt zustehe, welche ein Vater über seine unmündigen Kinder übt, hatte die Polizeigewalt überhaupt gar keine Grenzen. Der König war seiner Ueberzeugung nach vor Gott für Alles verantwortlich, was in seinem Staate vorging, deshalb mußte auch Er allein Alles anordnen und befehlen dürfen. Seine Ansichten über Staatswirthschaft, Handel und Gewerbe, vor Allem aber seine Heereseinrichtungen konnten nur aufrecht erhalten werden, wenn der Einzelne seine Willensfreiheit, ja seine ganze Persönlichkeit dem allgemeinen Besten aufopferte, und dies allgemeine Beste war in jedem Falle gleichbedeutend mit dem augenblicklichen Willen des Königs. War dieser nun selbst höchst launenhaft und von jedem wechselnden Eindruck bedingt, so ist es nicht zu verwundern, daß sich in seinen Erlassen ebenfalls allerlei Seltsamkeiten offenbarten, ja daß kaum eines seiner Gesetze von dergleichen absonderlichen Zuthaten frei ist, wenn auch im Ganzen und Großen der gesunde Verstand und die große alle Lebensbeziehungen umfassende Sachkenntniß durchweg hervorleuchtet. Denn bei der regen Thätigkeit, welche Friedrich Wilhelm während seiner ganzen Regierungszeit entwickelte, geschah es kaum, daß irgend ein Akt der gesetzgeberischen Thätigkeit, namentlich auf dem Gebiete der Landespolizei, veröffentlicht wurde, an dem er nicht durch eigenhändige oder von ihm dictirte Bemerkungen und Aenderungen Antheil gehabt hätte,

wie denn ſeine perſönlichſte Ausdrucksweiſe ſtets deutlich zu erkennen iſt.

An höchſter Stelle gingen die Polizeiſachen für den ganzen Staat allerdings von dem Generaldirektorium zu Berlin aus, unter deſſen einzelnen Mitgliedern die Angelegenheiten der einzelnen Provinzen vertheilt waren, allein in den Städten und auf dem Lande waren die Grenzen polizeilicher Befugniſſe zwiſchen den Civil- und Militairbehörden, den Geiſtlichen und den Gutsbeſitzern in ſo verwickelter Weiſe vertheilt, daß dadurch die größte Verwirrung entſtand, und der König, welcher erkannte, wie nachtheilig eine ſolche Unbeſtimmtheit wirkte, namentlich für Berlin die geſammte Polizeiſtrafgewalt über alle Bewohner ohne Ausnahme dem Magiſtrate beilegte, dem ſogar die Officiere ſich zu geſtellen hatten, und von deſſen Entſcheidungen keinerlei Berufung ſtattfinden ſollte [1]).

Die Polizeigeſetzgebung des Königs war auf allen Lebens- und Verkehrsgebieten eine äußerſt lebendige, namentlich in Bezug auf die Gewerbeverhältniſſe und die Fabrikangelegenheiten.

Das Feuerlöſchweſen, die Reinhaltung der Straßen in den Städten, die Bauordnung, Handels-, Handwerks- und Marktangelegenheiten, beſonders die verbotene Ein- und Ausfuhr gewiſſer Waaren, die Fa-

[1]) Patent vom 16. Juli 1735. Bei Mylius V. I. 1. No. 29.

briken, Maße und Gewichte, das Zunftwesen, Medicinalangelegenheiten, die Judensachen und unzählige andere Dinge wurden durch fortlaufende Anordnungen theils ganz neu geregelt, theils abgeändert.

Aus allen diesen Polizeivorschriften leuchtet ebensowohl des Königs praktischer Sinn und seine genaue Kenntniß aller bürgerlichen und gewerblichen Verhältnisse, als auch das Bewußtsein der Berechtigung, die Freiheit jedes Einzelnen behufs seiner Staatszwecke auf's Willkürlichste einzuschränken. Bei Besprechung der landwirthschaftlichen und Handelsangelegenheiten wird sich diese doppelte Richtung der königlichen Befehle zur Genüge herausstellen, und dieselben wären wohl geeignet, in einem eigenen Werke ausführlich im Zusammenhange dargelegt zu werden. An dieser Stelle mag es genügen, einige auffallende Beispiele aus andern Gebieten hervorzuheben. Daß der Unterschied der Stände und der Lebensbeschäftigungen entsprechend dem alten Zunftzwange streng aufrecht erhalten wurde, versteht sich von selbst. Der König trieb das so weit, daß er den Gutsbesitzern untersagte, die Dienerschaft der zum Besuch kommenden Fremden zu bewirthen, weil dadurch der im Dorfe mit der Schankgerechtigkeit beliehenen Person ihr Verdienst entzogen würde [1]). Dafür wurden

[1]) Declaration vom 21. Februar 1727. Mylius V. V. 5. No. 10.

denn auch die Schankwirthe auf's Strengſte angewieſen, ihre Gäſte mit guten unverfälſchten Getränken zu bedienen, wer dawider handelte, verlor bei der zweiten Uebertretung die Schankgerechtigkeit für immer, und an der Thür des Hauſes wurde eine ſchwarze Tafel mit dem Namen des Wirthes und ſeinem Verbrechen aufgehängt.

Die ſeit dem frühen Mittelalter ſich ſtets wiederholenden Luxusverordnungen hielt Friedrich Wilhelm nicht nur aufrecht, ſondern er verſchärfte dieſelben noch in einer Weiſe, welche der Freiheit des Einzelnen in ſeinem eigenen Hauſe in vieler Beziehung zu nahe trat. Wenn man bedenkt, daß wenige Jahre ſpäter mit Friedrich des Großen Regierungsantritt die neue Zeit anbrach, welche die allgemeinen Menſchenrechte auch den Fürſten gegenüber unantaſtbar hinſtellte und die Befugniſſe des Staates gegen die des einzelnen Bürgers ſcharf abzugrenzen begann, ſo iſt es gewiß ein merkwürdiges Zeichen von der Kraft, welche der Despotismus kurz vor ſeinem Ende entfaltete, daß die Berliner noch 1728 ohne Murren den königlichen Befehl aufnahmen, daß bei Hochzeiten nur Braut und Bräutigam und deren Eltern und Geſchwiſtern nebſt vier Gäſten einzuladen erlaubt, dagegen Schwäger und andere Verwandte an dem Feſte theilnehmen zu laſſen verboten wurde. Bei Kindtaufen durfte weder Muſik noch

Tanz stattfinden[1]). Ebenso wurden die Begräbnißfeierlichkeiten beschränkt. Schon früher hatte der König das Gesundheitstrinken, welches eine Aufforderung zur Völlerei enthielt (wie das damals allerdings der Fall sein mochte), bei schwerer Strafe verboten[2]). Das Alles, weil er sich das Recht zuschrieb, die Familienangelegenheiten der Unterthanen mit derselben väterlichen Gewalt wie die seines eigenen Hauses zu regeln.

In Berlin und Potsdam übte der Monarch in eigener Person recht eigentlich die Thätigkeit eines Polizeirichters aus und bewirkte durch die Furcht, die er einflößte, daß Niemand wagte, seine Gebote zu übertreten. Sparsamkeit und Fleiß gelten unter uns für Tugenden, deren Ausübung oder Verletzung Jedermann allein mit seinem Gewissen abzumachen hat, oder allenfalls mit den Personen, die ihn für seine Arbeit bezahlen. Friedrich Wilhelm erklärte Faulheit für ein Polizeiverbrechen und prügelte nicht nur eigenhändig die Spaziergänger auf der Straße, wenn sie über ihre Geschäfte nicht Auskunft geben konnten, sondern er entzog den Verkäuferinnen auf den öffentlichen Plätzen die Erlaubniß zum Gewerbebetrieb, ließ sie auch wohl in's Spinnhaus stecken, wenn sie nicht täglich ein bestimmtes Gewicht Perso spannen oder strickten. Praktisch und haushälte-

1) L——

No. 10. erordnung vom 1. Juli 1728.
rordnung vom 31. März 1718.

risch waren solche Maßregeln allerdings, und sie hatten auch insofern gute Wirkung, als die Leute sich erst gezwungen, allmählich aus Gewohnheit einer nüchternen und arbeitsamen Lebensweise befleißigten. Allein weil alle diese Anordnungen der Ausfluß persönlichen königlichen Beliebens waren, so hatten sie auch nicht länger Bestand als diese Persönlichkeit selbst. Deshalb wurden neben vielen rohen und gewaltthätigen auch gar viele gute und heilsame Dinge begraben, als man den König in seine Gruft senkte. Dagegen überdauerten ihn, theilweise bis auf unsere Tage, die Schöpfungen, welche er nach einem großen, reiflich durchdachten Plane auf dem Gebiete entfaltete, für welches er neben seiner soldatischen Thätigkeit am meisten befähigt war, auf dem Gebiete der eigentlichen inneren Landesverwaltung nämlich, der das nächste Kapitel gewidmet ist.

Dreizehntes Kapitel.

Verwaltung des Landes.
Das General-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium.

Carlyle hat es ausgesprochen, daß die Arbeiten, welche unter Friedrich Wilhelm's landesväterlicher Zucht gediehen, an Genialität den Werken großer Künstler und Dichter Nichts nachgeben, und wenn wir die Thätigkeit

eines Mannes, der aus innerem Drange, mit tiefer Einsicht und unermüdeter Anstrengung an die Lösung einer Aufgabe schreitet, für welche er durch seine natürlichen Anlagen besonders befähigt ist, eine geniale Thätigkeit nennen, so können wir jenem Ausspruche des Engländers nur beistimmen.

Mit untrüglichem Scharfblick erkannte der König sofort bei Uebernahme der Regierung die Wurzel des Uebels, welches eine gesunde Entwickelung seines Staates verhinderte. Er sah, daß vor allen Dingen eine einheitliche Finanzverwaltung hergestellt werden müßte, wenn Ordnung im Lande herrschen sollte. Man hatte bis dahin noch nicht erkannt, was uns heut zu Tage als selbstverständlich erscheint, daß die sämmtlichen Staatseinkünfte in eine allgemeine Kasse fließen, und daß von da aus die besonderen Bedürfnisse der verschiedenen Verwaltungszweige befriedigt werden müssen. Der Landbesitz der Hohenzollern war im Laufe der Zeit aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen erwachsen, und die Verfassungen der einzelnen Provinzen brachten es mit sich, daß jede derselben ihre eigenthümliche Art der Abgabenleistung und Besteuerung hatte. Das fand seinen Ausdruck in dem Steuerbewilligungsrecht der verschiedenen Landstände, welches man der Form nach fortbestehen ließ, als in der Sache selbst der Befehl des Fürsten längst das einzige Gesetz geworden war. Es trat dazu

der althergebrachte Anspruch der verschiedenen Herzogthümer, Fürstenthümer, Grafschaften und Bisthümer, daß die Einkünfte und Ueberschüsse, welches jedes einzelne Gebiet gewährte, auch vorzüglich für die Bedürfnisse desselben verwendet werden müßten, und die innige organische Verschmelzung der einzelnen Landestheile zu einem Ganzen, wie der große Kurfürst sie in's Auge gefaßt, war von der Verwirklichung noch weit entfernt. Dem gegenüber aber stand die unumschränkte Macht des Regenten, eine so unumschränkte, daß selbst der schwache Friedrich der Erste blinden Gehorsam fand, auch wo er das Widersinnigste befahl. Deshalb konnte, trotz jener angedeuteten Schwierigkeiten, von keinem Widerstande die Rede sein, sobald der König die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer einheitlichen Finanzverwaltung begriffen hatte und dieselbe ernstlich durchzuführen entschlossen war. Und entschlossen dazu war Friedrich Wilhelm mit dem ganzen Ernste seines unbeugsamen Willens.

Als ordentlicher Hausvater wollte er nicht nur bis auf den letzten Pfennig ganz genau wissen, was er einzunehmen hätte (denn die Staatseinkünfte betrachtete er als seine eigenen, ganz so wie ein Gutsherr die Erträge seines Gutes), sondern die Gesammtheit dieser Einnahmen sollte und mußte auch in seine eigene Kasse fließen und unter seinem Verschluß sein. Er selbst

ſtellte dann mit einer anderwärts unbekannten Genauigkeit und Pünktlichkeit den Voranſchlag der Ausgaben für jedes einzelne Staatsbedürfniß feſt und hielt mit eiſerner Strenge darauf, daß ſeine Etats nicht überſchritten wurden.

Das war nur zu verwirklichen, wenn die höchſt verderbliche Zweitheilung des Finanzweſens beſeitigt ward, welche unter den vorigen Regierungen beſtanden hatte, wo im Staate zwei getrennte Geldwirthſchaften nebeneinander, ſogar in offener Feindſchaft gegeneinander wirkten und durch zwei verſchiedene Arten von Behörden, die Kriegscommiſſariate und die Amtskammern, vertreten wurden. Gewiſſe Steuern und Abgaben nämlich waren für die Bedürfniſſe der Armee beſtimmt und wurden von den Kriegscommiſſariaten vereinnahmt und verwaltet. Dahin gehörten die Lohnpferdegelder, die Kriegscontribution, die Acciſe, die Kriegsmetze und einige andere Abgaben. Alles dagegen, was nicht ſoldatiſchen Zwecken diente, ſollte aus den Erträgen der Domainen, Forſten, Salz- und Bergwerke, ſo wie aus den nicht für das Militair beſtimmten Steuern befriedigt werden. Dahin gehörte die Unterhaltung des königlichen Hofſtaates, die Beſoldung der verwaltenden und Recht ſprechenden Behörden, die Bauten, die Ausgaben für die Schulen, für die Landescultur u. ſ. w. Jede dieſer beiden getrennten Finanzverwaltungen hatte ihre Oberbehörde in Berlin: das Generalkriegs-

Commiſſariat und das Domainen-Directorium, neben welchen noch die Geheime Hofkammer beſtand, welche direct für die Bedürfniſſe des Hofes zu ſorgen hatte. Dieſe Hofkammer vereinigte Friedrich Wilhelm gleich nach ſeinem Regierungsantritte den 27. März 1713 mit dem Domainen-Directorium zu einem alle Civileinnahmen umfaſſenden Generalfinanz-Directorium, deſſen Leitung er dem von ihm geadelten, ehemaligen Regimentsauditeur Kreuz übertrug, den er ſchon unter der vorigen Regierung als einen beſonders tüchtigen und zuverläſſigen Mann kennen gelernt hatte. Der unter deſſen Leitung ſtehenden Behörde mußten die einzelnen Provinzialkaſſen nunmehr ihre Beſtände abliefern. Allein ſehr bald ſah der König, daß es damit noch nicht abgethan ſei.

Das General-Commiſſariat ſowohl wie das Domainen-Direktorium waren gewohnt, einander ihre Einkünfte auf alle Weiſe ſtreitig zu machen, und ſie führten über einzelne Gefälle ſtets weitläufige Proceſſe gegeneinander, weil ihnen die Einſicht abging, daß die Staatseinkünfte jeder Art gleichmäßig für das Staatsganze beſtimmt ſeien, und ſie eine ſolche Einſicht auch gar nicht haben konnten, ſo lange es an einer einheitlichen Finanzverwaltung fehlte. Der König war über dieſe unnützen Streitigkeiten und über den Aufwand an Zeit, Arbeitskraft und Koſten, den dieſelben verurſachten, mit Recht empört. Sein geſunder Sinn

erkannte sofort das Unvernünftige der bisherigen Einrichtung, und doch war es nicht so leicht, das Gegenmittel zu finden. Anfangs glaubte er mit einer strengen Controle auszureichen und errichtete deshalb am 3. October 1714 die Generalrechenkammer, in welcher sowohl die Kriegs- als die Domainenbehörde vertreten war, und deren beide Abtheilungen unter der Direction von Kreuz standen, während der König sich selbst die oberste Aufsicht vorbehielt. Allein es zeigte sich bald, daß damit der alte Zwiespalt zwischen den Finanzbehörden zwar der Form, nicht aber dem Wesen nach beseitigt war, und erst nachdem er zehn Jahre lang unermüdlich versucht hatte, das Uebel durch Eingreifen im Einzelnen zu heilen, kam Friedrich Wilhelm zu dem wirksamen Entschlusse, beide obersten Behörden aufzuheben und an deren Stelle ein einziges General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium zu errichten. Die Wirksamkeit dieses General-Directorii, wie es gewöhnlich kurzweg genannt wird, ist für die gesammte preußische Finanzverwaltung höchst segensreich geworden und hat unter der ganzen Regierung Friedrich des Großen im Wesentlichen nach der ursprünglichen Einrichtung fortbestanden.

Die merkwürdige Instruction für diese neue Behörde, vom 20. Dezember 1722, war von dem Könige theils eigenhändig niedergeschrieben, theils dictirt, überall aber von ihm selbst durchgesehen und verbessert

worden, bevor durch Patent vom 21. Januar 1723 die Einsetzung des Generaldirectoriums zur öffentlichen Kenntniß kam. Die Instruction selbst wurde als strenges Geheimniß behandelt und ausschließlich den Mitgliedern des Generaldirectorii zugefertigt [1]). Man wird diesem eigensten Werke des Königs die größte Bewunderung nicht versagen können, weil dasselbe, auf einer festen theoretischen Grundanschauung beruhend, zugleich aus der genauesten und gründlichsten Kenntniß aller Einzelheiten der Staatswirthschaft hervorgegangen ist. Wie scharf der Monarch das Grundgebrechen der ganzen bisherigen Finanzwirthschaft in's Auge gefaßt hatte, beweist die von ihm wörtlich dictirte Cabinetsordre, welche er den Mitgliedern der beiden nunmehr in Eins verschmolzenen Collegien durch den Minister Ilgen vorlesen ließ. Das Kriegscommissariat und das Domainen-Directorium, heißt es darin, „haben bisher Nichts gethan, als Colliſiones gegen einander gemacht, als wenn das General-Commissariat nicht sowohl des Königs von Preußen wäre, als die Domainen. Dieses Confusionswerk kann nicht ferner Bestand haben. Jetzt hält das Commissariat Rechtsgelehrte und Advokaten aus meinem Beutel, um zu fechten gegen die Finanzen; also gegen Mich selbst. Das Generalfinanz-Directorium

---

[1]) Sie ist zum ersten Male gedruckt erschienen bei Förster, Friedr. Wilh. I. Theil II. p. 173 sq.

dagegen hält auch aus Meinem Beutel Advokaten, um sich zu vertheidigen. Sie hätten vielleicht gemeint, daß sie es mit einem Narren zu thun hätten, dem man Etwas vormachen könnte u. s. w.“ [1]). Nach erfolgter Verlesung dieser Ordre mußte sich das neugebildete Collegium, die Minister voran, in das Audienzzimmer des Königs begeben und in dessen Hände einen Eid ablegen, dahin lautend, „daß sie Sr. Majestät Nutzen und Bestes, vornehmlich die Vermehrung seiner Einkünfte und die Conservation seiner Unterthanen, so viel nur mensch- und möglich, suchen und befördern, und Alles, was dem zuwider, abwenden und verhüten wollen.“

Was den Inhalt der Instruction selbst betrifft, so ernennt der König zuvörderst sich in eigener Person zum Präsidenten der neugeschaffenen obersten Behörde, und die Minister Grumbkow, Kraut, Kreuz, Görne und Katsch zu Vicepräsidenten, unter denen wieder eine Anzahl von Räthen stehen.

Wenn neue Anstellungen nothwendig werden, so soll man so geschickte Leute vorschlagen, „als weit und breit zu finden, und zwar von reformirter oder lutherischer Confession, die treu und redlich sind, die offene Köpfe haben, die Wirthschaft verstehen und selber betreiben,

---

1) Ranke neun Bücher I. 469. Die Ordre selbst vollständig in Rödenbecks Beiträge I. 23.

und von Commerzien, Manufacturen und dergleichen Sachen gute Information besitzen; mit einem Worte, es müssen solche Leute sein, die zu allem capables, wozu man sie gebrauchen will." Dieselben Anforderungen werden an die Provinzialbeamten gestellt, und sollen in jeder Provinz stets Beamte aus einer andern, möglichst weit entlegenen Provinz angestellt, und auf Verminderung des Beamtenpersonals Bedacht genommen werden. — Die Collegien versammeln sich im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr früh, und zwar die Provinzialbehörden, außer Sonntags, täglich, die dritten Tage der hohen Feste sollen so wenig, als die sogenannten Bummelfeste gefeiert werden.

Das General-Directorium hält vier Mal wöchentlich seine Sitzungen in einem Saale des königlichen Schlosses, und jeder der Minister hat an einem bestimmten Wochentage den Vortrag über die Angelegenheiten der ihm zugewiesenen Provinzen. Grumbkow hat Preußen, Pommern und die Neumark (Montags), Kreuz (am Mittwoch) Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen u. s. w. Außerdem sind jedem Minister noch gewisse Landesangelegenheiten, z. B. die Urbarmachung wüster Stellen und Sümpfe, die Proviantangelegenheiten, die Rechenkammer, das Post- und Münzwesen ꝛc. zugetheilt. v. Katsch hat als Justizminister die Rechtsangelegenheiten der sämmtlichen Abtheilungen unter sich. Auch sie müssen Sommers um sieben, Winters um

acht sich versammeln und dürfen nicht eher auseinandergehen, als bis alle laufenden Sachen vorgetragen sind. Werden sie Vormittag nicht fertig, so sollen sie sans interruption bis 6 Uhr Abends beisammenbleiben, doch sollen ihnen in diesem Falle um 2 Uhr vier gute Gerichte Essen nebst Wein und Bier aus der königlichen Küche verabfolgt werden, damit die Hälfte der anwesenden Chefs und Membrorum esse, die andere Halbscheid aber ununterbrochen weiter arbeiten könne und dann die Essenden ablöse [1]).

Wenn einer der Minister oder Räthe eine Stunde zu spät kommt, zahlt er hundert Dukaten Strafe (Art. 21), wer eine Sitzung ohne königliche Erlaubniß oder ohne krank zu sein versäumt, der verliert eine sechsmonatliche Besoldung, und wer das zweite Mal ausbleibt, soll cum infamia cassirt werden, „denn wir sie davor bezahlen, daß sie arbeiten sollen."

Die Dienstage und Sonnabende sind zu häuslichen Arbeiten und zur Revision bestimmt, vier Secretaire

---

1) Ueber die Art und Weise dieser Beköstigung wurde an den Hofmarschall v. Printzen eine eigene Instruction erlassen. Bei Förster l. c. 255. Die Speisung selbst fand übrigens, wie Beneckendorf, Charakterzüge Fr. W. I., mittheilt, nur selten statt. Friedrich II. hob bei seinem Regierungsantritt die Sache ganz auf. „Wenn sie fleißig sind, können sie bis Mittag fertig werden, wenn sie sich aber was verzählen und die Zeitung lesen wollen, so werden sie nie zu Ende kommen."

und neun Kanzlisten expediren und mundiren die Schriftstücke; sie bekommen keinen Gehalt, sondern haben nur Aussicht auf Anstellung, wenn sie sich bewähren.

Indem der König nach diesen allgemeinen Anordnungen die sämmtlichen Zweige der Staatsverwaltung durchgeht und bei jedem angiebt, wie verfahren werden soll, trifft er, überall auf das Ziel grade losgehend, in seiner formlosen, rauhen und harten Weise fast immer den Nagel auf den Kopf. Ordnung, Sparsamkeit und Gewissenhaftigkeit sind die Forderungen, an denen sein „hausbackener" [1]) Verstand festhält. Unerbittlich gegen alles Scheinwesen, legt er an die Finanzen des Staates das einfachste gradeste Maß. Was kostet es? Was bringt es ein? Was keine gehörigen Zinsen trägt, hält er für keine Verbesserung, „ergo Wind!" (Art. 10 und 5). Dabei wird das Merkantilsystem in aller Strenge durchgeführt. Das Geld soll im Lande bleiben und möglichst viel fremdes Geld hineingezogen werden. Rohproducte zur Verarbeitung in's Ausland zu schicken und die dort gefertigten Waaren dann theuer zurückzukaufen, ist in des Königs Augen nicht ein Fehler, sondern ein todeswürdiges Verbrechen. Wer nur einen Stein einheimischer Wolle auszuführen sich unterfteht,

---

1) Homespun ist das Beiwort, welches Carlyle sehr treffend auf des Königs eigenthümliche Geistesbegabung anwendet.

ſoll aufgehängt werden (Art. 12, 4). Daß man die Wolle nicht loswerden kann, iſt eine leere Ausrede. Sie ſollen nur Wollweber von auswärts kommen laſſen, der König wird ihnen die Webſtühle bezahlen u. ſ. w. Dieſe ganze Verordnung, ſo wenig planmäßig auch die einzelnen Beſtimmungen auf einander folgen, iſt dennoch wie aus Einem Stein gehauen, und ſie bleibt deshalb von ſo hoher Wichtigkeit, weil die geſammte Regierungsthätigkeit Friedrich Wilhelm's eigentlich nur eine fortgeſetzte Anwendung dieſer Inſtruction für ſein General-Directorium iſt.

Auch die untergeordneten Provinzialbehörden [1]) erhielten ähnliche Anweiſungen. Das General-Directorium ſoll ſie fortwährend durch geheime Spione beaufſichtigen laſſen (Art. 18, 22). Jeder Miniſter muß geheime Correſpondenten halten und, ſo oft er es nöthig findet, Jemanden „im Geheim mit dem Poſtwagen abſchicken," der die Sache in loco examinirt.

Für extraordinaire Ausgaben bei Brandſchäden, Ueberſchwemmungen und ſonſtigen Unglücksfällen werden ein für alle Mal 250,000 Thlr. beſtimmt, damit muß platterdings ausgekommen werden, „wobei unſere General-Domainenkaſſe keine flüc-floc Ausgabe mehr haben

---

[1]) Sie entſprachen den jetzigen Provinzialregierungen, nur waren Rechtſprechung und Verwaltung noch überall nicht ſtreng getrennt.

ſoll." „Von allen auf Wind und blauen Dunſt hinauslaufenden Principiis muß man gänzlich abſtrahiren," und wenn die Beamten alle ihren Sinn und Gedanken auf das Nothwendige richten, „ſo werden ſie alle Hände voll zu thun, und dann ſich zu amüſiren nicht nöthig haben, mit Prozeſſe gegen einander zu Felde zu ziehen. Aber die armen Teufel, die Juriſten, werden bei dieſer neuen Verfaſſung ſo inütil werden, wie das fünfte Rad am Wagen."

Ueber jede Branche der Verwaltung ſollen genaue Etats aufgeſtellt und pünktlich inne gehalten werden. Vier Monate nach Trinitatis muß die Jahresrechnung nicht nur eingereicht, ſondern auch von den fünf dirigirenden Miniſtern und der Rechenkammer geprüft und dem Könige zur Quittung eingereicht werden. Kein Ausfall oder Verluſt darf durch künſtliche Aufſtellung der Rechnung verdeckt werden, ſondern Alles muß klar und durchſichtig ſein. „Wir wollen die Flatterien durchaus nicht haben, ſondern man ſoll uns alle Mal die reine Wahrheit ſagen und mit Nichts hinterm Berge halten, noch uns mit Unwahrheiten unter die Augen gehn. Wir ſind doch Herr und König und können thun, was wir wollen."

Die Herren werden zwar ſagen, es wäre nicht möglich, zu der vorgeſchriebenen Zeit fertig zu werden, „aber ſie ſollen die Köpfe daranſtecken, und befehlen wir ihnen hiemit ernſtlich, es ſonder raiſonniren möglich zu

machen." — Ueberall blickt das größte, durch die unordentliche Wirthschaft unter der vorigen Regierung auch gewiß sehr gerechtfertigte Mißtrauen gegen die Beamten durch. „Wir beschuldigen," heißt es zum Beispiel im zweiten Kapitel der Instruction, „etliche unserer Bediente, als zum Exempel die Jägerei, mit allen dazu gehörenden Bedienten, daß sie Diebe sein." Das liegt aber, setzt der König gutmüthig hinzu, nicht sowohl an den braven Leuten, als an den schlechten Bestallungen, die sie bekommen haben. Ferner im 4. Artikel desselben Kapitels: Den Proviantbeamten muß besser als bisher auf die Finger gesehen und ihnen nicht so viel Krümelmaß passirt werden u. s. w.

Ebenso originell wie diese ganze Instruction ist auch der Schluß derselben: Da die Lage der Finanzen, sagt der König, von der Art ist, daß zu Verbesserung derselben mancherlei angeordnet werden muß, was bei den Unterthanen Mißvergnügen erregen wird, z. B. die hohe Besteuerung fremder Waaren und die Einrichtung, daß Niemand in seiner Provinz bei dem Commissariate oder der Kammer angestellt werden darf, und anderes dergleichen, „so wird das ꝛc. Directorium die Sachen dergestalt zu formiren wissen, damit das etwa daher entstehende, wie wohl ganz unverdiente, Odium nicht auf Uns, weil wir die Liebe und Affection Unserer Unterthanen, und die Freundschaft unserer Nachbaren zu menagiren verlangen, sondern auf das General-Direc-

torium (ſelbſt), oder ein oder anderes Membrum deſſelben, wofern es nicht anders iſt, noch denen Leuten eine beſſere Opinion beigebracht werden kann, fallen möge."

Der König behielt die Oberleitung aller Geſchäfte in ſeiner Hand. Er präſidirte ſogar in eigener Perſon mehr als einmal den Sitzungen des neuen General-Directorii und gab die Geſichtspunkte an, die er feſtgehalten wiſſen wollte, denn ſein Wille ſollte ein für alle Mal oberſtes Geſetz im Lande ſein, und es iſt auch kaum irgendwo ein ſchwacher Verſuch gemacht worden, gegen das abſolute Regiment des Königs eine Hinweiſung auf die ſo oft feierlich verbrieften Rechte der Stände zu wagen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Landſtände. Lehnpferdegelder. Adel, Bürger und Bauern.

Preußen war bekanntlich die Provinz, wo man am ſchwerſten die alten Freiheiten vergeſſen konnte, und Friedrich Wilhelm hatte auch, als er zur Huldigung nach Königsberg gekommen war, die Landſtände zuſammen gerufen, jedoch denſelben gleich einſchärfen laſſen, ſie möchten ſich nicht anmaßen, Beſchwerden vorzubrin-

gen, sondern dürften höchstens ihre Wünsche in Form allerunterthänigster Bitten vortragen — und so tief gedemüthigt waren bereits die einst so trotzigen Stände, daß sie im Gefühl ihrer Ohnmacht sich kaum zu der knechtischen Bemerkung ermannten, wie ja selbst der allmächtige Gott es verstatte, daß man ihn an seine Verheißungen erinnere, ohne deshalb minder allmächtig zu sein, so möge denn auch der König gnädigst verzeihen, wenn man ihn an die alten Gerechtsamen und die Versprechungen seiner Vorfahren erinnere.

Der König antwortete in allgemeinen Ausdrücken, daß er die Landesverfassung und die Rechte der Stände aufrecht erhalten und keinen seiner Unterthanen in dem, was er, der König, billig und füglich als Recht ansehen könne, beeinträchtigen werde[1]), d. h. er erklärte sich selbst für den Schiedsrichter, so oft es ihm gefallen würde, eins der alten ständischen Rechte nicht für Recht und billig zu erachten, womit denn das Wesen der absolutesten Selbstherrschaft, wie sie thatsächlich ohnehin schon bestand, auch der Form nach verkündet war.

Wenn man in Preußen, wo der alte Zusammenhang mit Polen den Ständen noch am ersten einige Aussicht auf politische Bedeutung gewährte, dennoch so wenig Umstände mit ihnen machte, so läßt sich denken, daß in

---

[1]) Voigt. Darstellung der ständischen Verhältnisse Ostpreußens 23 und 24.

den übrigen Provinzen noch weit kürzer verfahren wurde. Die ständischen Kassen mußten sich ohne Weiteres der Oberaufsicht und in der That auch der Verwaltung des General-Directoriums unterordnen. Die ständischen Deputirten, die Landräthe, wurden wie königliche Beamte behandelt; und nur bei Einer Gelegenheit war der König genöthigt, sich durch Zwangsmittel Gehorsam zu verschaffen, als ein Theil der magdeburgischen und der preußischen Ritterschaft sich nicht ohne Weiteres die Vernichtung der bisherigen Rechtsverhältnisse gefallen ließ. Damit hatte es folgende Bewandtniß:

Von uraltersher besaß der Adel seine Güter fast alle zu Lehen, d. h. der Landesherr war dem Rechte nach oberster Eigenthümer, und der jedesmalige Besitzer hatte nur den Genuß und Gebrauch des Gutes, gegen die Verpflichtung, im Falle eines Krieges entweder allein, oder mit einer Anzahl von Knechten und Knappen gegen den Feind zu fechten. Dieser Kriegsdienst, neben dem noch verschiedene Ehrenpflichten bei Hofe[1]) zu leisten waren, entband die Lehnsmannen von sonstigen Steuern und Abgaben, mochten sie vom

[1]) Im Ernst und Schimpf (Spiel) war der Ausdruck, jenachdem es sich um Kriegsdienste, oder nur um das Erscheinen bei Tournieren und Hoffesten, um Beisteuer zur Ausstattung einer Prinzessin u. s. w. handelte.

Grundbesitz oder von der Person erhoben werden, und hierauf gründete sich die vollkommene Steuerfreiheit des Adels. So lange es noch keine stehenden Heere gab, wurden zur Vertheidigung des Landes sowohl als bei Angriffskriegen die Lehnsleute aufgeboten. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts aber hatte sich die Art der Kriegführung dahin geändert, daß die Fürsten sich bei ihren Fehden hauptsächlich der Söldner (Soldaten) bedienten, und die Lehnsdienste wurden nicht mehr in der alten Weise gefordert. An die Stelle des persönlichen Waffendienstes traten die Lehnpferdegelder, welche in den Fällen gezahlt wurden, wo man früher die Lehnsmannen selbst aufrief. Diese Lehnpferdegelder in eine feste Abgabe zu verwandeln hatte schon Friedrich I. im Sinne gehabt, doch war das nicht zur Ausführung gekommen. Dem durch und durch praktischen Sinne Friedrich Wilhelm's mußte aber dies ganze Verhältniß, welches auf Voraussetzungen beruhte, die in Wirklichkeit längst nicht mehr bestanden, durchaus zuwider sein. Er war deshalb darauf bedacht, die ungewissen Summen, welche aus den Lehnpferdegeldern flossen, in eine Steuer für die Zwecke des Heeres zu verwandeln. Der Weg, den er zu dem Ende einschlug, war ebenso kurz wie zweckmäßig.

Durch Edict vom 5. Januar 1717[1]) erklärte der

[1]) Mylius II. V. No. 59.

König die sämmtlichen Lehngüter für freies Eigenthum ihrer Besitzer und ertheilte ihnen das Recht, über dieselben zu Gunsten ihrer Kinder und Verwandten, oder wie sie sonst wollten, unter Lebenden oder von Todeswegen zu verfügen, jedoch unter der Bedingung, daß sie sich bereit erklärten, an Stelle der nunmehr wegfallenden Lehnsverbindlichkeiten und Lasten eine feste jährliche Abgabe zu zahlen. Der Adel sollte sich im Königreich Preußen Aemterweise, in der Mark aber und den übrigen Provinzen nach Kreisen und kleineren Verbänden versammeln, um seine Einwilligung zu erklären. Zu ihren größeren allgemeinen Versammlungen berief der König die Landesstände nicht, wahrscheinlich weil er dort auf heftigen Widerspruch zu stoßen fürchtete.

Die märkische Ritterschaft nahm die königlichen Vorschläge im Allgemeinen an, reichte jedoch verschiedene Bedenken ein, auf welche am 24. Februar [1]) eine ausführliche Resolution erfolgte, durch welche der König sehr sachgemäß die Antragsteller darauf hinwies, daß sie ja selbst ihre Verpflichtung anerkannt hätten, im Fall der Kriegsgefahr dem Könige ihre Dienste entweder persönlich oder in Geld zu leisten. Nun wäre in jetziger Zeit, wo alle europäischen Mächte große stehende Heere hielten, eine beständige Kriegsgefahr vorhanden, und der Adel deshalb auch zu beständigem persönlichem Rossedienst

1) Mylius daselbst 60.

verpflichtet. Da dieser aber bei der gegenwärtigen Art der Kriegführung nicht verwendet werden könnte, so wäre Nichts billiger, als eine fortlaufende Geldleistung an die Stelle treten zu lassen. Das müßte der Adel um so unbedenklicher annehmen, als der König dafür auch seinerseits auf alle aus dem Lehnsverbande fließenden Rechte Verzicht leisten wollte, namentlich auf die Lehnsstrafen, welche oft wegen leichter Uebertretungen und wegen bloßer Formfehler den Verlust des ganzen Lehens nach sich gezogen. Auch seinem Heimfallsrecht hätte der König entsagt, mit Ausnahme der wenigen Güter, wo der jetzige Besitzer ohne männliche Erben sei, und derjenigen, auf welche der König selbst schon Anwartschaften ertheilt habe, während er die von seinen Vorgängern verliehenen Anwartschaften für erloschen erklärte. Ueber Alles dieses sollte die Ritterschaft sich binnen vier Wochen vernehmen lassen.

Als nun diese Frist verstrich, ohne daß eine Einigung erfolgt wäre, da setzte der König durch Resolution vom 17. April 1717 [1]) die jährlich zu zahlenden Summen auf vierzig Thaler für jedes Ritterpferd fest, welchen Betrag er niemals zu erhöhen versprach. Bei denjenigen Lehen jedoch, von welchen ausnahmsweise auch früher keine Kriegsdienste geleistet worden, sollte ein

[1]) Mylius l. c. No. 60.

Canon an die Stelle der bisherigen Verpflichtungen treten.

Dieſen Anordnungen fügte ſich nun der Adel in den meiſten Provinzen, denn dem Weſen nach war für ihn die Maßregel eine höchſt vortheilhafte und ſtieß überhaupt nur deshalb auf Widerſtand, weil die Junker ſehr wohl erkannten, daß in ihre bisher unbedingte Steuerfreiheit nun dennoch ein gründlicher Eingriff geſchehen ſei, indem die perſönlichen Kriegs- und Ehrendienſte, zu welchen ſie bis dahin verpflichtet geweſen, ſie doch keineswegs auf gleiche Stufe mit dem ſteuerzahlenden Volke herabgedrückt hatten. Aus dieſem Geſichtspunkte widerſetzten ſich einige der Magdeburgiſchen Vaſallen und verweigerten die Zahlung der neuen Abgabe. Ja als der König mit gewaltſamer Beitreibung drohte, weil die Widerſetzlichen nur die Minderzahl bildeten und deshalb auf ihre Einreden nicht zu achten ſei, wendeten ſich die Mißvergnügten an den Reichshofrath und baten daſelbſt um Schutz für ihre verletzten Privilegien. Das kaiſerliche Gericht entſchied denn auch, den deutſchen Reichsgeſetzen entſprechend, gegen den König, und als dieſer dadurch auf's Aeußerſte empört wurde, weil er ein ſolches Urtheil für eine ganz unerträgliche Einmiſchung in ſeine Landesregierung anſah und nun nur deſto feſter bei ſeinem Entſchluſſe beharrte, da wurden ſogar verſchiedene Reichskreiſe zur Voll-

ſtreckung der Execution gegen den ungehorſamen Kurfürſten von Brandenburg aufgeboten.

Das traf noch dazu grade in eine Zeit, wo der kaiſerliche Hof den König mit den ſchmeichelhafteſten Freundſchaftsverſicherungen überſchüttete, um deſſen gute öſterreichiſche Geſinnung nicht erkalten zu laſſen, und ſo kann man ſich denken, wie übel Friedrich Wilhelm ein ſolches Benehmen empfand. „Man will," ſchreibt er an Seckendorf [1]), „die ſchwäbiſchen, fränkiſchen und niederrheiniſchen Kreiſe, alſo beinahe das ganze Reich wider mich in Waffen rufen, und ſolches um bloßer 40 Thaler willen, die ein jeder von den widerſpenſtigen Vaſallen von ſeinem Reiterpferd zahlen ſoll. Hierdurch werde ich bei meinen Unterthanen im höchſten Grade proſtituirt und außer allen Reſpect geſetzt, und laſſe ich den Herrn Grafen ſelbſt urtheilen, ob man es härter mit mir hätte machen können, wenn ich ein Complott gemacht hätte, das ganze Reich über den Haufen zu werfen?"

Zu der Reichsexecution kam es natürlich nicht, deſto regelmäßiger aber ließ der König alljährlich die Execution wegen der 40 Thaler gegen die magdeburgiſchen Junker vollſtrecken, die denn auch bald die Sache ſo wendeten, daß ſie ſich mit einem ſymboliſchen Proteſt begnügten. An dem jedesmaligen Zahlungstage legten

[1]) Förſter II. Urkunden p. 32.

sie das Geld in Bereitschaft. Die zur Eintreibung desselben abgeschickten Mannschaften wurden dann auf's Freundlichste empfangen, man gab ihnen ein gutes Mittagbrot und ließ sie die 40 Thaler mitnehmen. Die Officiere im Magdeburgischen freuten sich schon jedesmal auf den fröhlichen Schmaustag [1]).

Nicht so leicht fügte sich die preußische Ritterschaft, vielmehr setzte sich hier der Widerstand bis 1732 fort, wo auch der dortige Adel sich endlich in das Unvermeidliche schickte. Der König hatte nämlich sehr zweckmäßiger Weise den Entschluß gefaßt, an Stelle der mannichfach schwankenden, zum Theil von dem guten Willen der Gutsbesitzer abhängenden Leistungen eine feste Grundsteuer zu erheben, und als die Landstände hierauf in einer von dem Marschall Grafen zu Dohna abgefaßten Denkschrift sich der Ausdrücke bedienten, „daß durch diese landesverderbliche, höchst bedenkliche und unnützerweise kostspielige Einrichtung der Ruin des Landes herbeigeführt werde" (man hatte sich dabei der französischen Worte: tout le pays sera ruiné bedient), so setzte der König als Randbemerkung auf den Bericht den so berühmt gewordenen Bescheid, in welchem er wahrscheinlich nicht ohne Humor zugleich die Sprachmengerei des Landtages lächerlich machte: „Tout le pays sera ruiné? Nihil kredo, aber das kredo, daß

[1]) Buchholz V. 179. Note.

die Junkers ihre Autorität, nie pos volam [1]) wird ruinirt werden. Ich ſtabilire die Souverainité wie einen rocher von bronce!" — Und er hat Wort gehalten! —

Die Stellung, welche Friedrich Wilhelm dieſen von ihm ſogenannten Junkern, d. h. dem Adel gegenüber einnahm, iſt eigenthümlich genug.

Man muß ſich erinnern, daß im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der Adel, rechtlich ſowohl wie thatſächlich, die herrſchende Menſchenklaſſe im Staate war. Der Bauer kam als Menſch wenig in Betracht, denn der furchtbare Druck, der auf der ländlichen Bevölkerung, als Strafe für ihre Erhebung im Bauernkriege, ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert mit bleierner Schwere laſtete, ſollte erſt am Ende des achtzehnten allmählich erleichtert werden. Zwar wurden die Leibeignen nicht vollſtändig wie Negerſclaven behandelt, jedoch war ihnen durch Dienſte, Leiſtungen und Abgaben aller Art das Leben ſo ſauer gemacht, daß ſie kaum aufathmen konnten. Wie unbarmherzig man ſie mit Flüchen und Schlägen zur Frohnarbeit trieb, das beweiſen am beſten die ſo oft wiederholten (alſo unwirkſamen) Verordnungen gegen die Mißhandlungen der Bauern, wie denn auch Friedrich Wilhelm I. ein ſolches ſogenanntes Prü-

[1]) Dies ſoll die polniſchen Worte bedeuten, mit denen jeder Edelmann die Beſchlüſſe des Reichstages vernichten konnte.

gelmandat erließ [1]), in welchem er verbot, die Bauern wie das Vieh zu tractiren, doch konnte grade bei des Königs eigener Prügelpaſſion ein Verbot wenig wirken, welches er täglich ſelbſt übertrat. Die geringſte Verſäumniß im Dienſte wurde von den Gutsherrn mit harter, oft folterähnlicher Gefängnißſtrafe geahndet [2]), bis endlich im Anfang des laufenden Jahrhunderts eine menſchlichere Geſetzgebung dieſen Zuſtänden ein Ende machte. Man leſe nur die gerichtlich beſtätigten Urbarien der ſchleſiſchen Rittergüter aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, um ſich von der Ausdehnung der Laſten einen Begriff zu machen, die den Ackerbauer drückte. Die Abgaben an Getreide, Hühnern, Flachs, Eiern, Honig, Leinwand u. ſ. w. werden in endloſer Reihe aufgezählt. Viele Tage der Woche mußten im Acker, zur Jagd, zum Fiſchfang, zum Botendienſte und andern perſönlichen Leiſtungen für die Herrſchaft verwendet werden. Die Pferde der Bauern wurden vom Militair und den Beamten als Vorſpann genommen. Neben den regelmäßigen Arbeiten, die ſie für die Saat und Ernte des Herrn, oder bei

---

[1]) Vom 4. April 1718. Charakterzüge VIII. p. 80.

[2]) Ein alter Bauer erzählte dem Verfaſſer, daß er ſelbſt noch als junger Burſche wegen einſtündiger Verſäumniß der Frohnarbeit in den ſogenannten Stock geſpannt wurde, bis das Blut unter den Nägeln hervorquoll.

deſſen Bauten zu verrichten hatten, behielten die Unglücklichen kaum Zeit, das geringe Bodenmaß zu beſtellen, welches ihnen das tägliche Brot liefern ſollte.

Noch weit ſchlimmer wo möglich waren die ſogenannten Hofegärtner geſtellt, eine Art von leibeigenen Knechten, welche in Lohn und Brot der Herrſchaft ſtanden, wo man unter Lohn ein Paar Pfennige täglich und unter Brot in der That kaum mehr als das trockene Brot verſtand.

Der Bauer, zu unwiſſend und zu ſchwach, um ſeine Lage zu verbeſſern, ſetzte ſolchem Drucke einen tückiſchen Trotz entgegen, und der deutſche Sprüchwörterſchatz iſt unerſchöpflich in Schilderung der Trägheit, Widerſetzlichkeit, Verſtocktheit und Hinterliſt der Bauern. Nur auf den Umgang mit ihresgleichen beſchränkt, zogen ſie ſich von der Berührung mit den andern Ständen ebenſo ſcheu zurück, als ſie wiederum von dieſen geflohen wurden. Nach 1786 ſchrieb der bekannte Philoſoph Garve über den Charakter der Bauern in einer Art, wie man heut zu Tage etwa über Zigeuner ſchreiben würde[1]). Man ſieht daraus, daß noch im Todesjahre Friedrich des Großen die ländliche Bevölkerung nach ihren Sitten, ihren Gewohnheiten und ihrer Denkungsart der übrigen Menſchheit faſt unbekannt war.

---

[1]) Siehe den Abſchnitt: „Ueber das Leben der deutſchen Bauern" in Freytag's Bildern aus dem Leben des deutſchen Volkes.

Ein solcher Zustand wurde von beiden Seiten als der althergebrachte, natürliche betrachtet. Die deutschen Regierungen thaten Nichts, ihn zu beseitigen, und die Bauern ertrugen in dumpfer Unempfindlichkeit, was sie nicht ändern konnten, bis die Nachwirkungen der französischen Revolution und Napoleon's Siegeszüge die Aufhebung der Leibeigenschaft und deren entwürdigenden Folgen zu Wege brachte.

Der Adel, fast überall ausschließlich zum Besitz der Rittergüter berechtigt, übte schweren Druck auf die ländliche Bevölkerung aus; und wo ausnahmsweise milde und menschlich gesinnte Herrschaften sich fanden, da waren auch diese weit davon entfernt, Etwas von ihren Vorrechten aufzuopfern, sondern es mußte als dankenswerther Ausfluß ihrer Gnade angesehen werden, wenn sie sich in menschlich barmherziger Weise der Unterdrückten annahmen und für bessere Erziehung und Ernährung der Unterthanen sorgten. In der Regel aber wurde der Bauer wie ein willenloses Werkzeug in den Händen der Junker betrachtet, und so tief war das Selbstbewußtsein der seit Jahrhunderten unterdrückten Landbevölkerung gesunken, daß die Leute es sich zur Ehre rechneten, wenn die gnädige Herrschaft in plumpster Weise mit ihnen Scherz trieb, bei Tafel vor den Fenstern des Speisesaals Bauernprügeleien veranstaltete, die in ihrem Sonntagsstaate aufgebotenen Gutsangehörigen mit Wasser begießen oder in verdeckte

Moräste einsinken ließ, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren [1]).

Hielten doch sogar die Bürger in den Städten, wie tief auch sie selbst in kümmerliche Philisterei versunken waren, sich den Bauern gegenüber für eine bevorzugte Menschenklasse und mieden jede Berührung mit dem Dorfbewohner, dessen Rohheit und Schmutz sie zurückschreckte, und von dem sie noch überdies bei jeder Gelegenheit betrogen zu werden glaubten. Das Alles hatte dann die natürliche Folge, daß der Bauer mit verstocktem Mißtrauen jedes Entgegenkommen zurückwies und, unzugänglich dem Einflusse der geistig und sittlich höher gebildeten Klassen, in seiner Abgeschlossenheit immer tiefer und tiefer sank, so daß nur die harten und hochmüthigen Gutsherrn sich Gehorsam verschaffen konnten, während der verrufene Bauerntrotz und die Bauerntücke Dem entgegentrat, der sich gütig und nachsichtig erweisen wollte.

Mit Recht vergleicht Garve den Zustand der Bauern mit dem der Juden. Auch sie wurden gemieden und verachtet, und in beiden Verhältnissen waren zu der Zeit, von welcher wir reden, weder die Unterdrückten noch die Unterdrücker schon zu der Einsicht gelangt, daß

1) Auch der hannöversche Hof belustigte sich in solcher Weise, und August der Starke gab bei dem berühmten Lusttage in Mühlberg seinen hohen Gästen dergleichen Späße zum Besten.

die menschliche Gesellschaft nach allen Seiten hin einer vollständigen Umgestaltung bedürfe. Von allgemeinen Menschenrechten, von der Kindschaft Gottes und der Brüderlichkeit aller Erdenbürger sprach zwar die Bibel, und der Geistliche verkündete solche von der Kanzel, allein weder er noch seine Gemeinde dachten daran, daß die himmlische Wahrheit auch irdische Geltung zu beanspruchen hätte. — So kam es denn auch den Fürsten und Gesetzgebern nicht in den Sinn, in diese von allen Seiten gewissermaßen für heilig gehaltenen Verhältnisse umgestaltend einzugreifen und etwa die Hörigkeit der Bauern aufzuheben oder die Vorrechte des Adels zu beschränken. Betrachteten doch die Regenten sich selbst als oberste Mitglieder des bevorzugten Standes, aus dessen Mitte sie damals, wie heute noch, ausschließlich ihre persönliche Umgebung wählten.

Friedrich Wilhelm I. behandelte von seinem Standpunkte aus die Standesunterschiede in zweifacher Weise. Einmal erhob ihn das Bewußtsein der absolutesten Unumschränktheit seines Herrscherwillens den Unterthanen gegenüber auf eine so unerreichbare Höhe, daß die Unterschiede, welche die einzelnen Klassen von einander trennten, ihm klein und unbedeutend erschienen. Sein oben angeführter Ausspruch: „Ich hielt es für eine Lumperei, wie wenn sich Einer „Baron" nennt," ist ein Beispiel von dieser Anschauungsweise; und wenn er

Dienſten und zu allen auf ihnen laſtenden Frohnden und Abgaben im vollen Maße aufrecht [1]), wie er ſie in den verſchiedenen Provinzen vorfand, und wenn er für das Königreich Preußen die Leibeigenſchaft auf den Domainen der Form nach aufhob und durch Patent vom 10. Juli 1719 den Bauern das Eigenthum an ihren Gütern ertheilte, ſo war durch die näheren Beſtimmungen dieſes Edicts die Wohlthat eigentlich vollſtändig wieder aufgehoben, und die Unterthanen nach wie vor der Willkür der königlichen Beamten freigegeben [2]). Hatte er doch bei der Verordnung, durch welche er verbot, die Bauern mit Prügeln zum Frohndienſt zu treiben, das faule preußiſche Landvolk ausdrücklich ausgenommen. Sogar in den Städten wurde das Lohn der Dienſtboten feſtgeſetzt und jede Erhöhung deſſelben bei ſtrenger Strafe verpönt, um das Ausmiethen des Geſindes zu verhüten, und die Vorſorge, welche der König deſſenungeachtet durch vielfache, ſpäter zu erwähnende Verordnungen den untern Volksklaſſen zu Theil werden ließ, hatten ausſchließlich den Zweck, dieſelben in ſteuerzahlungsfähigem Zuſtande zu erhalten. Die ſchroffſte Sonderung der Menſchenklaſſen und Berufsarten entſprach nach damaligen Begriffen der Anforderung, die man vielfach noch heut zu Tage mit

---

1) Mylius V. III. No. 36 u. folgende.

2) Baczko VI. Beilage 10.

dem Rufe nach einer Gliederung der Stände ausdrückt, in welcher die göttliche Weltordnung gleichsam sich wiederspiegeln soll. Wie der Herr der Welten Menschen, Thiere, Pflanzen und Steine erschaffen, und der Stein niemals verlangen kann ein Baum zu werden, eben so hat er auch Könige, Adel, Bürger und Bauern erschaffen, und es wäre ein Eingriff in Gottes Willen, diese Unterschiede verwischen zu wollen [1]).

In dieser Ueberzeugung stimmte der König wesentlich mit seiner Zeit überein. Für den Adel war der Kriegsdienst, der Dienst des Fürsten und der große Grundbesitz, für den Bürger der Betrieb von Handel und Gewerbe innerhalb der Städte, und die Landbevölkerung sollte den Acker bauen. Jede dieser Klassen wurde in ihren festen Schranken gehalten, und die zunftmäßige Geschiedenheit der Berufsarten zwar von allerlei müßigen Auswüchsen und Mißbräuchen gereinigt, aber dennoch dem Wesen nach auf's Strengste beibehalten.

---

[1]) Daß auch heut zu Tage solche Ansichten unter dem Adel nicht selten in voller Geltung sind, ist fast unglaublich, aber wahr.

Fünfzehntes Kapitel.

Fremde Anſiedler. Die Salzburger Ausgewanderten. Schirmherrſchaft über die Proteſtanten.

Dem Könige lag die Hebung des Bürger- und Bauernſtandes ganz vorzüglich am Herzen, weil das ſeine ſteuerzahlenden Unterthanen waren, deren Kopfzahl und Leiſtungsfähigkeit er auf alle Weiſe zu heben bedacht ſein mußte, um die koſtbare Armee zu unterhalten und gleichzeitig ſeinen Schatz zu füllen. Noch immer machten ſich die ungeheueren Einbußen fühlbar, welche die Bevölkerungszahl ſowohl als der Nationalwohlſtand durch den dreißigjährigen Krieg erlitten hatten. Nun war die verheerende Peſt in Preußen dazu gekommen und hatte hunderte von Dörfern und viele Städte faſt gänzlich verwüſtet. Da war der König denn in der großartigſten Weiſe darauf bedacht, durch fremde Anſiedler dieſe Einöden zu füllen und durch Urbarmachung wüſter Strecken und Sümpfe neuen Boden zu gewinnen, aus welchem er für ſeine Einkünfte Nutzen ziehen könnte. Beſonders aus den Ländern, wo Handel, Gewerbe und Ackerbau blühten, ſuchte er ſich geſchickte Arbeiter aller Art zu verſchaffen. Er erkannte mit ſeinem praktiſchen Blick ſehr gut, wie er dieſen Zweck durch freiſinnige Aufnahme ſolcher Perſonen, die in der Heimath ihres Glaubens wegen bedrückt

wurden, am besten erreichte. Dabei folgte er zugleich den Ueberlieferungen seines Hauses und dem eignen Gefühl, welches ihn den frommen Vertriebenen geneigt machte. Er wußte, daß Leute, die ihrer Ueberzeugung wegen Haus und Hof im Stiche ließen, in der Regel brave Menschen sein müßten, die sich auch in der neuen Heimath ordentlich und tüchtig erweisen würden. Dem Verdienste, welches er sich dadurch um so viele tausende von Familien erwarb, thut es keinen Abbruch, daß er sich bewußt war, dabei zugleich ein sehr gutes Geschäft zu machen. „Wenn noch 30,000 kommen," schrieb er an Seckendorf[1]), „ich Platz habe, und die dépense, unter uns gesagt, ist nit groß, und peuplire mein wüst Land." Es stände gut in der Welt, wenn alle Fürsten zur Erreichung ihrer Zwecke nur immer solche Mittel wählten, welche die Wohlfahrt der Menschen befördern.

Beim Antritt seiner Regierung hatte der König allerdings durch die gewaltsamen Ersparnisse, die er mit einem Schlage einführte, eine große Anzahl von Mitgliedern der französischen Colonie der Gnadengehalte und der einträglichen Hofstellen beraubt, die sie bei seines Vaters Lebzeiten inne gehabt, und dadurch war große Besorgniß unter den Franzosen entstanden, von denen auch viele auswanderten. Dies zu verhindern, wurden ihnen alsdann allerlei Beweise der königlichen

---

[1]) Förster II. 336.

Fürsorge gegeben. Friedrich Wilhelm wollte der Gemeinde sogar gestatten, unter seinen Ministern denjenigen zu bezeichnen, welcher ihre Angelegenheiten leiten sollte, sie überließen jedoch die Wahl dem Könige, der nun den General von Forcade ernannte. Unter diesem stand das aus Franzosen aller Berufsklassen gebildete grand conseil, welches die Erneuerung und Bestätigung aller den Colonisten seit dem großen Kurfürsten zugesicherten Rechte und Freiheiten erwirkte. Dadurch beruhigten sich die Gemüther, und als der König gegen seine sonstige Gewohnheit in diesem Falle mit Ernst dafür sorgte, daß nicht jeder langgewachsene Emigré sofort in die Soldatenjacke gesteckt werden durfte, so fanden sich sogar neue französische Einwanderer ein, welchen ebenfalls die vom großen Kurfürsten nach dem Widerruf des Edicts von Nantes verheißenen Zusagen zu Gute kommen sollten[1]); unter andern wurden ihre Streitigkeiten von eignen Gerichten entschieden, welchen dabei ein nach französischem Rechte im Jahre 1699 abgefaßtes Prozeßgesetzbuch zur Norm diente. In Stettin und in Potsdam errichtete man von diesen neuen Ankömmlingen besondere französische Colonien, denen sogar das Recht beigelegt wurde, aus ihrer Mitte einen Beisitzer der Magistrate zu wählen, der sie den deutschen Einwohnern gegenüber vertreten sollte.

---

[1]) Faßmann I. 258.

Gleich wie den Franzoſen wurden den Einwanderern aus allen andern Ländern die glänzendſten Verſprechungen gemacht. Sie ſollten Freijahre genießen, ſich auf den in den Städten noch wüſt liegenden Plätzen anbauen dürfen, dazu freies Bauholz nebſt dem achten Theil der Baukoſten vom Könige erhalten und bei Ausübung ihrer Gewerbe die freigebigſte Unterſtützung genießen [1]).

Auf ſolche Weiſe war Friedrich Wilhelm unabläſſig mit beſtem Erfolge bemüht, den Strom der Auswanderung in kleineren und größeren Maſſen überall in ſeine ſpärlich bevölkerten Provinzen zu leiten, und weil die Ankommenden ſtets tüchtige Kenntniſſe von ſolchen Dingen mitbrachten, die in ihrer Heimath vorzüglich gut betrieben wurden, ſo verbreiteten ſich im Preußiſchen die verſchiedenſten Gewerbzweige in ſtets wachſender Vollkommenheit.

Schweizer, Holländer, Böhmen und auch Deutſche aus den verſchiedenſten kleineren Ländchen folgten den lockenden Ausſichten, die man ihnen eröffnete. Vor Allem aber iſt die Aufnahme der vertriebenen ſalzburger Evangeliſchen in Preußen für alle Zeiten berühmt geworden.

In dem von der Natur ſo reich geſegneten Berglande, welches, von Bayern, Oeſterreich und Tyrol be-

---

[1]) Edict vom 6. Juni 1721. Mylius VI. III. No. 141.

grenzt, das Erzbisthum Salzburg bildete, regierten seit allen Zeiten die Erzbischöfe als geistliche Hirten und Reichsfürsten über ein tüchtiges, gewerbefleißiges und wohlhabendes Völkchen katholischen Glaubens. Der Protestantismus, welcher sich in dem benachbarten Oesterreich bald nach Luther's Auftreten sehr schnell ausbreitete und erst im dreißigjährigen Kriege gewaltsam unterdrückt wurde, hatte auch in den von der Salza und ihren Nebenzuflüßchen durchströmten Thälern eine Stätte gefunden. Luther's berühmter Freund Staupitz, zum Abt eines salzburgischen Benedictinerklosters ernannt, schützte die neue Gemeinde und wußte auch den damals regierenden Erzbischof, Cardinal Matthäus Lange, derselben geneigt zu machen, so daß die Reformation sich vielleicht über das ganze Ländchen ausgebreitet hätte, wenn nicht ungünstige Umstände dazwischen getreten wären. Staupitz nämlich starb schon beim Ausbruche des Bauernkrieges, den man nicht mit Unrecht für eine mittelbare Folge der Reformation ansah. Der Erzbischof kam dadurch von seiner Hinneigung zu der neuen Lehre sehr bald zurück, und als er gar bei Gelegenheit eines Aufstandes in seiner eignen Residenz sich bedroht glaubte, so verfolgte er bis an sein Ende die Evangelischen auf's Grausamste. Er fuhr mit Hinrichtungen und Einkerkerungen so lange fort, bis die verschont Gebliebenen sich dazu bequemten, äußerlich die Formen der katholischen Kirche anzunehmen, wenn sie

auch im Herzen deſto feſter den reinern Glauben bewahrten. Matthäus Lange ſtarb 1540.

Seine Nachfolger zeigten während des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts abwechſelnd größere oder geringere Duldſamkeit gegen die Evangeliſchen, und dem entſprechend wagten ſich dann dieſe mehr oder weniger öffentlich mit ihrem Bekenntniſſe hervor, ja unter dem 1727 verſtorbenen Erzbiſchof Grafen Harrach wurde ſtillſchweigend geduldet, daß ſie ſich ohne Scheu der lutheriſchen Bibelüberſetzung und anderer Reformationsſchriften bedienen durften, welche ſie in großer Menge von Augsburg und Nürnberg bezogen. Allein die Freude darüber ſollte nicht lange dauern. Harrach's Nachfolger wurde Leopold Anton Eleutherius Graf Firmian, ein Kirchenfürſt, dem, wie die Katholiken rühmen [1]), Nichts ſo ſehr am Herzen lag, als die alte von den Voreltern ererbte Religion aufrecht zu erhalten und die verirrten Kinder in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückzuführen. Er verbot deshalb auf's Strengſte das Leſen lutheriſcher Bücher und berief die Jeſuiten, deren Frömmigkeit und Gelehrſamkeit ihm bekannt war, um die Anhänger der Augsburgiſchen Confeſſion auszuforſchen und zu bekehren. Bei der zerſtreuten Lage der Bauerwohnungen in den ſalzburgiſchen

---

[1]) Zauner's Salzburger Chronik, fortgeſetzt von Gärtner Bd. 10. p. 20.

Berggegenden war es nicht leicht, den Kirchenbesuch der Einzelnen zu controlliren, und die Patres gingen überall selbst umher, nach verbotenen Büchern zu suchen und die Uebertreter in's Gefängniß zu liefern. Außerdem befahlen sie, daß Jedermann sich beim Begegnen der katholischen Begrüßungsworte „Gelobt sei Jesus Christus" bediene und einen Schulterrock, Scapulier, nach dem Zuschnitt der Ordensgeistlichen tragen sollte. Jener an sich so harmlos und fromm klingende Gruß war sehr geschickt als Unterscheidungszeichen gewählt, weil die Katholiken demselben in abergläubischer Weise eine sündenvergebende Kraft zuschrieben, indem Papst Benedict XIII. Jedem, der den Spruch sagen, und Jedem, der darauf „in Ewigkeit Amen" erwidern würde, Ablaß verheißen hatte. Die Evangelischen verweigerten deshalb diesen Gruß um so mehr, als sie durch das beständige Umherspioniren der Jesuiten in ihren Wohnungen schon äußerst erbittert waren, und in ihren trotz des Verbotes abgehaltenen Versammlungen lasen und beteten sie desto eifriger aus den verpönten Büchern. Nun griff der Erzbischof zu strengern Maßregeln. Er ließ einen gewissen Lerchner, der großen Einfluß unter den Bauern hatte, einsperren, gab ihn dann wieder frei, setzte ihn dann nochmals gefangen und machte unkluger Weise einen Märtyrer aus ihm. Dann, um ihn loszuwerden, verwies man denselben außer Landes. Einige Bauern schlossen sich dem Vertriebenen an und begaben

ſich mit Lerchner nach Regensburg, um den Reichsgeſandten der evangeliſchen Stände ihre Klagen wegen Religionsbedrückung vorzutragen. Sie fanden daſelbſt Gehör und beſchwerten ſich über Verletzung der weſtphäliſchen Friedensbeſtimmungen, weil man ſie ihres Glaubens wegen vertrieben habe, ohne ihnen den Verkauf ihrer Güter binnen der durch jenen Frieden feſtgeſetzten Friſt zu geſtatten [1]). Das Corpus Evangelicorum nahm ſich der Bittſteller an und erließ an den Erzbiſchof eine dringende Aufforderung, den Evangeliſchen freien Abzug und freien Verkauf ihrer Güter zu geſtatten. Der ſalzburgiſche Geſandte, welcher das Schriftſtück nach Hofe befördern ſollte, verweigerte dieſelbe anzunehmen, ſetzte aber den Erzbiſchof natürlich von dem Vorfall in Kenntniß. Dieſer ließ nun erklären, daß in dem für die weſtphäliſchen Friedensbeſtimmungen maßgebenden Jahre 1624 in ſeinem Lande keine Evangeliſchen geweſen, der Friede alſo dort keine Anwendung finde, vielmehr müßte Jeder, der ſich in ſeinem Gebiete offen für einen Lutheraner bekenne, wie

---

[1]) Die katholiſchen Schriftſteller leugnen, daß man ihnen den Verkauf der Güter verwehrt habe. Indirect iſt das aber jedenfalls geſchehen, wie die nachfolgenden Ereigniſſe beweiſen. de Casparis Emigrat.-Geſch., überſetzt von Stuber p. 3. Zauner's Chronik l. c. 23. Da übrigens der Befehl, den katholiſchen Gruß zu ſprechen und das Scapulier zu tragen, nicht geleugnet wird, ſo iſt das Andere unerheblich.

ein Rebell und Empörer betrachtet werden, auch seien nicht die evangelischen Gesandten, sondern der Kaiser die Instanz, an welche die Bauern sich hätten wenden müssen.

Natürlich wuchs die Erbitterung des Erzbischofs gegen seine Unterthanen durch diese Vorgänge immer mehr. Die Kinder der Protestanten durften von Geistlichen nicht getauft, ihre Leichen nicht kirchlich beerdigt werden. Er sperrte die Bauern, die sich nicht fügen wollten, mit Ketten beladen in schlechte Gefängnisse, wo sie auf bloßer Diele liegen mußten [1]), und da man bei der großen Zahl der Dissidenten fürchten mußte, dieselben könnten sich zu gewaltsamer Widersetzlichkeit ermannen, so wurden Truppen vom Kaiser erbeten und und von diesem, obwohl ungern, gewährt, mit denen man die festen Plätze und die Grenzen besetzen ließ und so den Weg zu fernerer Beschwerdeführung außerhalb Landes abzuschneiden suchte. Dennoch gelang es einigen Abgesandten der verfolgten Bauern nach Regensburg zu kommen, wo sie nunmehr als Bevollmächtigte von 19,000 in sieben salzburgischen Bezirken wohnenden Bekennern der augsburgischen Confession auftraten und den Antrag stellten, daß entweder in

---

[1]) Das wird von den Katholiken nicht geleugnet, sondern nur durch Anführungen von Gesetzesstellen vertheidigt. Chronik l. c. p. 45.

jeder dieſer Gemeinden evangeliſcher Gottesdienſt eingeführt und evangeliſche Pfarrer angeſtellt würden, oder daß man ihnen erlaubte, ihre Güter ordnungsmäßig zu verkaufen und auszuwandern.

Daheim warteten die Bauern mit größter Ungeduld des Beſcheides. Trotz der ſtrengſten Verbote verſammelten ſie ſich an verabredeten Orten und faßten, unter Abſingung geiſtlicher Lieder und Anhörung erbaulicher Vorträge, ihre Beſchlüſſe. Der Erzbiſchof, der gern alles Aufſehen vermieden hätte, ſandte eine Commiſſion in's Land, um die Sache zu unterſuchen, allein da von der einen Seite der gute Wille, von der andern das Zutrauen fehlte, ſo hatte das keinen Erfolg.

Gegenüber den Abmahnungen und Vorſtellungen der evangeliſchen Fürſten, der Könige von Dänemark und Preußen, ſowie der Generalſtaaten, die ſich ernſtlich für ihre unterdrückten Glaubensgenoſſen verwendeten, bediente der Erzbiſchof ſich der ſehr klug erſonnenen Einrede, daß die Beſchwerdeführer gar nicht Bekenner der durch den weſtphäliſchen Frieden geſchützten augsburgiſchen Confeſſion, ſondern ſectireriſche Schwärmer wären, die durch ihr rebelliſches Betragen gegen die Befehle des Landesherrn überdies jeden Anſpruch verſcherzt hätten, den ſie etwa aus jenen Friedensbeſtimmungen herleiten könnten [1]).

---

[1]) F. J. Moſer. Emigrations-Akten p. 159.

Allein dieſe Ausflucht wurde durch das gründliche Religionsexamen widerlegt, welches man von evangeliſchen Geiſtlichen mit den Ausgewanderten anſtellen ließ, wo ſie ſich als ſehr wohl unterrichtete evangeliſche Chriſten auswieſen.

Der Kaiſer hatte Anfangs dem Gebahren des Erzbiſchofs nicht nur ruhig zugeſehen, ſondern ihn, wie wir hörten, durch Abſendung von Soldaten unterſtützt und außerdem zwanzig Salzburger Bauern, die ſich beſchwerdeführend nach Regensburg begeben wollten, an der Grenze feſtnehmen und in Linz gefangen halten laſſen. Als aber die Unruhen ernſter wurden und ſich immer weiter ausbreiteten, da ſchien es den benachbarten katholiſchen Fürſten, namentlich auch dem Kaiſer wegen der öſterreichiſchen Länder und dem Kurfürſten von Bayern, ſehr wünſchenswerth, durch friedliche Beilegung dieſer Religionsſtreitigkeit die Gefahr der Anſteckung von ihren eigenen Unterthanen abzuhalten. Deshalb erließ der Kaiſer, der es wegen ſeiner pragmatiſchen Sanktion nicht mit den proteſtantiſchen Fürſten verderben durfte, am 26. Auguſt 1731 ein ſogenanntes Dehortatorium [1]), durch welches er die Proteſtanten zur Ruhe und Gehorſam gegen ihre Obrigkeit ermahnte, zugleich verſprach, ihre Beſchwerden, wenn ſie dieſelben ſchriftlich einreichten, zu prüfen und ihnen

[1]) Salzburgiſche Chronik l. c. p. 115.

zu ihrem Rechte zu verhelfen. Der Erzbiſchof ſah hierin einen Eingriff in ſeine Regierungsrechte und verbot die Bekanntmachung des Erlaſſes. Der Kaiſer nahm das natürlich ſehr übel auf und wurde dadurch ſchon einigermaßen milder gegen die Bauern geſtimmt, der Erzbiſchof aber fuhr fort, die Evangeliſchen auf alle Weiſe zu plagen und zu verfolgen. Das Hin- und Herſchreiben mit den Reichstagsgeſandten und den auswärtigen Mächten würde erfolglos immer weiter gedauert haben, wenn nicht König Friedrich Wilhelm von Preußen in ſeiner praktiſchen Weiſe dazwiſchen getreten wäre. Durch zwei von Regensburg nach Berlin gekommene ſalzburger Bauern hatte er ſich mündlich von ihnen über ihre Lage Bericht erſtatten laſſen. Die Hofprediger Rolof und Reinbeck mußten ein Religionsexamen mit ihnen anſtellen und erklärten ſie für gute Lutheraner. Die Perſönlichkeit dieſer Leute hatte den König davon überzeugt, wie vortheilhaft es für ſeine Länder wäre, wenn er viele tauſende dieſer braven Verfolgten, die noch dazu ſeine Glaubensgenoſſen waren, als Coloniſten für das verödete Preußen und Litthauen gewinnen könnte. Seine eigne ächt proteſtantiſche Geſinnung kam hinzu, und indem er ſich offen für den Beſchützer der ſalzburger Evangeliſchen erklärte, beſchloß er ein Mittel anzuwenden, welches er bereits früher den Katholiken gegenüber ſehr wirkſam gefunden hatte.

Als nämlich der fanatische Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz, aus dem neubekehrten Hause Neuburg, mit dem bei Convertiten gewöhnlichen Uebereifer seine protestantischen Unterthanen bedrückte und denselben unter andern in der Residenzstadt Heidelberg ohne Weiteres ihre Hauptkirche wegnahm und den Katholiken übergab, ohne auf die dringendsten Gegenvorstellungen der protestantischen Mächte, und namentlich Preußens, Rücksicht zu nehmen, da hatte Friedrich Wilhelm im Jahre 1719 befohlen, als Vergeltungsmaßregel den katholischen Dom in Minden zu schließen und das Kloster Hadmersleben im Halberstädtischen für königliche Rechnung zu verwalten. Dadurch wurde die gesammte katholische Geistlichkeit in die größte Angst versetzt, um so mehr, als Hannover, diesem Beispiele folgend, ebenfalls die katholische Kirche in Celle zuschloß. Die Priester bewogen nun schleunigst den Kurfürst zur Nachgiebigkeit. Er schickte selbst den Reformirten die Schlüssel zu ihrer Kirche zurück, gab den verbotenen Heidelberger Katechismus wieder frei, und Friedrich Wilhelm hob dann seinerseits den angewendeten Gegendruck auf.

Eingedenk dieses guten Erfolges ließ Friedrich Wilhelm nun auch dem Erzbischof von Salzburg aufs Bündigste erklären, daß, wenn er seinen evangelischen Unterthanen nicht freien Abzug und die Veräußerung ihres unbeweglichen Vermögens gestatte, der König seine katholischen Unterthanen, namentlich die geistlichen

Stifter ebenſo behandeln würde, wie der Biſchof die unterdrückten Bauern.

Der Kirchenfürſt, theils aus Fanatismus, theils weil er glaubte, daß kein anderer Weg offen ſtände, um endlich Ruhe im Lande zu ſchaffen[1]), kam nun zu dem unerhörten Entſchluß, nicht etwa den Evangeliſchen freien Abzug zu geſtatten, ſondern ſämmtliche Einwohner ſeines Gebiets, die ſich nicht zur katholiſchen Religion bekannten (es mochten etwa 30,000 ſein), gradezu aus dem Lande zu jagen, doch hielt er es für angemeſſen, die Bauern vorher zu entwaffnen, um jeden gewaltſamen Widerſtand unmöglich zu machen. Die Salzburger ſind nämlich, wie bekannt, faſt ebenſo gute Schützen wie ihre Nachbarn, die Tiroler. Jeder Mann hat ſein Feuergewehr, die ſogenannten Kugelſtutzen. Unter dem Namen der Feuerſchützen bildeten dieſe Leute mit Genehmigung der Landpfleger eine Art von Zunft. Nun wurden dieſelben zu einer großen Muſterung befohlen, und am 22. October 1731 fanden ſie ſich ſehr zahlreich an den beſtimmten Orten ein. Man umringte ſie mit Soldaten und drohte Jedem den Tod, der nicht ſofort ſein Gewehr hinwürfe. Der Uebermacht weichend, gehorchten ſie ohne Widerrede. Wenige Tage nachher veröffentlichte der Erzbiſchof (31. October 1731) das unerhörte Emigrationsedict, welches einen Schrei

[1]) Chronik l. c. p. 193.

des Abscheus unter den Gebildeten der ganzen Welt erregte [1]). Nach einer langen schwülstigen Einleitung, in welcher den Evangelischen alle möglichen Schandthaten und Verbrechen Schuld gegeben wurden, folgen die zwölf Artikel des Edicts selbst. Alle sich zur lutherischen oder reformirten Lehre bekennenden Einwohner werden bei schwerer Leibes- und Lebensstrafe des Landes verwiesen. Bei denselben Strafen müssen alle männlichen und weiblichen über 12 Jahr alten unangesessenen Personen, Knechte, Arbeiter ꝛc. binnen acht Tagen „mit hindann tragendem Sack und Pack" abziehen. Dieselbe Bestimmung trifft alle in landesherrlichem Dienste, beim Berg- und Hüttenbau ꝛc., beschäftigten Personen, deren Besoldung am Tage der Veröffentlichung des Edicts aufhört. Alle Bürger und Meister verlieren das Bürger- und Meisterrecht, die Bauern und andere Besitzer von unbeweglichen Gütern sollen aus besonderer fürstlicher Gnade, jenachdem sie 150, 500 oder noch mehr Gulden versteuern, ein, zwei oder drei Monate Zeit haben, das Ihrige so gut sie können zu verkaufen, dann aber bei Leib- und Lebensstrafe das Land verlassen. Alle diese gnädigen Bestimmungen kommen aber nur den Augsburgischen Confessionsverwandten zu gute, gegen andere Ketzer (und wer dazu gehört, entscheidet natürlich der Erzbischof) bleibt die wohlverdiente

1) Vollständig abgedruckt in der salzburgischen Chronik X. 193.

Strafe vorbehalten. Dies der weſentliche Inhalt des Edicts.

Die unangeſeſſenen Arbeiter hielten die ihnen geſtellte Friſt von acht Tagen für eine bloße Drohung, weil ſie ſich nicht denken konnten, daß man den Bauern für die denſelben geſtattete Zwiſchenzeit von zwei bis drei Monaten ihre Knechte und Mägde fortnehmen und ihnen ſo jede ländliche Arbeit unmöglich machen könnte. Deshalb hatten auch die wenigſten von ihnen ſich ernſtlich zur Auswanderung vorbereitet, als plötzlich am 30. November eine Schaar Soldaten in ihren Thälern erſchien und neunhundert von ihnen, wie ſie gingen und ſtanden, aus den Häuſern und vom freien Felde fortſchleppten. Viele der Unglücklichen waren kaum mit der nöthigſten Kleidung verſehen, faſt Niemand hatte ſeine Sachen zuſammengepackt. Halbnackt wurden die Vertriebenen der Hauptſtadt zugeführt unter dem Hohn und den Mißhandlungen der katholiſchen Bevölkerung. In Salzburg mußten ſie hungernd und frierend wochenlang auf ihre Auswanderungspäſſe warten, bis man ſie endlich um die Mitte des Dezember der bayriſchen Grenze zuführte. Hier gab es neuen Aufenthalt, weil der Kurfürſt erſt wegen der Transportkoſten mit Salzburg unterhandelte und es überhaupt ſehr ungern ſah, daß ſeine gläubigen Unterthanen mit dieſen Ketzern in Berührung kämen. Endlich führte man die von der grimmigen Kälte

Gequälten weiter, durch eine ihnen feindlich gesinnte Bevölkerung. Ihre Leiden hatten erst ein Ende, als sie Kaufbeuren erreichten, die erste Stadt mit katholisch und protestantisch gemischter Bevölkerung. Hier wurden sie von ihren Glaubensgenossen freundlich aufgenommen und bewirthet. Mehr als hundert von den Fremden traten in der Stadt und deren Umgegend dauernd in Dienste. Von nun an geleitete sie ein freundliches Schicksal auf der ferneren Pilgerfahrt. Die gesammte protestantische Welt war in unerhörter Weise durch die salzburger Vorgänge in Aufregung versetzt. Man betrachtete die Vertriebenen wie Märtyrer, fast wie Heilige. In den Städten suchten Magistrat, Bürgerschaft und Zünfte einander in liebevollem Bezeigen gegen die Glaubensgenossen zu überbieten. Augsburg, Nürnberg, Coburg, Leipzig, Halle und Wittenberg zeichneten sich durch fromme Gastlichkeit aus. Man zog ihnen schaarenweise entgegen, geleitete sie in die Kirchen, wo für sie gepredigt wurde, und reichte ihnen jede Art von leiblicher Speise und geistlichem Trost. Die Geldgeschenke, welche die Vertriebenen unterwegs empfingen, betrugen gering gerechnet mehr als 80,000 Thaler. In Leipzig allein wurden 6000 Thaler unter sie vertheilt. Man bekleidete Erwachsene und Kinder und überhäufte die Kleinen mit Naschwerk und Spielwaaren. Die Salzburger Frauen, von denen viele ihre Kinder in einer Art von Reisewiege auf dem Rücken trugen, erregten

die allgemeinſte Theilnahme. In jedem Hauſe war Mittags und Abends für die Unglücklichen offne Tafel, bei der faſt immer die angeſehenſten Bürger der Stadt ſelbſt die Speiſen auftrugen [1]) und herumreichten, z. B. in Halle, wo viele Profeſſoren dieſen Liebesdienſt verrichteten. Es ſchienen die Tage der erſten Chriſten wiedergekehrt. Mit einer Art von Verwunderung erzählen die gleichzeitigen Berichte, daß auch Juden überall ihr Schärflein beitrugen, und daß in Halberſtadt der Rabbiner in der Synagoge bekannt machte, es ſolle ſich Niemand unterſtehen, im Handel mit den Salzburgern den geringſten Profit zu nehmen.

Ueberall behielt man eine Anzahl der Gäſte zurück, und obgleich die Meiſten ſich nicht von den Gefährten trennen wollten, ſo kamen doch gar viele nach Württemberg und ſogar nach Holland. Die übrigen ſetzten ihren Weg unter dem Geleit von vier Theologen, welche der Gründer des Waiſenhauſes in Halle ihnen von dort mitgab, nach Berlin fort. Sie begannen jeden Tag mit Gebet und Geſang, wie ſie denn überhaupt der langentbehrten freien Religionsübung mit größter Begierde ſich hingaben. In den Kirchen der Städte empfingen ſie das heilige Abendmahl mit ſo brünſtiger Andacht, daß die Zuſchauer in Thränen zerfloſſen.

In Potsdam empfing der König die Ankommenden

---

[1]) Salzburger Chronik l. c. p. 475.

persönlich, redete mit den Einzelnen und reichte ihnen die Hand zum Kusse. Sie wurden auf seine Kosten bewirthet und in Berlin alsdann von der königlichen Familie und der ganzen Einwohnerschaft ebenso reichlich und liebevoll aufgenommen und bewirthet wie überall.

Diese erste Colonne der Unangesessenen bildete aber nur den Vortrab des großen Zuges, denn die bäuerlichen Wirthe mit ihren Familien, über 20,000 an Zahl, hatten bis Georgi (23. April 1732) Nachfrist erhalten, weil der Erzbischof, durch den allgemeinen Schrei der Entrüstung über seine Unmenschlichkeit erschreckt, doch nicht mehr wagte, auch diese Schaaren in die Winterkälte hinauszustoßen. Diese Zwischenzeit benutzte König Friedrich Wilhelm I., um durch feierliches Patent vom 2. Februar 1732 [1]) die gesammte vertriebene Bevölkerung, die Ackerbauer und Handwerker, in seine Staaten einzuladen. Aus christkönigliche[m] Erbarmen und herzlichem Mitleid gegen die bedrängten Glaubensgenossen bietet er ihnen seine mildreiche Hand. Den Erzbischof ersucht er freundlichst um reichsconstitutionsmäßige freie Entlassung seiner evangelischen Unterthanen, wobei jedoch die Drohung von Repressalien für den Fall der Weigerung deutlich genug durchblickt. Diejenigen, welche sich in des Königs Länder begeben wollen,

---

[1]) Vollständig u. a. in der Salzburger Chronik l. c. p. 287 abgedruckt.

ſollen ſchon in Folge dieſes Entſchluſſes als preußiſche Unterthanen betrachtet werden. Er bittet alle Fürſten um Geſtattung freien Durchzuges für dieſelben und ſchickt ihnen Reiſecommiſſarien entgegen, welche die einzelnen Abtheilungen an ihre Beſtimmungsörter führen und jedem Manne vier, jeder Frau drei, den Kindern zwei gute Groſchen tägliches Reiſegeld zahlen ſollen.

Außer den bereits oben mitgetheilten Verheißungen, die der König allgemein für alle Einwanderer erlaſſen hatte, wurde den Salzburgern, welche die wüſten Höfe in Preußen und Litthauen annehmen würden, noch die vollſtändige erſte Einrichtung an Vieh, Ackergeräth und Saatgetreide koſtenfrei verſprochen und die Verſicherung gegeben, daß ihnen nach Bedürfniß Kirchen erbaut und Seelſorger angeſtellt werden ſollten.

Das hatte denn zur Folge, daß die bei weitem größte Zahl der Auswanderer ſich nach Preußen wandte (nicht weniger als 15—16,000 kamen im Frühjahr 1732 dahin), während einige Tauſend andere dem Rufe der Könige von England und Dänemark und der Generalſtaaten folgten.

Die Marſchcommiſſarien führten die Abtheilungen auf verſchiedenen Wegen ihrer Beſtimmung zu, um nicht die dazwiſchenliegenden Orte durch zu häufig wiederkehrende Durchzüge zu beläſtigen. Solche Vorſicht wäre indeſſen kaum nöthig geweſen, da die Begeiſterung für die Verbannten ſich mit jeder neuen Schaar

von Ankömmlingen wo möglich noch steigerte. Die Caravanen nahmen sich übrigens jetzt schon viel stattlicher aus, als das erste Mal. Die Bauern führten zum Theil Wagen, Pferde und beträchtliche Habe mit, und viele von ihnen hatten das baare Kaufgeld für ihre Besitzungen bei sich, wie sehr auch der Betrag durch die habgierigen Bedrückungen der salzburger Beamten geschmälert war. In Nürnberg kamen in der Zeit vom 4. April bis zum 28. Juli allein 7428 Personen in acht verschiedenen Abtheilungen an. Alle wurden gleich liebevoll und freigebig aufgenommen [1]), und durchweg wiederholten sich auf der ganzen Reise nach Berlin die vorigen Auftritte in noch größerem Maßstabe. Das Volk stimmte in die frommen Gesänge der Pilger mit ein und hörte andächtig dem aus dem Herzen kommenden Glaubensbekenntnisse zu, welches die Salzburger vor der Geistlichkeit in den Kirchen ablegten. Ihre eigenthümliche Redeweise und die malerische Tracht der Vertriebenen gab den Aufzügen noch einen besonderen Reiz.

Abbildungen von ihnen wurden in Kupfer gestochen und fanden weite Verbreitung. Es sind mehr als

[1]) Unter den vielen gleichzeitigen Beschreibungen dieser Vorgänge ist wegen der beigegebenen Abbildungen besonders interessant: Der salzburgischen Emigranten Wanderschaft (von Baum) Nürnberg 1732.

14 Medaillen bekannt, welche sich auf diese salzburgische Religionsverfolgung beziehen.

In Berlin bezeigte besonders die Königin große Theilnahme für die Vertriebenen, von denen sie wiederholt mehrere Hunderte in ihrem Schlosse Monbijou festlich bewirthete und mit Geld und Bibeln beschenkte. Sie ließ ein besonders anmuthiges Mädchen aus Salzburg von dem berühmten Pesne für ihre Sammlung malen. Es lag in der Art der Berliner, daß die fremden Gäste förmlich in die Mode kamen, so daß die Damen spitze salzburger Hütchen trugen und allerlei Putzgegenstände nach den Ausgewanderten benannten [1]).

Wenn auf diese Weise bis jetzt die Pilgerfahrt der Vertriebenen mehr oder weniger den Charakter einer erhebenden Festlichkeit angenommen hatte, so sollte nunmehr, wo die Ankömmlinge ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt wurden, auch der trockene Ernst nicht fehlen.

Schon unterweges hatte es sich gezeigt, daß der König von dem Augenblicke an, wo seine Reichscommissarien die einzelnen Züge übernahmen, im strengsten Sinne des Wortes die Salzburger wie seine Unterthanen und sich selbst als ihren Herrn und Gebieter betrachtete. Die Selbstbestimmung der Einzelnen hatte

---

[1]) Königs Berlin p. 218.

vollſtändig aufgehört, ſo daß z. B. ein junges ſalzburgiſches Mädchen, welches man in einer Leipziger Familie ſehr gern an Kindes ſtatt angenommen hätte, unter keiner Bedingung die Erlaubniß erhalten konnte, daſelbſt zu bleiben [1]). Dagegen hielt man das Verſprechen, wonach ſie ihren Aufenthalsort innerhalb der preußiſchen Staaten frei wählen durften, und wie gern der König auch einen Theil der Ankömmlinge im Magdeburgiſchen und Halberſtädtiſchen angeſiedelt hätte, ſo mußte er ihnen doch nachgeben, als ſie bei einander zu bleiben verlangten und darauf beſtanden, ſämmtlich nach Preußen und Litthauen geführt zu werden.

Auf verſchiedenen Straßen, theils zur See, theils zu Lande wurden ſie demgemäß dahin gebracht und dem Miniſter von Görne untergeordnet, welcher Befehl hatte, für ihre neue Niederlaſſungen zu ſorgen. Da fehlte es denn gar bald nicht an allerlei Klagen und Beſchwerden, weil die ganz neue Arbeit und Beköſtigung ihnen nicht zuſagte und das Heimweh nach den Bergen erwachte, auf denen ſie umherzuſchlendern gewohnt waren. Auch über die zu leiſtenden Dienſte gab es Streitigkeiten, weil ſie über die Bedeutung der ihnen bewilligten Freijahre ſich zu günſtige Vorſtellungen gemacht hatten.

Es war ihnen zu wiſſen gethan, daß je nach der

---

[1]) Salzburger Chronik l. c. 294.

Güte des den Einzelnen zugetheilten Bodens ein für alle Mal ein gewiſſer Theil der Ernte ſtatt aller andern Laſten und Abgaben an den König abgeführt werden ſollte. Allein man verlangte nun noch allerlei auf den Gütern haftende perſönliche Leiſtungen, z. B. Botengänge und Spanndienſte, von denen die Fremden Nichts gewußt hatten. Ferner war für die Handwerker, welche ſich in den Städten auf wüſten Stellen Häuſer bauen würden, die Befreiung der Abgaben nur in Bezug auf ſolche Steuern ausgeſprochen, die nicht in die königlichen Kaſſen fließen, was ebenfalls zu Streitigkeiten und Unzufriedenheiten über die Auslegung dieſer Beſtimmung führte. Dazu kam die Mißgunſt, welche die alten Einwohner den bevorzugten Coloniſten entgegentrugen, an denen ihnen vieles Fremdartige nicht gefiel, und deren Gebirgsköpfe ihren Spott und Ekel erregten; — mit einem Wort, es fehlte auch hier neben ſo vielem Lichte nicht an Schatten, und manches Jahr mußte vergehen, bis dieſe Mißverhältniſſe ſich ausgleichen und die Salzburger in ihren neuen nordiſchen Wohnſitzen heimiſch werden konnten.

Der König wurde ſeiner Gewohnheit nach nicht müde, bis in's Einzelnſte für das Gedeihen ſeiner Schöpfung Sorge zu tragen. Als Görne ihm vortrug, wie ſchwierig ſich im Anfange Alles einrichten ließ, und wie die ganze Sache erſt alsdann eine beſſere Geſtalt gewinnen würde, wenn die Anſiedler ſich einge-

wöhnt hätten, bis wohin das Publikum „Einen haben müßte, auf den es losgehen könnte," da schrieb Friedrich Wilhelm an den Rand der Vorstellung: „losgehn? es geht auf mir los, Ich übernehme alles!"

Da hatte er denn nicht blos die Klagen der Emigranten, sondern auch die ärgsten Verleumdungen von katholischer Seite zu erdulden, wo man schamlose Lügen über allerlei Unfälle verbreitete, die den Wanderern unterweges zugestoßen, und über Bedrückungen, die sie in der neuen Heimath zu ertragen hätten. Der König ließ durch ein Patent vom 4. October 1733 das Alles gründlich widerlegen und wurde deshalb in seiner Sorgfalt für die Colonisten nicht irre gemacht. Er baute ihnen Kirchen, stellte Prediger an und verschaffte ihnen durch sein festes und beharrliches Auftreten gegen den Erzbischof ziemlich ausreichenden Ersatz für die Verluste, welche den Auswanderern durch den übereilten Verkauf von beinahe 2000 Bauergütern erwachsen waren. Der brandenburgische Gesandte in Regensburg, Baron Plotho, war ganz der Mann dazu, um bei einem hartnäckigen Kirchenfürsten Etwas durchzusetzen und seinem Könige Nichts zu vergeben, wie wir das bei einer viel späteren Gelegenheit wiederholt erfahren werden. An vier Millionen Gulden mußte der Erzbischof seinen vertriebenen Unterthanen noch nachsenden, unerachtet er für sich selbst fast zwanzig Procent Abzugsgeld zurückbehielt.

Bei der Ansiedelung in Preußen erwuchs ein Hauptübelstand daraus, daß der König jedem Bauer zwei Hufen Land, die Hufe zu 30 Morgen, hatte zutheilen lassen, während der Viehstand und die Bespannung, welche er ihnen gewährte, nur für eine Hufe ausreichend war, und die Bauern also die Hälfte wüst lassen mußten. Als nun ihre drei Freijahre abgelaufen waren, trieb man die Steuern auch von dem unbebauten Lande mit größter Härte von ihnen ein, was viel Mißvergnügen und sogar wirkliche Noth und Verarmung bei Einzelnen zur Folge hatte [1]). Ferner machte sich, wie überall in Preußen, so auch bei den Auswanderern, der Uebermuth der Werbeofficiere in lästigster Weise geltend. Denn in den wenigsten Fällen kehrten diese Menschen sich daran, daß der König den Salzburgern feierlichst Befreiung von der Rekrutirung zugesagt hatte; sie schleppten die großgewachsenen Männer mit List und Gewalt weg, und der König, bis zu welchem die Klagen der Gepreßten nur selten durchdringen konnten, war bekanntlich nicht geneigt, die Uebergriffe seiner Werber zu bestrafen.

Indessen traf das doch nur Einzelne. Im Großen und Ganzen dagegen hatte die Ansiedelung den glänzendsten Erfolg, und die noch vor Kurzem so verödete Provinz nahm mit jedem Jahre an Wohlstand zu, und

1) Batczke. Gesch. Preußens VI. 421.

die Zahl der Einwohner vermehrte sich. Unter des Königs Aufsicht und nach seinen überall bis in's Einzelnste gehenden Anordnungen entstanden nicht weniger als sechs Städte und 322 Dörfer, die theils neu erbaut wurden, theils auf den Ruinen früherer verlassener Wohnstätten sich erhoben. Insterburg und Gumbinnen erlangten bald solche Bedeutung, daß daselbst Kriegs- und Domainenkammern errichtet wurden, und elf neue Kirchspiele mit den erforderlichen Kirchen und Pfarrhäusern verdankten dem unermüdlichen Eifer des Monarchen ihre Entstehung. Auf sechs Millionen berechnet man die Kosten, welche der König für die Hebung von Preußen und Litthauen verwendete, aber das Geld war wohl angelegt, wie bei allen von dem „großen Wirthe" geleiteten volkswirthschaftlichen Unternehmungen, und noch bei seinen Lebzeiten erntete er reichliche Zinsen von diesem Kapital. So stieg unter andern der Ertrag der Accise in Königsberg allein im Jahre 1736 auf 140,000 Thaler, d. h. 40,000 Thaler mehr als dieselbe 1728 eingetragen [1]).

Als mehrere Jahre später Friedrich der Große diese Gegenden bereiste, erfüllte der Anblick der blühenden Gefilde ihn mit tiefer Ehrfurcht vor der Wirksamkeit seines Vaters. Es schien ihm, schreibt er an Voltaire [2]), etwas Erhabenes und Poetisches in dem

---

[1]) Ranke neun Bücher I. 474. [2]) 27. Juli 1739.

Gedanken, daß nach dem Winke Eines Mannes auf dieſen einſt ſo verödeten Quadratmeilen jetzt Hunderttauſende von denkenden Weſen in Glück und Wohlſtand leben durften.

Friedrich Wilhelm I. hatte ſehr wohl begriffen, daß den Wohlthaten, welche er bei jeder Gelegenheit ſeinen bedrückten Glaubensgenoſſen erwies, der Lohn auf dem Fuße nachfolgte. Die dünnbevölkerten Provinzen des Staates konnten nur gewinnen, wenn er aus aller Herren Länder ſo viel wie möglich die gewerbfleißigen, wegen ihrer Religion verfolgten Menſchen an ſich zog. Schon 1727 hatte er eine Colonie böhmiſcher Brüder angeſiedelt und denſelben die heut noch beſtehende böhmiſche Kirche in der Friedrichsſtadt erbaut. Sehr gern hätte er ganze Schaaren von böhmiſchen Proteſtanten, die durch eine Deputation ſeinen Schutz erbaten, noch nachkommen laſſen, wenn er nicht aus Ehrfurcht vor dem Kaiſer Anſtand genommen hätte, die Unterthanen deſſelben zum Ungehorſam zu verleiten [1]). Aber auch wo es ihm keinen unmittelbaren Vortheil brachte, verwandte der König mit größtem, oft wahrhaft rührendem Eifer ſich für ſeine Glaubensgenoſſen. In Polen zumal, wo der Fanatismus der Jeſuiten ganz beſonders gegen die Proteſtanten wüthete, hatte er dazu reichliche Gelegenheit. Schon 1715 war der Staroſt v. Unruh

[1]) Förſter Fr. W. I. Bd. III. p. 308.

als Flüchtling in Berlin erschienen, weil man ihn wegen einer die Mängel der Kirche darlegenden Schrift zur grausamsten Todesstrafe verurtheilt hatte [1]). Friedrich Wilhelm sandte denselben nach England, um die Fürsprache der dortigen Regierung für die Dissidenten zu erlangen. Neun Jahre später hatten die Jesuiten in der fast ganz evangelischen Stadt Thorn durch ihre öffentlichen Aufzüge Unruhen veranlaßt. Man ergriff dies als günstige Gelegenheit, um der Stadt ihre religiösen und communalen Freiheiten zu nehmen. Mit Militairgewalt wurden katholische Magistratsmitglieder eingesetzt und eine Menge unschuldiger Menschen grausam hingerichtet. Den König schmerzte es tief, daß er solche Unthaten nicht hindern konnte. Schon während des Laufes dieser Vorgänge hatte er die nachdrücklichsten Vorstellungen erlassen, ohne Etwas auszurichten. Auch seine später an den Kaiser gerichteten Beschwerden halfen zu Nichts. Der König von Polen entschuldigte sich damit, daß ihm kein Begnadigungsrecht zustehe.

Wie sehr Friedrich Wilhelm's Gemüth durch dergleichen Ungerechtigkeiten ergriffen wurde, das trat recht

---

1) Förster II. 821. Als einem Gotteslästerer sollte ihm die rechte Hand abgehauen, die Zunge zum Nacken herausgerissen, der Kopf abgeschlagen und seine Güter confiscirt werden.

deutlich bei einer andern ähnlichen Angelegenheit zu Tage: Der große Erfolg, den Franke in Halle mit der Stiftung des Waiſenhauſes gehabt, regte gute Menſchen in allen Ländern zur Nachahmung an. Das Publikum, welches für ſolche Zwecke zum erſten Male eine freie Lebensäußerung wagen durfte, war unerſchöpflich in milden Beiträgen. So hatte ein Gutsbeſitzer von Keſſel in der Nähe von Oels in Schleſien mit fürſtlicher Erlaubniß unter Leitung zweier Franke'ſcher Schüler ein Waiſen- und Krankenhaus errichtet, in welchem bereits 1727 mehr als hundert Perſonen verſorgt wurden. Die katholiſche Geiſtlichkeit durfte eine ſolche Pflanzſtätte evangeliſcher Tugend nicht dulden. Von Breslau aus veranlaßte man einen kaiſerlichen Befehl, demgemäß die Anſtalt im Winter 1727 geſchloſſen, die Lehrer Landes verwieſen und die Waiſen und Kranken in die Winterkälte hinausgeſtoßen wurden[1]). Die Gebäude der Anſtalt confiscirte man, und Keſſel ſollte außerdem 1000 Dukaten Strafe zahlen. Auguſt Hermann Franke flehte um des Königs Vermittelung. Dieſer ſchrieb ſofort eigenhändig deshalb an Seckendorf und zwar in ſolcher Haſt und Aufregung, daß der General den Brief nicht entziffern konnte, ſon-

1) Stenzel III. 490 giebt eine ausführliche Erzählung nach Fuchs Kirchengeſchichte von Oels.

dern erſt von Grumbkow eine Abſchrift anfertigen laſſen mußte [1]). „— — ich deklarire hiemit, daß ich in keine domestica von große Herren ich mich meliren thue, abſonderlich von Ihro Kaiſerl. Maj. Sachen, da ich zu großen Reſpect davor habe, aber dieweil es eine gewiſſenhafte Sache iſt, ſtille zu ſchweigen, da ich darum erſuchet bin (durch das Schreiben von Franke nämlich, welches der König beilegte) alſo überſchicke ich dieſe Bitte an den ꝛc. Grafen Seckendorf es umb Jeſu willen zu recommandiren, daß Sr. Kaiſerl. Majeſtät Gnade und Barmherzigkeit haben. So Majeſtät intencion bin persuadirt, iſt guht. Aber die Jeſuiten ſind zuwider, die Vögels, die dem Satan Raum geben, und ſein Reich vermehren wollen. Gott gebe ſeinen Segen und lenke ſeiner Kaiſerl. Majeſtät Herzen."

Seckendorf's Fürſprache konnte nur erwirken, daß dem Keſſel die Geldſtrafe erlaſſen und die Gebäude zurückgegeben wurden. Die Anſtalt ſelbſt aber durfte nicht wieder hergeſtellt werden.

Durch die Geringfügigkeit dieſer Erfolge ließ ſich aber der König keineswegs davon abſchrecken, ſein Wort für unterdrückte Proteſtanten überall von Neuem ein-

---

1) Förſter Fr. W. I. Bd. III. 249. Grumbkow antwortete: Quel diable de Galimathias, cela nous fera crever la cervelle. So verhandelten über den König die beiden Männer, denen er ein ganzes Herz vertraute.

zulegen, wo es Noth that. Bei dem Könige von Sardinien verwandte er ſich für die Waldenſer, bei dem deutſchen Orden für einen zu Unrecht abgeſetzten Prediger, und im letzteren Falle mit mehr Glück, weil er es hier in der Hand hatte, gegen verſchiedene innerhalb ſeiner Staaten belegene Beſitzungen des Ordens Repreſſalien zu brauchen. Als dagegen in Ungarn ſich die Bedrückungen gegen die Evangeliſchen erneuten, konnte Friedrich Wilhelm, wegen der Scheu, die er empfand, dem Kaiſer ernſtlich gegenüber zu treten, Nichts thun, als ſeine Vorſtellungen wiederholen, ohne dieſelben beachtet zu ſehen.

Sechszehntes Kapitel.

Finanzen. Landescultur. Bauten. Gewerbe.

Durch Errichtung ſeines General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directoriums hatte der König die Regelung der Ackerbau-, Gewerbe- und Verkehrs-Verhältniſſe des Landes in ſeine Hand genommen. Er bediente ſich dieſer Behörde ganz ſo wie die großen Gutsbeſitzer heutzutage ſich ihrer Kameralämter bedienen. Es war Niemand da, der ihm dreinreden konnte. Die Landſtände waren zu Kaſſenbehörden herabgeſunken.

Auch die Städte kamen bald in vollständige Abhängigkeit von den königlichen Behörden. Steuerräthe, jetzt Kriegsräthe genannt, führten die Oberaufsicht über das Kämmereivermögen. Aus dem Stadtsäckel durfte für Gemeindezwecke nur dasjenige verwendet werden, was der König nicht für seine eigenen Bedürfnisse in Anspruch nahm. Die Bürgermeister- und Kämmereiposten wurden im Interesse der Rekrutenkasse dem Meistbietenden zugeschlagen. Von irgend welcher Selbstständigkeit der Communen war nicht mehr die Rede, sie versanken in engherziges Spießbürgerthum und ließen ohne Widerrede selbst das Schimpflichste über sich ergehen. So hatte der König einst die Beschwerden des Buchbinders Reichardt über den Berliner Magistrat sich vortragen lassen. Er beschloß, denselben, der von den dort obwaltenden Mißbräuchen Kenntniß zu haben schien, als Aufpasser über diese Behörde zu brauchen und ernannte ihn ohne Weiteres zum Rathmann mit Sitz und Stimme im Collegium. Er wurde auch eingeführt, brachte aber keine Denunciationen vor. Als der König ihn nach einiger Zeit deshalb zur Rede stellte, sagte er, man sehe die Sachen mit andern Augen an, wenn man selbst am grünen Tische sitze. Es gehe Alles in bester Ordnung her. Der König lachte und sagte: „Lauf Schuft, du hängst den Mantel nach dem Winde." Damit war die Sache abgethan.

Wo es irgend anging, wurden den Kämmereien die

Kosten aufgebürdet, die der König zu bezahlen keine Lust hatte. Er schrieb dann unter die Vorstellungen ganz kurz: „Kemerey", oder „Kemrey ist gut, soll zahlen." Vor allen Dingen war es aber die Verbrauchs-Accise, durch welche er verstand, sich die Städte nutzbar zu machen. Diese Abgabe und noch viel mehr die beschwerliche Art, wie man dieselbe erhob, wurde überall im Lande sehr übel empfunden. Eigentlich neue Steuern hat der König während seiner ganzen Regierungszeit nicht ausgeschrieben, was auch bei dem Steuerdruck, welcher seit dem großen Kurfürsten auf den Unterthanen lastete, kaum möglich war. Es wurde sogar die Perrücken- und die Caroſſensteuer aufgehoben, die, seit der Luxus so sehr beschränkt worden, nicht mehr die Erhebungskosten deckten. Dagegen gelang es ihm, durch verbesserte Bewirthschaftung der Domainen und durch Hebung jeder Art von Gewerbsthätigkeit seine eignen Einkünfte und den Wohlstand des Landes von Jahr zu Jahr in Aufschwung zu bringen und im Verhältniß damit dann auch die Sätze zu erhöhen, nach welchen die Accise erhoben wurde. Gleich nach dem Regierungsantritt war eine Acciseordnung für die Mark Brandenburg erlassen und dieselbe nach Beendigung des pommerschen Feldzuges auch in den westlichen Provinzen[1]) eingeführt, was den dortigen, daran nicht

1) Mit Ausnahme von Geldern, welches durch seine bei der Uebernahme gewährleistete Verfassung davor geschützt blieb.

gewöhnten Unterthanen so drückend erschien, daß umfangreiche Auswanderungen erfolgten. Dadurch ließ sich der König nicht irre machen, vielmehr wollte er dem ganzen Lande zu erkennen geben, wie ernst er es mit seiner Accise zu halten gedenke, indem er sich selbst und seine königliche Familie der Abgabe unterwarf[1]) und alle Waaren und Lebensmittel, welche im Schlosse verbraucht wurden, an den Thoren zu besteuern befahl. Jeder königliche Küchenwagen sollte visitirt und die verschwiegenen steuerbaren Waaren confiscirt werden. So wollte er den Unterthanen das Beispiel geben, wie man sich dem Gesetze zu unterwerfen hätte.

In der That wurde das Publicum von den Steuerbeamten in unerträglicher Weise belästigt. An jedem Stadtthore hatte der Einpassirende dieselben widerwärtigen und zeitraubenden Durchsuchungen zu bestehen, welche uns noch heutzutage an den Landesgrenzen oft zur Verzweiflung bringen. Die Frachtwagen wurden in jeder Stadt durchsucht, alle Waarenballen und Kisten entweder geöffnet oder versiegelt, um auf den Packhof gebracht zu werden. Bei schwerer Strafe durfte dann nur in Gegenwart der Visitatoren ausgepackt werden.

Außerdem waren alle mit Lebensmitteln handelnden Personen, Bäcker, Fleischer, Höker ꝛc. wöchentlich,

---

[1]) Verordnung vom 20. Mai 1713. Mylius IV. III. 2. No. 48.

die Müller sogar täglich, einer Durchsuchung der Vorräthe auf ihren Speichern unterworfen. Die Zahl der Zugthiere an den Bauerwagen mußte controlirt und bescheinigt werden, damit nicht etwa ein Pferd oder Ochs unversteuert in der Stadt bliebe[1]). Außer den härtesten persönlichen Strafen traf den Defraudanten Verlust der eingeschwärzten Waare nicht nur, sondern auch des Gespanns und der Pferde. Um alle „Durchstechereien und Gevatterschaften" zu vermeiden, sollten die Thorschreiber nicht nur oft von einem Thor an's andere, sondern auch von einer Stadt in die andere versetzt werden.

Obgleich der König, nach Ausweis der bei Mylius abgedruckten Tarife, die Abgaben für verschiedene Waaren seit 1713 immer wieder erhöht, einige verdoppelt, andere vervierfacht, selbst verzwölffacht hatte, so nahm er es doch sehr übel, wenn man sagte, er erhöhe die Accisesätze. Durch mehrfache Verordnungen bedrohte er mit harter Strafe Denjenigen, der solche Verleumdungen ausspräche. Kein Verkäufer sollte sich unterstehen, die Preise der Waaren unter dem Vorwande gesteigerter Accisesätze in die Höhe zu treiben. Gesinde, welches bei Einkäufen etwa die Accise zum Vorwande für ihre Unterschleife gebrauchte, sollte an den Pranger

---

[1]) Instruction vor die Visitatores bei der Accise. Mylius daselbst No. 51.

gestellt werden. Wer Gegenstände, die überhaupt nach den Tarifen nicht eingeführt werden durften, dennoch in's Land brachte (und das waren fast alle Waaren, die in den einheimischen Fabriken verfertigt wurden), sollte Leibes- selbst Lebensstrafe erdulden. Nur Geistliche und Schulbediente waren in den Städten und auf dem Lande für ihre persönlichen Bedürfnisse, nicht aber für das, was zum Verkauf an den Markt kam, befreit. Das Spionirsystem, zu welchem die Steuerbeamten angewiesen waren, wurde zu einer förmlichen Landplage. Widersetzlichkeiten und Gewaltthaten gegen die verhaßten Aufpasser wiederholten sich täglich. Die stets von Neuem geschärften Strafmandate dagegen blieben ohne Wirkung.

Dem Ertrag der Accise selbst that das Alles keinen Abbruch. Fast in jeder einzelnen Stadt wuchsen die Einnahmen von Jahr zu Jahr. Zwar sind die Zahlen der darüber angefertigten Tabellen noch nirgends vollständig veröffentlicht[1]), doch wissen wir z. B. aus Baczko's Mittheilungen, daß in Königsberg von 1728 bis 1738 die Accise von 104,000 auf 129,000 Thaler stieg. In Berlin betrug die Zunahme in demselben Zeitraume 84,000 Thaler. Wenn man ferner erfährt, daß die Einwohnerzahl in Berlin während dieser Re-

---

1) Nach Ranke, 9 Bücher I. p. 475, stieg die Accise in Halberstadt von 8,400 auf 18,000, in Cleve von 28,000 auf 40,000 Thlr.

gierung von 61,000 auf 98,000 ſtieg, die Geſammtzahl der Unterthanen aber 1740 etwa 2,400,000 betrug, und daß der König zuletzt im Stande war, eine Million für die Armee mehr als im Anfange auszugeben, ſo kann man aus dieſen Zahlen ſich eine ungefähre Vorſtellung von den Verhältniſſen bilden. Den Geſammtertrag der Acciſe ſchlägt man für 1740 auf etwa anderthalb Millionen an. In gleicher Art wie die Acciſe wurde auch das Flußzollweſen geordnet und in die Höhe geſchraubt. Mit Recht aber hatte der König nächſt dieſen indirecten Steuern die Verbeſſerung der königl. Güter ganz beſonders im Auge, weil er wußte, daß hier eine ſehr erhebliche Mehreinnahme zu erzielen ſei. Für das Domainenweſen war es von der nachhaltigſten Wichtigkeit, daß der König gleich nach ſeinem Regierungsantritt ein neues Hausgeſetz erließ[1]), nach welchem die zum preußiſchen Staate gehörigen Länder, und welche noch hinzukommen möchten, mit einem ewigen Fideicommiß belegt und der Krone auf ewige Zeiten einverleibt ſein ſollten. Keiner der Nachfolger durfte, unter welchem Vorwande es auch ſein möchte, dieſelben verkaufen, verpfänden oder verſchulden. Der Unterſchied zwiſchen Chatull- und ordinairen Kammergütern hörte auf. Es giebt fortan nur königliche Domainen, und Alles, was

---

1) Vom 13. Auguſt 1713. Förſter, Fr. W. I, Band 2 p. 168.

dieſer Verordnung zuwider vorgenommen wird, ſoll null und nichtig ſein.

Die unter der vorigen Regierung planlos angeſtellten Verſuche, den Ertrag der Domainen zu erhöhen, hatten nun ein Ende. 1716 hob der König überall die Erbpacht auf und führte Zeitpacht ein. Er beaufſichtigte und regelte nunmehr die Bewirthſchaftung und die Erträge ganz im Sinne eines großen Gutsherrn, der die Felder von dem Thurm des Schloſſes aus überſehen kann und keine Gelegenheit vorübergehen läßt, um ſeinen Beſitz zu verbeſſern und zu vergrößern. Der Miniſter von Görne leiſtete auf dieſem Gebiete ſeit 1720 vortreffliche Dienſte. Die Güter wurden genau vermeſſen und nach der Bodengüte veranſchlagt. Was irgend verpachtet werden konnte, wurde, und zwar meiſt auf ſechs Jahre, verpachtet. Man ſchrieb gewöhnlich Licitationen aus, und da ſich die Ertragsfähigkeit der Güter unter der ſtrengen Controle des Königs fortwährend ſteigerte, ſo wuchs auch das Pachtgeld in gleichem Maße. Während 1724 die Domainenkaſſe noch nicht drei Millionen erreichte, ſchloß dieſelbe 1727 ſchon mit mehr als vier Millionen ab. Das konnte nur durch große Strenge gegen die Pächter erreicht werden. Durch Commiſſarien des Generaldirectoriums wurden ſie beaufſichtigt, ob auch die Bauten im Stande, die Felder in gehöriger Düngung, das Vieh in der vorgeſchriebenen Zahl und Güte gehalten würde. Auf

Nachsicht war selbst bei Unglücksfällen nur selten zu rechnen. Der König schrieb unter solche Gesuche: „Abweisen, ein ander Jahr ist wieder Plus.“ — Dann ein Mal, als gemeldet wurde, der Pächter in Pyrehne habe durch Viehseuche 70 Stück Vieh verloren, wofür ihm 403 Thaler zu vergütigen, erfolgte die Resolution: „200 Thaler. Der Kerrel hellet mehr pecus als zum Mist nötig, hofft beim Viehsterben zu profitiren.“ Galt es Verbesserungen einzuführen, so kamen bis in's Kleinste die uns bekannten Grundsätze des Königs zur Anwendung, wonach nur solches Geld ausgegeben werden durfte, welches ganz sicher gute Zinsen versprach. War das der Fall, so standen allezeit die nöthigen Summen zur Verfügung. Außerdem verging kein Jahr, wo der König nicht das Fideicommiß der Krone vergrößerte, oder zum Besten der nachgebornen Söhne des Hauses Güter erwarb. Nur umfangreiche Ländereien aber durften ihm zum Ankauf vorgeschlagen werden. Sonst schrieb er darunter: „Ich verlabbre nicht mein Geld durch kleinen Kauf.“ 1717 und 1718 hat er allein für 600,000 Thaler Güter erworben und während seiner ganzen Regierung viele Millionen auf diese Art angelegt.

Obgleich der König auf diese Weise unabläßig bemüht war, den Grundbesitz der Krone zu vermehren, so betrachtete er eigentlich doch den ganzen Staat wie seine Domaine und erstreckte, entsprechend dem ihm

angebornen Sinn für Landescultur und Wirthschaftssachen, seine Sorgfalt bis auf's Einzelnste und Kleinste. Wie er durch Herbeiziehung von Einwanderern aus allen Ländern darauf bedacht war, die Gegenden wieder zu bevölkern, welche Krieg und Krankheit seit hundert Jahren verödet hatten, ist erzählt worden. Gleiche Sorgfalt wendete er auf die Urbarmachung wüstliegender Stellen und sumpfiger Gegenden. In allen Provinzen wies er große Summen für diese Zwecke an. Preußen und Litthauen hatten sich seiner besonderen Sorgfalt in dieser Beziehung zu erfreuen, und bis auf den heutigen Tag sind die Arbeiten berühmt, durch welche es gelang, das sogenannte Luch im Havellande, eine sieben Meilen lange und zwei Meilen breite Sumpfstrecke zwischen Havel und Rhin, mittelst zweier großer Haupt- und vieler Nebenkanäle zu entwässern und in fruchtbares Ackerland zu verwandeln, auf dem Tausende von Menschen Arbeit und Unterhalt gewannen.

Mit wahrer Leidenschaft betrieb er ferner die Ansetzung von Bauern, Büdnern und Kossäten auf den Stellen, die durch den Krieg herrenlos geworden. Nach seiner hastigen Art befahl er 1714, daß binnen sechs Monaten alle solche Stellen wieder ausgethan sein müßten. Als das nicht durchzuführen war, setzte er eine neue kurze Frist und ließ von allen Kanzeln verkünden, daß Jeder, der sich meldete, sofort einen wüsten Hof erhalten könnte. Die alten Kataster aus der Zeit vor dem

Kriege wurden hervorgesucht. Jedes Dorf sollte wieder so viel Einwohner haben wie vor 1624[1]), jeder Ansiedler so viel Acker, womöglich auch Wiese und Garten erhalten, daß er davon leben und alle Abgaben zahlen könnte. Den Adligen wurde zwar gestattet, wenn es die Verhältnisse nöthig machten, einige Hufen selbst unter den Pflug zu nehmen, doch mußten sie davon die bäuerlichen Lasten und Abgaben tragen, alles Uebrige aber mit ländlichen Wirthen neu besetzen. Gleichen Eifer wandte er dem Wiederaufbau der Häuser zu, welche der Krieg in den Städten zerstört hatte, wohl wissend, daß auf den leeren Stellen alsdann sich fleißige Menschen einrichten und zur Vergrößerung und Bereicherung des Staates beitragen würden. Unverhältnißmäßig große Summen wies er selbst den kleinsten Städten zu solchem Behufe an, z. B. wie Buchholz erzählt, 26,000 Thaler für Lichen, 30,000 Thaler für Templin in der Mark. Stendal, welches so arg mitgenommen war, daß beinah 400 Häuser in Asche lagen, hatte sich seiner besonderen Sorgfalt zu erfreuen. Wer dort wieder baute, erhielt außer freiem Material und baarer Unterstützung noch Ehrentitel. Die Bürger wurden zu Bürgermeistern, Räthen u. s. w. ernannt.

---

[1]) Die Verordnung bei Faßmann II. 198 athmete den rührigen Geist des Königs und zeigt in ihrer prägnanten Ausdrucksweise, wie ernst es ihm um die Sache zu thun war.

Bauen war überhaupt des Königs Leidenschaft, der er im vollsten Maße in seinen Residenzstädten Berlin und Potsdam sich hingab. In Berlin lag ihm besonders die Vollendung der Friedrichsstadt am Herzen. Die von seinem Vater und Großvater dort begonnenen Anlagen hatten keinen rechten Fortgang gehabt, weil das sumpfige Terrain sehr schlechten Baugrund abgab. Hier griff er mit der härtesten Willkür durch. Obrist von Derschau wurde zum Oberaufseher des Stadttheils ernannt. Er mußte dem Könige eine Liste aller Einwohner vorlegen, die Geld zum Bauen hätten. Wer auf dieser Liste stand, mußte ein Haus bauen. Keine Entschuldigung wurde angenommen, viele Menschen kamen darüber an den Bettelstab.

Ein Beispiel statt vieler wird diese Dinge anschaulich machen:

Der spätere Geheimrath v. Rüßler hatte dem Könige in der hannöverschen Erbschaftsangelegenheit nicht unbeträchtliche Dienste geleistet, ohne dafür entschädigt worden zu sein. Er erhielt eine Stelle als Kammergerichtsrath, doch keine Besoldung. Dessenungeachtet wurde ihm nebst sieben andern Personen ein großer tiefer Sumpf in der Friedrichsstraße angewiesen, wo sie Häuser bauen sollten [1]). Er stellte dem Obrist Derschau vor, das er in des Königs Dienst sein Vermögen zuge-

[1]) Büsching's Beiträge I. 322.

ſetzt hätte und außer Stande wäre ein Haus zu bauen, am wenigſten in einem Sumpfe oder Moraſte. Der Obriſt antwortete kurz: „Der König will gebaut haben, wird auch, wenn Sie es verlangen, einen Befehl an Ihren Schwiegervater ausfertigen laſſen, daß er Ihnen einige tauſend Thaler zum Hausbau geben ſoll.“ Als Nüßler bemerkte, daß ein ſolcher Befehl ihm die Feindſchaft ſeines Schwiegervaters zuziehen würde, antwortete der Obriſt: „Nun, ſo bauen Sie auf Ihre Koſten,“ und ließ ihn ſtehen. Vergebens wandte Nüßler ſich an die Königin, welche zwar ihm zu helfen verſuchte, aber Nichts ausrichtete. Als letzten Verſuch richtete der geängſtigte Mann ein Schreiben an den König, dem er vorſtellte, wie er nicht nur viele Jahre umſonſt gedient, ſondern auch ſeine Güter bereits verzehrt habe, mit der Bitte, ihn mit dem koſtbaren Hausbau zu verſchonen. Er erhielt zum Beſcheide die Reſolution, daß er ſonder Raiſonniren auf der ihm angewieſenen Stelle ein Haus bauen oder aber Sr. königl. Majeſtät allerhöchſte Ungnade gewärtigen ſolle. Mit Hilfe guter Freunde gelang es alsdann die Mittel zum Bau zuſammenzubringen. Die ihm angewieſene Stelle war ein Fiſchteich, aus welchem noch während des Rammens große Karpfen herausgezogen wurden. Sechszig Fuß lange Bäume mußten eingerammt werden, deren jeder über 20 Thaler koſtete. Das ganze Haus, das nach ſeiner Vollendung damals kaum den Werth von 2000 Thalern

hatte, kostete 12,000 Thaler. Nützler bewohnte es eine Zeit lang selbst, dann stand es viele Jahre leer.

Während auf diese Art mit dem Ruin einer großen Anzahl von Menschen die Friedrichsstadt sich erhob, verschonte der König auch seine Günstlinge nicht mit der Verpflichtung zum Bauen, doch erleichterte er denselben die Last gar sehr, indem sie alles Material, einige sogar die Fensterscheiben, geliefert erhielten. Dafür mußten sie aber nach prächtigen, von italienischen Meistern gefertigten Rissen bauen, und auf diese Art entstand eine Reihe von Palästen in der Wilhelmsstraße und am Wilhelmsplatz, welche durch ihre gefälligen Formen und durch die stattliche Reihe großer prachtvoller Zimmer, die sie enthielten, gar sehr von den häßlichen Bauten abstachen, welche der König mit größter Sparsamkeit für öffentliche Zwecke errichten ließ. Ueber tausend neue Häuser wurden unter dieser Regierung allein in der Friedrichsstadt gebaut. Aehnlich wurde in Potsdam verfahren. Dies in einer Sumpfgegend gelegene Dorf wuchs, seitdem der König sein Leibregiment dorthin verlegt hatte, zu einem stattlichen Wohnplatz heran und zählte beim Ende seiner Regierung beinahe 20,000 Einwohner. Für Kirchenbauten gab der König sehr gern das Geld her. Er war überzeugt, damit ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, wofür der Lohn nicht ausbleibe. Außer einer sehr großen Zahl von Dorfkirchen in allen Provinzen, namentlich in

Preußen, ließ er auch z. B. in Königsberg für die französische Gemeinde ein Gotteshaus bauen. In Berlin verdanken die sogenannte Parochial- und die Garnisonkirche ihm ihre Entstehung, auch hatte er sich vorgesetzt, die Petrikirche daselbst mit einem Thurm zu zieren, welcher höher werden sollte als alle Thürme in der Welt. Ueber diesem Bau schien aber ein eigenes Verhängniß zu walten. Denn im Jahre 1730, als der Thurm fast vollendet war, das Gerüst aber noch stand, schlug der Blitz in dasselbe ein, die Kirche brannte nieder und zertrümmerte durch ihren Einsturz mehr als vierzig Häuser. Der König befahl den Neubau sogleich wieder zu beginnen und bewilligte große Summen zur Unterstützung der Abgebrannten. Obgleich der mit der Herstellung des Gebäudes beauftragte Baumeister auf's Dringendste vorstellte, daß das Fundament zu schwach sei den Thurm zu tragen, so wies der König diese Bedenken immer wieder, zuletzt auf die gröbste Weise, zurück. Der Bau wurde demgemäß 1733 vollendet, und der König wohnte mit dem ganzen Hofe der feierlichen Einweihung bei. Schon im nächsten Jahr aber stürzte der Thurm, zum Glück während der Nacht, zusammen. Nur ein Nachtwächter, den noch dazu die Schildwache gewarnt hatte, kam um's Leben. Der König war grade von Berlin abwesend, und keiner seiner Begleiter traute sich, ihm die Nachricht von dem Unfall zu melden. Als dies endlich dennoch geschehen

mußte, weil auf den Geſichtern der Adjutanten zu leſen war, daß irgend ein Unglück paſſirt wäre, hörte der König den Bericht ſchweigend an und ſprach dann tief aufathmend: „Ich dachte Wunder was es wäre, ich glaubte ſchon der Flügelmann von Glaſenapp wäre todt.“

Die Kirche, wurde nun nochmals aufgebaut, der Thurm aber nicht wieder hergeſtellt[1]).

Die Freigebigkeit, welche der König in Bezug auf die Kirchen an den Tag legte, erſtreckte ſich keineswegs auf ſonſtige den Staatskaſſen zur Laſt fallende Bauten. Namentlich war er äußerſt ſchwer dahin zu bringen, Gelder für die nothwendigſten Dienſtlocale der Beamten anzuweiſen. Als ihm der Anſchlag zu einem Thorſchreiberhaus in Croſſen vorgelegt wurde, welches 613 Thlr. 2 Sgr. 6 Pf. koſten ſollte, ſchrieb er darunter: „In Potsdam kann ich ſo ein Haus vor 80 Thlr. bauen, ich habe jetzt kein Geld, aber 50 Thlr. gebe ich. Dafür ſollen ſie was bauen, mit Lehm geklebet.“[2]) Zur nothwendigen Reparatur des Zollhauſes in Frankfurt waren 315 Thlr. veranſchlagt. Der Beſcheid lautete: „Iſt es ein Schloß? Reparatio 24 Thlr.“

---

1) Auch dieſe neue Kirche iſt bekanntlich 1810 wieder abgebrannt, der Gertraudenplatz, auf dem ſie geſtanden, blieb faſt 50 Jahre lang frei, bis er in unſeren Tagen durch Aufführung einer neuen Petrikirche wieder verengt wurde.

2) Förſter, Urkundenbuch I. 60.

Nicht beſſer ging es den Feſtungsbauten. Nur für Weſel und Stettin wurden große Summen verwendet. Dagegen erhielt der Gouverneur von Küſtrin auf die Meldung, daß die Bollwerke daſelbſt ſchadhaft wären, zum Beſcheide: „Ich habe es geſehen, es kann wohl noch dreißig Jahre ſtehen, wo aber darauf geſchoſſen wird, hält es nit die Attaque, iſt aber nit Gefahr an dieſem Ort.“

Ueberall, wo kein unmittelbarer Nutzen erſichtlich war, verweigerte er das geforderte Geld. Freigebig dagegen war er mit den zur Hebung der Gewerbe und Fabriken erforderlichen Ausgaben. Dieſe ſchienen ihm allezeit zweckmäßig, weil dadurch ein doppelter Gewinn erzielt wurde. Einmal zog die Blüthe der Handwerksthätigkeit fleißige, beſteuerungsfähige Leute in's Land, und zweitens wurde dadurch der Abfluß des Geldes verhütet, welches für ſolche Waaren, die man daheim nicht herſtellen konnte, über die Grenze ging[1]).

Fernhalten fremder Handwerks- und Kunſterzeugniſſe und vorzüglich gute Herſtellung derſelben im eigenen Lande galt damals, und wahrlich nicht mit Unrecht, für die höchſte Aufgabe der Staatswirthſchaft. Allein während man jetzt der Ueberzeugung iſt, daß die größt-

---

[1]) Sehr ſchätzenswerthe Mittheilungen über dieſe Angelegenheiten, namentlich über die Woll- und Tabaks-Induſtrie, enthält der erſte Band der Rödenbeck'ſchen Beiträge.

mögliche Freiheit des Handels von selbst zu diesem Resultate führt, hielt man im achtzehnten Jahrhundert daran fest, daß ein Fürst nur zwischen zwei Wegen die Wahl habe: Entweder die Industrie soweit zu heben, daß man alsdann in der Lage wäre, die Einfuhr der ausländischen Fabrikate zu verbieten, oder mit diesem Verbote zu beginnen und dadurch die Unterthanen zu zwingen, für ihre Bedürfnisse durch eigene Arbeit zu sorgen. Friedrich Wilhelm schlug, nachdem er lange mit sich gekämpft hatte, auf's Entschiedenste das letztere Verfahren ein. Dem General-Directorium hatte er die Aufgabe gestellt, den alleräußersten Fleiß darauf zu verwenden, daß „so viel nur möglich alle Gattungen von Wollen-, Eisen-, Holz- und Ledermanufacturen, die noch nicht im Lande vorhanden, eingerichtet würden." Von diesen verschiedenen Erwerbszweigen wollte er vor allen anderen die Wollmanufactur, die vor Alters in der Mark zu hoher Blüthe gediehen, während des dreißigjährigen Krieges aber in Verfall gerathen war, wieder gehoben wissen. Die Aufsicht über diese Angelegenheit übertrug er dem Geheimenrath Kraut, einem der tüchtigsten und fleißigsten Geschäftsleute seiner Zeit[1]), der ursprünglich gelernter Kaufmann war. Kraut wollte die Fabrik für eigene Rechnung übernehmen, und der König überwies ihm 1713 dazu das noch heute soge-

[1]) König's Berlin zum Jahre 1714, p. 22.

nannte Lagerhaus in der Kloſterſtraße[1]). Hier hatte die älteſte kurfürſtliche Burg geſtanden. Nach Erbauung des Schloſſes an der Spree kamen die Gebäude in den Lehnbeſitz der Familie Waldenfels, fielen ſpäter an die Kurfürſten zurück und wurden von Friedrich I. für ſeine Ritteracademie beſtimmt, die Friedrich Wilhelm alsbald auflöſte. Eine Unterſuchungs-Commiſſion, welche der König ernannt hatte, berichtete die traurigſten Dinge über den Zuſtand der Wollweberei in den Marken. Als Urſache des Verfalls wurde theils die Ausfuhr der Wolle, theils der Umſtand angeführt, daß ſehr viele Wollweber aus Furcht vor den Werbern die Flucht ergriffen hätten. Zu einem durchgreifenden Verbot der Ausfuhr konnte der König ſich erſt 1718 entſchließen, dagegen wurden ſchon vorher die Weber vom Kriegsdienſte befreit. Kraut griff die Sache mit vielem Eifer an, ſo daß ſeine Fabrik ſehr bald eine große Menge der verſchiedenſten Woll- und Tuchwaaren lieferte, und zwar in ſolchem Umfange, daß die Vorräthe ſchon 1714 hinreichten, die ganze Armee mit dem für die Beinkleider und die bunten Rockaufſchläge der Officiere und Soldaten erforderlichen Tuche zu verſorgen, und den Regimentern nur noch geſtattet wurde, das Zeug zu den

---

1) Krünitz Encyclopädie: Lagerhaus. 1792. Die Notizen in König's Berlin erſchienen 1796. Vergleiche Stenzel p. 432 Note 3.

Röcken in den Städten anzukaufen, die innerhalb ihrer Cantonbezirke lagen. Man überzeugte sich indessen bald, daß das Unternehmen nur dann Gewinn bringen könnte, wenn es mit einem weit größeren Kapital fortgeführt würde. Kraut hatte in den ersten Jahren 50,000 Thlr. von seinem eigenen Gelde zugesetzt. Man traf nun die Uebereinkunft, daß er noch 100,000 Thaler aus seinem Vermögen in dem Geschäfte ließ; während die kurmärkische Landschaft gezwungen wurde, ebensoviel einzuschießen. Der König garantirte die Sicherheit des Kapitals, während der Gewinn zwischen Kraut (als dieser 1723 starb, dessen Erben) und der Ritterschaft getheilt werden sollte. Später übernahm das Potsdamsche Militairwaisenhaus durch Cession den gesammten Betriebsfonds, wofür die Anstalt von den Unternehmern $5\frac{1}{2}$ Procent Zinsen erhielt.

Kraut überzeugte sich bald, daß die Ausfuhr der Wolle den Preis derselben so in die Höhe trieb, daß die Fabrik nicht bestehen konnte. Man stellte das dem Könige vor. Er begriff es sogleich, fürchtete aber den Landadel durch ein Ausfuhrverbot zu ruiniren. Erst nach heftigem Kampfe mit sich selbst entschloß er sich [1]), und nachdem man vorher in einzelnen Districten Ver-

---

1) Mylius VII. p. 320, 321. Wie nahe ihm das ging, ersieht man aus seinen eigenhändigen Randbemerkungen zu dem von den Ministern Ilgen, Grumbkow und Kreuz erstatteten Berichte:

ſuche gemacht und günſtige Wirkungen erzielt hatte, wurde ein am 24. Mai 1719 erlaſſenes Edict von allen Kanzeln verleſen, wonach Niemand bei Verluſt der Wolle, des Wagens, der Pferde und des Geſchirrs, nebſt einer Strafe von 1 Thaler für jedes Pfund, Wolle in's Ausland verkaufen, Wollhändler und Juden aber außerdem im Betretungsfalle ſelbſt Leibes- und Lebensſtrafe ohne alle Gnade verwirkt haben ſollten.

Mit derſelben Strenge ward die Einfuhr fremder Tuche verpönt. Für jede Elle mußte der Einführende 10 Thaler Strafe zahlen, ein Schneider, der fremdes Tuch verarbeitete, ſogar für jede Elle 25 Thaler. Im Wiederholungsfalle wurde er aus der Innung geſtoßen. Dies Verbot dehnte man dann auf alle aus Wolle verfertigten Gegenſtände, Hüte, Bänder, Knöpfe u. ſ. w. aus. Gleichzeitig erſchien eine große Anzahl von königlichen Verordnungen zur Verbeſſerung der Schafzucht. Auch hier wurde gewaltſam bis in die kleinſten Details durchgegriffen. Alle ſchwarzen, braunen und „griſen" Schafe ſollten binnen kürzeſter Friſt aus der Heerde verſchwinden. Kämen ja noch dergleichen vor, ſollte ihre Wolle beſonders aufbewahrt, nicht verwebt, ſondern von den Schäfern zu Strümpfen verſtrickt

---

„Ich mache mir ein Gewiſſen," ſchreibt er, „meinem getreuen kurmärkiſchen Adel das Meſſer am Halſe zu ſetzen. Iſt mein Wille. Fr. W. König's Berlin IV. 2. p. 191."

werden [1]). Schaumeister wurden eingesetzt, um die Waare zu prüfen. Kein schlecht gearbeitetes oder zu kurzes Stück durfte passiren. Es war genau befohlen, wie viel Ellen aus so und so viel Pfund Wolle zu wirken waren. Der König übte nach seiner Art über die gesammte Gewerbthätigkeit eine ebenso scharfe Controle, wie wir sie heutzutage noch den Apothekern gegenüber mit Recht in Anwendung finden. Diese Maßregeln hatten den gewünschten Erfolg. Die Geschäfte des Lagerhauses nahmen nicht nur von Jahr zu Jahr an Umfang zu, sondern die Tuche gelangten unter dem Einfluß der Färber und Weber, welche der König aus Holland und andern Orten kommen ließ, zu solcher Vortrefflichkeit, daß sie weit und breit im Auslande begehrt wurden. Die Anstalt war für die gesammten Erwerbsverhältnisse der Hauptstadt und des ganzen Landes von günstigstem Einfluß, da durch den guten Erfolg derselben nun auch viele Privatleute zur Anlegung von Fabriken ermuthigt wurden. Wie ein Bericht vom 5. April 1738 ausweist, hatte der König gegen das Ende seiner Regierung die Freude, zu hören, daß durch das Lagerhaus 4730 Arbeiter mit ihren Familien auskömmliche Nahrung und Beschäftigung erhielten.

Vom königlichen Baurath Erasmi war bereits 1731

---

[1]) Mylius V. II. p. 333.

in Berlin und Potsdam eine Zusammenstellung aller die Wollmanufactur betreffenden Verordnungen herausgegeben, deren Titelkupfer für die Zeit bezeichnend genug ist: Dasselbe stellte ein Zollhaus dar, vor dem ein Wagen mit Wolle angehalten wird, auf dem ein Jude sitzt. Aus dem Munde desselben hängt ein Zettel mit den Worten: „Ich habe Landwolle." Der Zollbediente antwortet darauf mittelst eines ähnlichen Zettels: „Wo du sie aus dem Lande bringst, so ist die Waare, Pferd und Wagen verloren und du mußt überdem von jedes Pfund 1 Thaler Strafe geben, und mußt Zeit Lebens zum Karren nach die Vestung spazieren."

Der König, durch den Erfolg seiner Maßregeln ermuthigt, schritt nun auf demselben Wege immer weiter. Um den im Lande fabricirten Waaren immer größere Verbreitung zu verschaffen, verbot er durch Edict vom 18. November 1721 fast alle Arten von Baumwollenwaaren mit solcher Härte, daß nicht nur keine Frau sich der Kleidungsstücke von Zitz, Kattun und Ginghan bedienen durfte, sondern sogar die Möbelüberzüge, Gardinen, Bettdecken u. dergl. binnen acht Monaten aus allen Häusern gänzlich verschwunden sein mußten. Der Uebertreter hatte für jeden einzelnen Fall 100 Thaler Strafe zu zahlen, oder sollte drei Tage im Halseisen stehen. Mit der größten Strenge wurde das durchgesetzt. Ein Spionirsystem ohne Gleichen entwickelte

ſich, und ganze Familien kamen in's Unglück, wenn irgendwo in einer vergeſſenen Bodenkammer ein altes Stück Baumwollenzeug entdeckt wurde.

Den Bürger- und Bauerfrauen ließ er die kattunenen und die ebenſo ſtreng verpönten halbſeidenen Kleider auf offener Straße vom Leibe ſchneiden, und weil immer noch die Beſorgniß vorhanden war, es würden ſich nicht Hände genug finden, um die ſämmtliche nunmehr im Lande bleibende Wolle zu verarbeiten, ergingen wiederholte, ebenſo ernſtlich gemeinte, als ernſtlich in Ausführung gebrachte Verordnungen, wonach alle Hökerfrauen und Verkäuferinnen bei Polizeiſtrafe angehalten wurden, täglich eine beſtimmte Menge Wolle zu ſpinnen und abzuliefern.

Mit Rückſicht auf die Wollmanufactur ließ er ſogar die Spinn- und Arbeitshäuſer, beſonders in Spandau, beträchtlich erweitern und die Sträflinge zum Arbeiten anhalten. Bei der Ueberfüllung dieſer Anſtalten war der Ertrag von dort ſehr bedeutend. Die Arbeit in den einzelnen Strafanſtalten wurde damals, ganz ähnlich wie es heut geſchieht, an Privatperſonen in Entrepriſe gegeben.

Von den 8000 Stück Tuch, welche jährlich für die Armee gebraucht wurden, lieferte das Lagerhaus 1738 allein 5500 Stück. Nur 3236 Stück, meiſt weißes Tuch, wurde aus den kleineren Städten bezogen, aber in Berlin geſchoren und zugerichtet. Der König ſchrieb,

als ihm das gemeldet wurde, darunter: „Das ist eben, was nicht recht ist. Diese 3236 Stück sollen sie auch in Berlin machen lassen, so wird das Klagen über Brodmangel aufhören, denn das Lagerhaus ist deswegen, daß es Berlin mit unterhalten soll."

Nicht weniger regen Eifer wandte der König allen andern Arten der Erwerbsthätigkeit zu. Schon unter dem großen Kurfürsten war die Armee zum großen Theile aus der Grafschaft Mark mit Waffen versehen worden. Die Fabrik von Engels war vor allen berühmt. Friedrich Wilhelm entnahm aus derselben die Arbeiter zur Errichtung der großen Gewehrfabrik in Spandau, welche bald in Flor kam und einen großen Theil der Armee mit Waffen versehen konnte. Säbelklingen und Bayonette, welche man bisher aus der Engels'schen Fabrik bezogen hatte, wurden nunmehr in einer neuen, von den bekannten Kaufleuten Splittgerber[1]) und Daum geleiteten Anstalt verfertigt. Der König hatte den tüchtigen Verstand, die Umsicht und den Fleiß dieser Männer kennen gelernt und bei verschiedenen ihnen übertragenen Geldgeschäften bewährt gefunden. Er unterhielt sich oft mit ihnen, wenn sie auf dem Paradeplatz erschienen, und setzte sie durch ein großes, aus der

[1]) Das berühmte große Pariser und Berliner Handlungshaus Schickler ist eine Fortsetzung des Splittgerber'schen Geschäfts. In Berlin heißt noch heut eine Straße nach dem Begründer desselben.

kronprinzlichen Kasse ihnen unverzinslich auf ein Jahr gegebenes Darlehn in den Stand, umfangreiche Fabriken, Kupfer- und Messinghämmer und die ihrer Zeit weltberühmte Spiegelmanufactur in Neustadt an der Dosse zu gründen. Den geltenden Grundsätzen der Staatswirthschaft gemäß suchte man diese neuen Anlagen sofort durch das Verbot der Einfuhr fremder Fabrikate und der Ausfuhr der Rohstoffe zu heben. Alle vorhandenen Messing- und Kupferwaaren mußten binnen sechs Wochen bei 200 Thaler Strafe mit einem Stempel versehen werden. Ebenso wurde alles fremde Glas verboten, doch verfuhr der König bei diesen Gegenständen nicht mit derselben Strenge wie bei den Baumwollenwaaren, denn die Besitzer ausländischer Metall- und Glassachen waren nicht gezwungen, sich derselben zu entäußern.

Weniger gute Geschäfte, wie bei Begünstigung der erwähnten Erwerbszweige, machte der König mit dem Tabak[1]).

Trotz allen Widerstandes der geistlichen und weltlichen Macht hatte sich bekanntlich die Gewohnheit Tabak zu rauchen und zu schnupfen mit beispielloser Schnelligkeit in den europäischen Ländern verbreitet, seitdem in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts die Tabakspflanze zuerst aus Amerika herüber-

[1]) Rödenbeck's Beiträge I. p. 218.

gebracht war. In Deutschland galt der Gebrauch dieses wunderbaren Krautes lange für unanständig. Besonders verdachte man der Geistlichkeit das Rauchen, so daß noch 1723 ein braunschweigischer Consistorialerlaß darauf hinwies, daß absonderlich bei Bauern und gemeinen Leuten der priesterliche Respect sehr verkleinert würde, wenn sie sähen, daß der Prediger nicht nur in seinem Hause die Zeit mit Tabakschmauchen zubrächte, sondern sogar bei Hochzeiten und Kindtaufen sich öfters mit der Tabakspfeife finden und antreffen ließe.

Sobald sich indessen herausstellte, daß der Tabak für die Regierungen eine ergiebige Einnahmequelle gewähre, nahm der Widerwille gegen denselben ab, und man ermunterte sogar von Staatswegen überall den Anbau der Pflanze.

Der große Kurfürst ertheilte bereits 1676 an ein Paar Juden die ausschließliche Concession zum Tabaksbau in der Mark. Zehn Jahre später wurde dasselbe wieder aufgehoben und einer Gesellschaft von „Interessenten" ein neues Privileginm auf 20 Jahre ertheilt. Nur die Bewohner der Residenzstädte sollten ihren Bedarf auch von Leipzig und Hamburg beziehen dürfen.

Das Pfund Tabak wurde durchschnittlich mit einem Groschen versteuert. Dabei blieb es bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's I. Dieser erhöhte sofort die Steuer auf das Doppelte und 1719 fast durch-

gängig auf das Dreifache. 1739 mußte sogar aller fremder Rauch- und Schnupftabak 5 Groschen für das Pfund entrichten.

Gegen Zahlung von 2000 Thaler jährlich an die Rekrutenkasse hatten 1719 die Oberhof- und Kriegsfactoren Moses und Elias, Gevetter Gompert, die alleinige Concession zur Fabricirung der bisher vom Auslande bezogenen Tabake erhalten. Sie mußten sich verpflichten, die Waare zu demselben Preise und von derselben Güte zu liefern, wie sie bisher gewesen, und außerdem noch einen großen Grenadier stellen, der 1300 Thaler kostete.

Nachdem die Gompert das Geschäft vier Jahre lang geführt, wurden sie vorstellig, daß sie bei demselben Schaden hätten, daß sie aber nachweisen wollten, wie der König, wenn er die Sache selbst in die Hand nähme, dabei jährlich 12 bis 20,000 Thaler gewinnen könnte. Das General-Directorium wurde angewiesen, die Sache zu prüfen. Eine eigens niedergesetzte Commission ließ sich die Bücher der Gompert vorlegen, konnte aber über den wirklichen Gewinn oder Verlust, den schlauen Unternehmern gegenüber, nicht in's Klare kommen. Dagegen stellte man dem Könige vor, daß alle Monopole schädlich wären, indem durch dieselben viele hundert Menschen ihren Erwerb zu Gunsten eines Einzigen verlören, der durch schlechte Waare und hohen Preis die Unterthanen übervortheilte. Die königlichen Kassen

würden nicht darunter leiden, wenn man den Handel freigäbe und auf den fremden Tabak eine erhöhte Eingangssteuer legte. Demgemäß wurde denn auch verfahren, und die Tabaksfabrication hat sich seitdem fortwährend gehoben, ungeachtet ein Hauptzweig derselben, die Verfertigung des Schnupftabaks, erst gegen Ende der Regierung 1736 von Samuel Schock aus Straßburg eingeführt war, der eine Fabrik in Potsdam anlegte und bald eine ansehnliche Menge seiner Erzeugnisse in's Ausland verkaufte. Obgleich nun verschiedene Erzeugnisse des brandenburgisch-preußischen Gewerbfleißes Gegenstand des Exporthandels wurden, wie denn auch die Tücher des Lagerhauses ihren Weg bis nach Rußland fanden, so mußten die engherzigen Rücksichten, welche den freien Handel und Verkehr beschränkten, doch nothwendig zur Folge haben, daß der Binnenhandel den Vertrieb nach und von der Fremde bei Weitem überwog. Es ist leicht begreiflich, daß die Nachbarn des Königs Ein- und Ausfuhrverbote mit gleichen und noch strengeren erwiderten. So sperrte man sich gegenseitig ab und unterband die Adern, welche den Volks-Reichthum in belebendem Kreislauf durch die Länder führen. Es ist das ein Zeichen von der Beschränktheit der Zeitansichten, welche naturgemäß bei allen Finanzoperationen des Königs durchblicken. Man lebte in gewisser Hinsicht doch eigentlich aus der Hand in den Mund. Des Königs Lieblingswort: „Plusmachen"

ist dafür bezeichnend. Der augenblickliche Vortheil wurde überall wahrgenommen und Mehreinnahme blieb das Entscheidende, wenn es sich um Verbesserung irgend einer Staatseinrichtung handelte. Dabei konnte dann allerdings nicht gänzlich übersehen werden, daß auf vielen Gebieten nur durch wahrhaft zweckmäßige und gute Einrichtungen eine wirkliche Geldquelle zu eröffnen wäre, und dieser Einsicht verdankte der Staat nicht nur wesentliche Verbesserungen in dem Bereiche der Ackerbau- und Gewerbthätigkeit, sondern auch die räumlichen Verkehrsverhältnisse hatten den Vortheil davon. So wurde z. B. das Postwesen hauptsächlich durch das Verdienst des Postrath Grabe vielfach verbessert. Es entstanden die bis dahin noch nicht gebräuchlichen Extraposten. Den Postillionen wurde Pünktlichkeit zur Pflicht gemacht und auch das Innehalten der Zeit vorgeschrieben, soweit das bei dem erbärmlichen Zustande der Landstraßen anging. Die Beförderung der Packete und Personen entzog man soviel wie möglich den Privatunternehmern und suchte die Einnahmen dafür in die königlichen Kassen zu leiten. Das bis auf unsere Tage in Kraft gebliebene Verbot, Packete unter 20 Pfund auf anderem Wege als durch die Post zu versenden, stammt aus dem Jahre 1719[1]). Die Bequemlichkeit der Reisenden wurde wenig berücksichtigt. Auf

[1]) Mylius IV. I. 3. No. 126.

offenen, ſtolpernden Karren lud man Gepäck und Paſſagiere durcheinander. Nachts lagen die Poſten ſtill. Das Umpacken auf den Stationen wurde mit entſetzlicher Langſamkeit betrieben. So war es aber damals in der ganzen Welt. Der berühmte Moſer reiſte mit ſeiner Frau von Wien nach Regensburg der größeren Bequemlichkeit wegen zu Schiffe und war 26 Tage und ebenſoviel Nächte unterwegs. Man zog überhaupt jede Art zu reiſen den Poſtfahrten vor, ſchon um der berüchtigten Grobheit der Poſtbedienſteten zu entgehen. Zwar wurden gegen dies Uebel vielfache Verordnungen erlaſſen, allein (ſo heißt es in dem Reſcript vom 25. April 1729[1]) „nachdem verlauten will, daß ſolches Alles bis daher von ſchlechtem Effect geweſen und die Paſſagiere ſeit einiger Zeit von Neuem theils über der Poſtmeiſter ſchlechte Begegnung, theils über der Poſtillionen brutale Aufführung dergeſtalt faſt in allen Geſellſchaften ſich beſchweren, daß dieſe Beſchwerden bis an Sr. Majeſtät höchſte Perſon kommen dürften u. ſ. w.“ Man ſieht, es war nur die Furcht vor dem König, nicht aber Humanität gegen die Reiſenden, welche die Poſtbedienten zur Höflichkeit bewegen ſollte. Davon ließ ſich allerdings kein Erfolg erwarten.

Jenes Plusmachen war denn auch Schuld, daß der König gar oft den ſchlimmſten Projectenmachern

[1]) Daſelbſt Nr. 157.

sein Ohr lieh, wenn sie im Stande waren, ihm einen beträchtlichen Gewinn vorzuspiegeln. In dieser Beziehung hat sich besonders ein gewisser Eckart berüchtigt gemacht. Dieser abenteuerliche Mensch[1]) (er soll Fasanenwärter in Braunschweig, Kapaunenstopfer in Baireuth, dann Blaufärber in Cöthen gewesen sein) hatte allerlei Versuche und Erfindungen auf dem Gebiete der häuslichen Einrichtungen gemacht und ein Buch veröffentlicht, welches er Experimental-Oekonomie nannte. Namentlich wollte er ein Mittel entdeckt haben, bei großer Holzersparniß zugleich das Rauchen der Oefen zu verhindern. Der König wurde auf den Verfasser aufmerksam und ließ an den Kaminen im Schlosse Veränderungen nach seiner Angabe vornehmen, die guten Erfolg hatten. Dadurch faßte er solches Zutrauen zu demselben, daß er auch auf seine anderweiten Projecte einging, die eine Vermehrung der Staatseinkünfte bei den verschiedensten Verwaltungszweigen in Aussicht stellten. Zunächst wurde die Feuerung in der königlichen Bierbrauerei, ebenfalls mit gutem Erfolge, nach Eckart's Angaben verbessert, und nun erhielt derselbe, unter Ernennung zum Kriegs- und Domainenrath, den Auftrag, die sämmtlichen Domainen zu bereisen, überall seine neue Erfindung anzubringen und überhaupt „Plus zu

[1]) König's Berlin I. 295. Charakterzüge III. 58. IX. 103.

machen," wo es anginge. Eckart zog sofort im Lande umher, steigerte überall, im königlichen Auftrage, die Abgaben der Brauer und Brenner, mischte sich in die Verwaltungsangelegenheiten und erlangte, durch seine auf unrichtige thatsächliche Voraussetzungen gegründeten Berichte, stets die allerhöchste Genehmigung[1]). So sehr wußte er sich in des Königs Gunst zu befestigen, daß er zum Geheimenrath ernannt, mit dem Orden de la generosité geschmückt, 1738 sogar in den Freiherrnstand erhoben wurde. Der König entwarf selbst das Wappen für ihn und schenkte ihm noch überdies ein prachtvoll erbautes neu eingerichtetes Haus am Gensdarmenmarkt in Berlin, dasselbe, welches jetzt der Seehandlung gehört. Eckart brachte nicht blos die Pächter der Domainen, sondern besonders auch die Magistrate der Städte zur Verzweiflung, indem er die Rechnungen derselben durchsah und dem Könige anzeigte, wie viel er von den Kämmerei-Einkünften alljährlich an sich ziehen könnte, wenn den Städten nur dasjenige bliebe, dessen sie zu ihrem Bestehen unbedingt bedürften. Der letzte Rest von Selbstständigkeit der Communen ging dadurch zu Grunde, und der König,

---

1) Die Beschwerden der Beamten, darunter der Oberpräsidenten von Pommern und Preußen, und die königlichen Antworten in König's Berlin p. 295 bis 308.

wie sehr er sich auch über die ihm zufließenden Gelder freute, fühlte wohl heraus, daß er sich bei diesen Operationen zum Schaden der Unterthanen bereicherte. Er schrieb deshalb auch unter einen Eckart'schen Bericht eigenhändig die Worte: „Gehet grade, und thut was recht ist, und nehmet auch nicht zu viel plus.“ In der Sache selbst wurde aber Nichts gebessert. Der kühne Projectenmacher schaltete nach wie vor mit dem Eigenthum der Leute, war unerträglich hochfahrend und grob gegen Jedermann und wurde überall mit dem größten Abscheu wie eine wahre Landplage verflucht. Man machte Spottgedichte auf ihn, nannte ihn allgemein den Kaminrath und den Plusmacher, mußte aber erdulden, was man nicht hindern konnte, bis Friedrich der Große bei seinem Regierungsantritt der Herrlichkeit des neuen Barons ein Ende machte, ihm seine Titel, seine Orden und sein schönes Haus wieder abnahm und zu großer Freude aller Welt, namentlich der Berliner, den Plagegeist über die Grenze schaffen ließ. Er soll auf einer kleinen Pachtung im Anhaltischen gestorben sein.

Trotz aller Sonderbarkeiten und Fehler bewiesen sich dennoch die gesammten Finanzmaßregeln Friedrich Wilhelm's I. in der Hauptsache durchaus erfolgreich. Die Staatseinahmen stiegen von Jahr zu Jahr und erreichten zuletzt eine Höhe von mehr als 7,000,000 Thaler. In gleichem Verhältniß wuchs die Einwohnerzahl des

Landes bis auf 2,240,000[1]). Wie viel in einzelnen Provinzen mehr eingenommen als ausgegeben wurde, zeigt z. B. die in König's Berlin enthaltene Angabe, wonach in der Kurmark 1731 allein ein Ueberschuß von 662,862 Thalern verblieb.

Obgleich nun von den Gesammteinkünften mehr als $\frac{2}{3}$ von der Armee verschlungen wurden, und der König nicht nur für viele Millionen Güter ankaufte, sondern an Meliorationskosten so große Summen verwendete, daß von 1722—1727 allein nach Preußen mehr als 3 Millionen verschickt wurden, so machte er es dennoch durch genaue Sparsamkeit im Einzelnen möglich, einen Schatz von 7 Millionen anzusammeln, was einer ganzen Jahreseinnahme gleichkam. Der Ruf seines Verwaltungstalentes und des durch dasselbe angehäuften Geldes verbreitete sich durch ganz Europa. Das Gerücht vergrößerte natürlich die Summen, und mit Erstaunen und Neid hörten die übrigen Fürsten

---

1) Ranke neun Bücher p. 473 giebt folgende Zahlen: Im Jahre 1724 schließt die General-Domainenkasse mit nahe 3 Millionen, 1726 mit mehr als viertehalb, 1727 mit etwas über 4 Millionen ab. Die General-Kriegskasse 1724 mit 3,800,000, 1726 mit 4,200,000 und 1727 mit 4,600,000 Thalern. In diesen Summen sind jedoch theils Vorschüsse, theils Rückstände aus vergangenen Jahren mit inbegriffen, so daß die wirkliche Gesammteinnahme nicht über 7 Millionen beträgt.

durch ihre Geſandten, daß in den Kellern des Berliner Schloſſes mehr als 20 Millionen blanker Thalerſtücke aufgehäuft lägen, während fernere Millionen in Form ſilberner Geräthſchaften und Gefäße die Säle des Palaſtes erfüllten. Man hatte ein Vorgefühl davon, daß der Tag nicht ferne wäre, wo dieſe Mittel einſt einem großen Zwecke dienen würden.

Siebzehntes Kapitel.

Wiſſenſchaft. Kunſt. Univerſitäten. Schulen.

Daß ein König, der ſeine Hofnarren zu Präſidenten der Akademie und zu Kanzlern an den Univerſitäten ernannte, keine beſondere Hochachtung vor Kunſt und Wiſſenſchaft empfand, iſt klar. Alle Gelehrſamkeit, die nicht unmittelbar mit den Bedürfniſſen des Lebens in Verbindung ſtand, verwarf er. Die ſchönen Künſte rechnete er zu den Luxusartikeln, die unter ſeines Vaters Regierung das Land ruinirt hatten. Außer der Bibel und Kreuzberger's Morgenandachten las er höchſtens gelegentlich eine gedruckte Predigt. Aus den Berichten

seiner Gesandten und den Rechnungen der Behörden erfuhr er Alles, was ihm zu wissen nöthig war. Weshalb für die königliche Bibliothek 1000 Thaler jährlich etatirt waren, begriff er nicht. Nur ungern bewilligte er 60 Thaler für einen Diener, der die Bücher abstäubte. Jene 1000 Thaler aber überwies er dem General Glasenapp zum Geschenk. 1734 wurden für 4 Thaler, 1735 für 5 Thaler Bücher für die königliche Bibliothek gekauft. In vielen andern Jahren gar keine. Die Kosten für Heizung des Lese- und Arbeitszimmers mußte man durch Verkauf von Doubletten sich verschaffen [1]).

Die Gemälde, welche der große Kurfürst und Friedrich I. angesammelt hatten, ließ er abschätzen und freute sich, als er vernahm, dieselben seien eine Tonne Goldes werth. Sonst kümmerte er sich nicht darum. Aus der oranischen Erbschaft hätte er sich die herrlichsten Meisterwerke der Niederländer zueignen können, er nahm aber nur die Portraits des Königs und der Königin von England und ein Bild von Rubens, auf dem der Gott Mars abgebildet war. Seine eigenen malerischen Beschäftigungen hatten, wie bereits erwähnt wurde, mit der Kunst Nichts gemein. Es war ein rein mechanischer Zeitvertreib, mit dem er sich die Stunden seiner Krank-

---

[1]) Stenzel p. 500. Vergleiche auch Faßmann I. 1028.

heit verkürzte. Dennoch war der berühmte Pesne der einzige Berliner Künstler, dem seine Pension nicht gestrichen wurde. Er brauchte denselben, um sich und seine Gemahlin und Kinder oftmals, theils zum Geschenk für fremde Fürstlichkeiten, theils zu eigenem Gebrauch von ihm portraitiren zu lassen. Daneben beschäftigte er den damals beliebten Weidemann, der die langen Grenadiere abmalen mußte. Ein gewisser Merk hatte die Jagdhunde und besonders große vom Könige erlegte Hirsche und Schweine abzuconterfeien, während der Schlachtenmaler Degen die Kriegsthaten des großen Kurfürsten darstellen mußte.

Bildhauer beschäftigte er selbstständig gar nicht, nur soweit die Verzierung einer Kirche es etwa erheischte, kamen sie in Thätigkeit. Von der Musik haben wir bei den Vergnügungen des Königs gesprochen.

So waren denn die Musen von dem preußischen Hofe fast gänzlich verbannt und fanden kaum eine verstohlene Zuflucht in den Gemächern, wo der Kronprinz und seine Schwester den feineren geistigen Genüssen, in beständiger Angst vom Vater überrascht zu werden, sich hingaben.

Von den drei Universitäten Königsberg, Halle und Frankfurt a. d. Oder war die erste am günstigsten gestellt, weil sie unantastbare Fonds besaß, aus denen sie ihre Bedürfnisse bestritt und die Lehrer besoldete. — Für

Halle waren im Ganzen 7000 Thaler jährlich bestimmt. Der König nahm überhaupt nur an der theologischen und medizinischen Facultät einiges Interesse, soweit es ihn kein Geld kostete. Er verlieh den Professoren mitunter den Geheimrathstitel, doch waren dieselben bei dem spärlichen Gehalte darauf angewiesen, durch Gutachten und aus den Promotionsgebühren sich Etwas zu erwerben. Die Juristenfacultäten hatten als Spruchcollegien für die kleineren Länder, welche keine Appellations- und Oberappellationsgerichte besaßen, ziemlich lohnende Beschäftigung, dagegen wurden die Vorlesungen der Juristen [1]) aus dem Grunde sehr schlecht besucht, weil man bei Anstellungen im Staatsdienste nicht sowohl auf die Kenntnisse des Bewerbers, als darauf sah, wer das Meiste an die Rekrutenkasse bot. Obwohl der König diese Mißstände selbst verschuldete, so ärgerte ihn doch der Mangel an Disciplin, der die Folge davon war. Er schärfte den Professoren nachdrücklich ein, ihre Vorlesungen, auch wenn nur Ein Zuhörer erscheine, regelmäßig zu halten. Für jede versäumte Stunde wurden sie in Geldstrafe genommen. Den Genuß der Stipendien machte er von einem jährlichen Examen abhängig und verordnete (hauptsächlich wohl im Inter-

---

1) Selbstbiographie J. J. Moser's I. 157 u. folgende.

esse der Accise), daß der mehrjährige Besuch einer preußischen Universität nachgewiesen würde, bevor Jemand Anstellung im Staatsdienste erhielte.

Frankfurt an der Oder hatte es unter dieser Regierung am schlimmsten, obgleich der König schon als Kronprinz zum Rector dieser Universität ernannt war. Von dem von alten Zeiten her für diese Hochschule bestimmten Fonds wurden wiederholentlich große Summen gestrichen und zu andern Zwecken angewiesen. Die Professuren waren theils mit ganz unfähigen, theils mit altersschwachen Leuten besetzt, wie man aus den sehr interessanten Schilderungen ersieht, welche Johann Jakob Moser in seiner Selbstbiographie, obgleich sehr vorsichtig mittheilt.

Die Bibliothek befand sich in der größten Verwirrung. Die neuangeschafften Bücher behielt der Bibliothekar in seiner Wohnung und trug sie nicht in den Catalog ein u. s. w., mit einem Worte: „Die Universität war in agone, und nicht abzusehen, wie ihr aufzuhelfen.“ Dazu war allerdings nicht das Mittel, daß der König halbverrückte Leute, weil er sie als Hofnarren nicht brauchen konnte, zu Professoren ernannte, z. B. einen kleinen gelehrten Dr. Bartholdy, der von Wusterhausen entlief, zurückgeholt und durch ein in possenhafter Weise zusammengesetztes Kriegsgericht verurtheilt war, in den Schloßgraben getaucht zu werden. Die Sentenz wurde vollstreckt. Der König ließ darauf dem

Manne, den er Herr Pandectarum nannte, eine Perrücke aufsetzen, die ihm bis auf die Füße herabhing, und schickte ihn so nach Frankfurt, um, allen Vorstellungen der Facultät ungeachtet, daselbst Pandecten zu lehren. Nachdem derselbe dort allen möglichen Unfug getrieben, verfiel er endlich in Tobsucht und endete in einem Irrenhause zu Berlin, wo er mit Ketten an einen Pfahl geschlossen war [1]). Ein zweites Subject dieser Art hieß Dobrslaw. Er war ein entlaufener Mönch, der in Berlin evangelisch geworden. Der König ernannte ihn zum Hofrath und Professor in Frankfurt. Als daselbst aber seine vollständige Unwissenheit an den Tag kam, wurde er als Freischüler auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium untergebracht und war in Berlin unter dem Namen „Herr Hofrath und Gymnasiast" bekannt.

Nach diesen Vorgängen wird es nicht Wunder nehmen, daß der König sich den Spaß machen wollte, seinen ernannten Kanzler Morgenstern mittelst einer feierlichen Disputation der Universität vorzustellen. Das sollte am 12. November 1737 vor sich gehen [2]). Der König kam am 10. mit seinem Sohne, dem Prinzen Wilhelm, in einem Jagdwagen, neben welchem Morgenstern ritt. Er wurde vom Magistrat und einer

---

[1]) Faßmann I. 1022.

[2]) Moser l. c. p. 168. Charakterzüge VIII. 56.

Deputation der Universität empfangen. Am 11. ward die Messe besehen [1]), dem Könige von den Studenten eine Abendmusik gebracht und ein Carmen überreicht. Hierauf befahl Se. Majestät, daß die Studenten ihre Hieber auf den Steinen wetzen und dabei das ganze königliche Haus, die Armee und den Kanzler Morgenstern hoch leben lassen mußten. Nachdem dies geschehen, entfernte sich der Zug unter Fackelbegleitung.

Dienstag den 12. früh sollte die Disputation vor sich gehen. Morgenstern erschien in einem lächerlichen Hofnarrenanzuge, aus lauter solchen Kleidungsstücken zusammengesetzt, die der König verächtlich machen wollte. Er trug einen blausammtnen Rock mit Stickerei und großen rothen Aufschlägen, eine rothe Weste und lange Allongenperrücke. Knopflöcher und Taschen waren mit silbernen Hasen verziert, statt des Degens führte er einen Fuchsschwanz.

Morgenstern hatte eine Abhandlung verfaßt: „Vernünftige Gedanken von der Narrheit." Dieselbe sollte er vom Katheder herab vertheidigen, während die Professoren opponirten.

Schon um 8 Uhr erschien der König im Saale. Da von den Professoren noch Niemand anwesend war, wurden mehrere derselben durch Unterofficiere herbei-

---

[1]) Ein großer Reifrock fiel dem König auf. Als er hörte, daß derselbe neun Ellen weit wäre, lachte er unmäßig.

geholt. Die Professoren Roloff und Fleischer mußten nun, wohl oder übel, die von Morgenstern aufgestellte Thesis, daß die alten Scribenten Salbader und Narren gewesen, angreifen, was sie ganz ernsthaft thaten, zu großer Belustigung des Königs. Derselbe hörte eine ganze Stunde lang zu, erhob sich dann, machte eine tiefe Reverenz gegen seinen närrischen Vickkanzler, pfiff und klatschte in die Hände. Das ganze aus vielen Hunderten bestehende Publikum ahmte das nach. Es wurde ein Heidenlärm. Der König unterhielt sich dann noch mit mehreren Professoren, besonders auch mit dem berühmten Moser, welcher nur mit Mühe vom General Camas dahin gebracht war, sich zu mäßigen und den Ingrimm zu verbergen, welchen die Verhöhnung einer Anstalt, der er zur größten Zierde gereichte, ihm verursachen mußte. Die uns aufbehaltenen Aeußerungen des Königs sind seltsam genug. Morgenstern, sagte er, wäre klüger als alle diese Professoren zusammen genommen. Ein Quentchen Mutterwitz ist mehr werth, als ein Centner Universitätsweisheit. Moser wurde gefragt, was er von dem Philosophen Wolff halte. Der König war sehr verwundert, als er hörte, der berühmte Jurist habe dessen Schriften nicht gelesen. Das gab folgende Unterredung: Der König: „Ihr des Wolffen's Schriften nicht gelesen?" Moser: „Als ich studirte, war Wolff noch ein kleines Licht. Nachher habe ich zuviel Anderes zu thun gehabt." Der König: „Ei wenn Ihr nicht Zeit

habt, ſo müßt Ihr Euch von Andern daraus referiren laſſen.“ Als Moſer nachher den Ausdruck Simultaneum gebrauchte, fragte der König: „Was iſt Simultaneum?“ Nachdem ihm das erklärt worden, fuhr er fort: „Was docirt Ihr?“ Moſer: „Hauptſächlich das jus publicum.“ Der König: „Jus publicum und Philoſophie ſeind nützliche Studia, aber die Pandekten machen ſolche Leute, welche andern Leuten das Geld aus dem Beutel ſpielen.“ Schon vorher, als er gehört hatte, daß Moſer ſich durchaus weigere zu opponiren, hatte er geſagt: „Ja, ja, das iſt auch ſo ein Heuchler! Wann ich keinen Wein trinken will, muß ich nicht lang dagegen proteſtiren, ſondern eben nicht trinken. Was iſt es dann? Ein Jeder hat ſeinen Narren: Ich habe den Soldatennarren, ein Anderer (dabei deutete er auf Moſer) hat den geiſtlichen Hochmuthsnarren. Es iſt ja nur ein erlaubter Spaß und Scherz.“ Moſer hatte die Kühnheit darauf zu erwiedern, daß ſolche Scherze und Narretheien eines Chriſten unwürdig ſeien, und daß geſchrieben ſtehe, man müſſe für jedes unnütze Wort einmal Rechenſchaft geben. Der König hörte das ruhig mit an und antwortete: „Gehe er nur nach Berlin zu dem Probſt Roloff, der wird ihm dieſen Spruch anders erklären.“

Die Narrendiſputation hatte weiter keine Folgen, doch kam der König während ſeines Aufenthaltes in Frankfurt auf den Gedanken, die ſämmtlichen Güter der

Univerſität einzuziehen und die Profeſſoren aus ſeiner Kaſſe zu beſolden. Das erregte allgemeinen Aufruhr unter den gelehrten Herren. Es kam zu Parteiungen und Streitigkeiten, die man dem Könige vortrug, der aber antwortete, er verſtehe von den gelehrten Dingen Nichts und werde die Sache durch eine Commiſſion unterſuchen laſſen. Das geſchah denn auch. Ein ſeltſames Licht wirft es auf die Art und Weiſe, wie die Regierung das Univerſitätsweſen anſah, wenn wir erfahren, daß die Profeſſoren dafür verantwortlich gemacht wurden, wenn durch Abnahme der Hochſchule die Acciſeeinnahmen litten. Moſer antwortete darauf ſehr paſſend, man hätte ihm bei ſeiner Vocation ſagen ſollen, daß er für den Ertrag der Acciſe reſponſabel ſei, dann würde er ſich für die Stelle gar ſehr bedankt haben.

Es iſt oben erwähnt worden, daß der König das Studium der philoſophiſchen Schriften von Chriſtian Wolff mit großer Wärme den ihm vorgeſtellten Profeſſoren anempfahl. Damit hatte es eine beſondere Bewandtniß [1]).

Chriſtian Wolff, ſeit 1706 Profeſſor der Mathematik und Philoſophie in Halle, galt ſeiner Zeit für den größten Weltweiſen. Er unternahm es, die Logik, Metaphyſik, das Naturrecht und faſt alle philoſophiſchen

1) Sehr ausführlich iſt dieſe Wolff'ſche Angelegenheit behandelt in Büſching's Beiträgen Bd. I. p. 1—138.

Wissenschaften nach Art der mathematischen Sätze zu beweisen. Obgleich seine Werke an Weitschweifigkeit und Geschmacklosigkeit Alles übertreffen, wovon wir uns heutzutage eine Vorstellung machen können, so gelangte er doch zu fast ebenso großem Ansehn, wie Leibniz vor ihm und Kant nach ihm genossen. In Halle gerieth er bald mit der pietistischen Partei in Streit, welcher offen ausbrach, als Wolff im Jahre 1721 bei seiner Rectoratsrede über die Moral der Chinesen sich einer Nichtachtung der christlichen Sittenlehre schuldig gemacht haben sollte. Besonders erbittert war der Theologe Lange gegen ihn, weil die Studenten aus seinen Vorlesungen fortblieben und Wolff's Auditorium füllten. Auch Hermann Franke, damals Dekan, gehörte zu den Widersachern der Philosophie. Beide veranlaßten, daß die theologische Facultät dem Könige unmittelbar eine Beschwerdeschrift gegen Wolff einreichte, in welcher die Gefährlichkeit seiner Lehren auseinandergesetzt wurde.

Der König war natürlich weit entfernt davon, diese gelehrten Händel selbst entscheiden zu wollen, indessen ruhte der boshafte Lange nicht mit seinen Denunciationen, wie das bei den frömmelnden Parteien aller Zeiten gebräuchlich war [1]). Er stellte vor, daß den Studenten

---

[1]) Seine Briefe an den König sind abgedruckt in König's Berlin II. 137.

durch die Wolff'schen Vorlesungen ein Ekel gegen Gottes Wort beigebracht würde, und dergleichen mehr. Zufällig kamen um dieselbe Zeit die Generale Natzmer und Löben von Halle nach Berlin. Diese erzählten dem Könige, daß Wolff die sogenannte prästabilirte Harmonie zwischen Leib und Seele nach der Leibniz'schen Idee in seinen Schriften und Vorlesungen vertheidige, nach welcher die Freiheit des menschlichen Willen in der Art geleugnet werde, daß Niemand für seine Handlungen verantwortlich sei, daß also selbst einer von des Königs Leibgrenadieren, wenn er davon liefe, sich mit dieser prästabilirten Harmonie entschuldigen könnte. Natürlich gerieth der König in vollste Wuth über solche ketzerische Lehren, und obgleich Wolff inzwischen eine sehr bündige Vertheidigung gegen die Angriffe seiner Feinde eingereicht hatte, so erging dennoch unter dem 8. November 1723 eine Cabinetsordre an die Universität, mit dem Befehl, demselben die Vorlesungen sofort zu untersagen, und folgendem Schlußsatze: „Wie ihr denn auch gedachtem Wolff anzudeuten habt, daß er 48 Stunden nach Empfang dieser Ordre die Stadt Halle und alle Unsere übrigen königlichen Lande bei Strafe des Stranges räumen soll." Wie alle Machtsprüche des Königs mußte auch dieser ohne Widerrede befolgt werden. Wolff verließ in der Winterkälte mit seiner in gesegneten Umständen sich befindenden Frau das Land, fand aber sehr bald eine Anstellung als

Professor in Marburg, wo der Landgraf Karl von Hessen sich glücklich schätzte, den hochberühmten Mann, der durch die eben erlittene ungerechte Verfolgung eine doppelte Anziehungskraft für die Studenten besaß, seiner Hochschule zu erwerben. Die Pietisten triumphirten. Selbst Franke soll, was übrigens nicht erwiesen ist, von der Kanzel herab verkündet haben, daß der Fluch, der nach der Schrift die Schwangern und Säugenden im Winter treffen soll, an Wolff's Gattin in Erfüllung gehe. Sicher ist, daß die Feinde des Philosophen noch im Jahre 1727 einen königlichen Befehl erwirkten, wonach alle Schriften Wolff's verboten, dagegen den Kirchengemeinden aufgegeben wurde, aus eignen Mitteln die dicken Bände der jämmerlichen theologischen Schriften Lange's anzuschaffen [1]).

Der Streit war dadurch natürlich nicht beendet. Beide Parteien führten denselben mit großer Heftigkeit in rasch auf einander folgenden Druckschriften weiter, durch welche sich das Unrecht, welches Wolff erlitten, immer klarer herausstellte. In Berlin traten für den Philosophen besonders der treffliche Superintendent Reinbeck und Graf Manteuffel auf. Es ist dies derselbe ehemals sächsische Minister, dessen Schilderung von dem Besuche in Schartau wir gelesen haben. Er hatte eine Gesellschaft unter dem Namen der Wahrheitsfreunde

---

[1]) Lange's Dankschreiben an den König, daselbst p. 139.

um ſich verſammelt, zu der auch Reinbeck gehörte. Die Königin nahm Intereſſe an den Beſtrebungen derſelben, und da es gelang, den Miniſter Cocceji, ſpäter ſogar Grumbkow und den Fürſten von Deſſau für die Wolff'ſche Angelegenheit günſtig zu ſtimmen, ſo brachte der Einfluß dieſer Männer es dahin, daß der König ſeine Uebereilung einſah. Er befahl einer aus vier der geachtetſten Berliner Geiſtlichen beſtehenden Commiſſion unter Cocceji's Vorſitz zu unterſuchen, ob die Schriften des Philoſophen mit der Lehre der chriſtlichen Religion in Widerſpruch ſtänden. Der Bericht fiel ſo günſtig aus, daß der König ſich fortan auf alle Weiſe bemühte, ſein Unrecht wieder gut zu machen und den Verbannten unter den ehrenvollſten Bedingungen zur Rückkehr in ſeine Staaten zu bewegen. Es wurde ihm freigeſtellt, nach Frankfurt oder nach Halle zu gehen, er ſollte den Geheimrathstitel und 2000 Thaler Gehalt bekommen. Allein Wolff traute dem Frieden nicht und erklärte unter allerlei Vorwänden, daß es ihm unmöglich wäre, Marburg zu verlaſſen.

Friedrich Wilhelm, durch dieſen Widerſtand gereizt, wurde immer dringender. Er ſandte Morgenſtern, den er für einen großen Gelehrten hielt, nach Marburg, aber auch das hatte keinen Erfolg. Wolff blieb im Auslande, bis er durch eine der erſten Regierungshandlungen des großen Friedrich zurückberufen wurde.

Auf den König hatten dieſe gelehrten Händel die

wunderliche Wirkung, daß er beschloß, sich selbst mit der Wolff'schen Philosophie bekannt zu machen. Er nahm einen von Gottsched verfaßten Auszug aus Wolff's Werken vor und ging mit so großem Eifer an das Studium desselben, daß er sich die logische Terminologie theilweise fest einprägte und zum Erstaunen seiner Umgebungen, wie Morgenstern erzählt, dieselbe im Gespräche anzubringen liebte. Noch im September 1739 befahl er dem Hofrath von Jarriges einen kurzen Auszug aus der lateinisch geschriebenen Theologia naturalis für ihn anfertigen zu lassen. Reinbeck gab an, wie man dabei verfahren sollte. Die Arbeit selbst zu unternehmen, fehlte es ihm an Zeit. Man übertrug dieselbe einem Rector Corpow in Weimar, doch scheint es nicht, daß der Auszug noch bei Lebzeiten des Königs fertig geworden, der bis an's Ende ein eben so eifriger Verehrer Wolff's geblieben ist, wie er ihn früher verfolgt hatte. Allerdings ließen sich auch mit Leichtigkeit, namentlich aus demjenigen der Wolff'schen Werke, in welchem er seine Ansichten über Staat und Staatswirthschaft am kürzesten zusammengefaßt hat[1]), viele Aussprüche zusammenstellen, welche ganz und gar den Grundsätzen des Königs entsprachen. Vor Allem wird, wenn

---

1) Vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen ꝛc., von welchem Buche die Ausgaben rasch auf einander folgten; schon 1740 erschien die fünfte. — Mehrere der oben an-

gleich mit andern Worten, daſelbſt der Lieblingsſatz wiederholt: Daß das Geld im Lande bleibe, iſt der lapis philosophorum. Alle Gewerbe, die Gold und Silber verzehren, ſind verderblich. Man muß möglichſt viele Fabrikate aus Rohſtoffen in's Ausland führen. Fremde wohlhabende Leute in's Land zu ziehen iſt u. A. auch Sache berühmter Univerſitätslehrer. Davon gab Halle ein glänzendes Beiſpiel, wo die Acciſe 12,000 Thaler abwarf, während der König nur 7000 für Beſoldungen u. ſ. w. zu zahlen hatte. Wolf hielt ferner die Leibeigenſchaft aufrecht, als eine Wohlthat für arme Leute. Er verwirft allen Luxus und fordert Beibehaltung der Kleider- und Tiſchordnungen, ſtreng nach Standesverhältniſſen abgeſtuft. Bettelei iſt nicht zu dulden. Hofämter ſollen nur mit Adligen beſetzt werden u. ſ. w. Ein Mann, der ſolche Grundſätze ausſprach, mußte ſich des Königs Hochachtung erwerben, um ſo mehr, als Wolff's Freunde ſich wohl hüteten, die daneben ſich findenden demokratiſchen Anſichten deſſelben zur Kenntniß des argloſen Monarchen zu bringen. Seine Umgebungen wußten hier, wie überall, wo die Kenntniſſe des Königs nicht ausreichten, denſelben

---

geführten Sätze ſind auch aus dem koloſſalen, an wäßriger Breite ohne Gleichen daſtehenden Naturrecht. — Vergleiche den Aufſatz von Roſcher im erſten Heft des 14. Jahrganges der preußiſchen Jahrbücher.

dahin zu leiten, wohin sie ihn haben wollten, ohne das Selbstherrscherbewußtsein Friedrich Wilhelm's zu beleidigen, der nach wie vor überzeugt blieb, nur der eignen freien Einsicht gefolgt zu sein.

Wunderlich und kläglich, wie unter solchen Umständen die Verhältnisse der preußischen Universitäten sich gestalten mußten, hinderte das doch mehrere der berühmtesten damaligen Gelehrten nicht, längere oder kürzere Zeit in Halle, Frankfurt und Königsberg auszuhalten. Heineccius, Ludwig, Moser, der berühmte Arzt Hoffmann und mehrere andere Namen von gleich gutem Klange zierten die Lehrerverzeichnisse, obgleich auch ihnen wahrlich „kein Augustisch Alter blühte."

Fast ebenso gleichgiltig wie die Universitätsstudien ließ den König die gelehrte Bildung auf den Gymnasien. Er that sehr wenig für dieselben. Daß unter seiner Regierung die stattliche Front des Joachimsthal'schen Gymnasiums zu Berlin auferbaut wurde, kostete ihn Nichts, weil die Anstalt aus den kurfürstlichen Stiftungen das nöthige Geld besaß. Das Cölnische Gymnasium war beim Brande der Petrikirche mit eingeäschert worden und mußte sich in sehr beschränkten Räumen auf dem Rathhause behelfen. Man bat um einen Zuschuß von 3000 Thalern zum Neubau, der König überwies der Anstalt aber nur einen wüsten Platz, so daß die Wiederherstellung der Anstalt nicht erfolgen konnte. Unter den Schülern, die in den beengten Klassen-

räumen zusammengepfercht waren, befand sich seit 1735 der berühmte Winkelmann. Von unbestimmtem Wissenschaftsdrange erfüllt, suchte der arme Schuhmachersohn aus Stendal sich hier in der Kenntniß der griechischen Sprache zu vervollkommnen. Er fand liebreiche Unterstützung bei demselben Prediger Kühze, welchen wir als bestellten theologischen Censor der Puppencomödien kennen gelernt haben. Winkelmann mußte, wie einst Luther gethan, durch Singen auf der Straße und vor den Fenstern des Schlosses theilweise seinen Unterhalt erwerben. Hätte man dem Könige vorausſagen können, durch welche Forschungen einst dieser arme Knabe die Welt mit seinem Ruhme erfüllen sollte, er würde von allen unbegreiflichen Thorheiten, die er verlachte, diese für die unbegreiflichste erklärt haben.

Mit ganz andern Augen als den Gelehrtenstand und die Vorbildungsanstalten zu demselben betrachtete der König das eigentliche Volksschulwesen. Seit der Reformation galt der Volksunterricht bei den Protestanten gewissermaßen für eine kirchliche Angelegenheit. Den Fürsten wurde es als religiöse Pflicht auferlegt, dafür zu sorgen, daß auch der Aermste und Geringste im Stande wäre, Bibel und Katechismus zu lesen. Friedrich Wilhelm I. war von dieser seiner Regentenpflicht durchdrungen, und er sorgte überall, ganz vorzüglich aber in den östlichen Provinzen, wo es am

meisten Noth that, für Errichtung von Volksschulen. Daß er dabei möglichst ökonomisch verfuhr, versteht sich von selbst, und wo es anging, wurden die Gutsherrschaften gezwungen, die Einrichtungskosten und die Besoldung der Lehrer zu tragen. Zu den neuen Schulhäusern, welche auf Staatskosten hergestellt werden mußten, ließ er Holz, Steine und Kalk unentgeltlich anweisen. Die Anfuhre fiel den Gemeinden zur Last. Bei Ausführung des Baues selbst kam oft das Princip zur Anwendung, welches wir bei Gelegenheit der Amtswohnungen von Steuerbeamten kennen lernten: „Man soll Etwas aus Lehm zusammenkleben." Daraus folgte allerdings, daß viele von diesen neuen Schulhäusern schon vor des Königs Tode wieder eingestürzt oder baufällig waren. Indessen werden dadurch seine Verdienste in dieser Angelegenheit nicht geschmälert. Es war ihm wirklich Herzenssache, nur handelte er hier wie überall nach seiner Eigenthümlichkeit. Auch waren die ihm obliegenden Leistungen sehr groß, weil er den sämmtlichen Einwanderern, namentlich den Tausenden von Salzburgern, die er in Preußen und Litthauen ansiedelte, den Bau von Kirchen und Schulen zugesichert hatte. Das mußte nun geschehen, ohne die Etats zu überschreiten, die er mit Recht für die festen unerschütterlichen Säulen seiner ganzen Staatswirthschaft ansah. Der Unterricht in diesen Schulen beschränkte sich wesent-

lich auf Lesen und Schreiben, etwas Rechnen und hauptsächlich Katechismuslehre. Besonders wurden diejenigen Aussprüche der heiligen Schrift eingeprägt, welche die Unterthanen zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnen und die Autorität derselben als von Gott verordnet darstellen.

Schon durch ein Generaledict vom 23. October 1717 war verordnet, daß die Eltern, besonders auf dem Lande, ihre Kinder im Winter täglich, im Sommer wenigstens ein oder zwei Mal in der Woche zur Schule schicken sollten. 1736 wurde dieser Befehl erneuert[1]), das Schulgeld auf 6 Pfennige die Woche festgesetzt, in der Art, daß auch die Eltern, welche ihre Kinder nicht schickten, dasselbe bezahlen mußten, während für die Unvermögenden die Ortsarmenkasse aufzukommen hatte. Eigene Commissionen bereisten die Provinzen, um das Bedürfniß überall festzustellen, wobei mit großer Sorgfalt verfahren wurde, so daß die Berichte derselben sich wenig von denen unterscheiden, welche man heutzutage bei

---

1) Mylius I. II. No. 139.

2) Töppen, die Einrichtung der Schulen im Ortelsburger Hauptamte unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I., im 3. Jahrgang der altpreußischen Monatsschrift von Reicke und Wichert p. 302.

ähnlicher Veranlassung einreichen würde [1]). Die Rathschläge des großen Pädagogen Franke und des Königsberger Dr. Lysius waren dabei benutzt worden.

Den unverhältnißmäßig größten Gewinn von diesen Bestrebungen hatten, entsprechend dem daselbst herrschenden Bedürfniß, die Provinzen Preußen und Litthauen, wo bis 1738 allein 1160 neue Dorfschulen entstanden waren. Ein Bericht des Hofpredigers Schulz zu Königsberg [1]) verbreitet sich, allerdings in etwas schwunghafter Art, über die Wohlthaten, welche der König den Armen durch diese Schulen erzeigt hat. „In hiesigen Armenschulen, sagt er, werden 1300 Kinder durch 65 Studiosos Theologiä sonder Beschwerung Ew. Maj. Cassa täglich im Christenthum unterrichtet. Die armen Leute, welche ehedem bei hunderten auf den Gassen bettelten, werden nicht nur mit nöthigem Unterhalt versorgt, sondern auch über 800 derselben im Christenthum in den Kirchen unterrichtet. Seit zwei Jahren ist Niemand ohne nöthigen Unterricht im Lesen confirmirt worden. Allein binnen drei Jahren sind 40,000 Exemplare des Gesangbuches unter die Leute gebracht u. s. w."

In dem großen Militairwaisenhause zu Potsdam, für dessen Einrichtung und Verwaltung der König mit dem ihm eigenen praktischen Verstande bis in's Kleinste

---

[1]) Vom 30. Juli 1736 bei König II. 132.

Sorge trug[1]), wurden bei der Eröffnung im Jahre 1724 bereits 500 Kinder erzogen und unterrichtet, die Zahl derſelben war aber 1740 ſchon auf 1400 geſtiegen.

Achtzehntes Kapitel.

Die Armee.

Der Denkungsweiſe des Königs gemäß konnten wir die Beſprechung der inneren Angelegenheiten paſſend dem von der Armee handelnden Kapitel vorausſchicken, weil der geſammte Staat von ihm als das Fundament angeſehen wurde, auf welchem die Kriegsmacht beruhte.

Friedrich Wilhelm's Leidenſchaft für alles Soldatiſche war bei ihm von Jugend auf in ſtetem Wachſen begriffen.

Wir finden bei allen Fürſten dieſe Paſſion in höherem oder geringerem Maße, weil auf keinem andern Felde die Luſt am Befehlen ſich ſo leicht befriedigen läßt, als in einem Stande, zu deſſen Weſen der unbedingte

---

[1]) Eigenhändig hatte der König bei der Inſtruction u. a. vermerkt: Eine Frau bei den kräzigen und läuſigten, die ſie reinigt, ihnen Eſſen und Trinken zubringt, die Stuben heizet und weiter nichts zu ſchaffen hat. Förſter II. 345.

Gehorsam gehört. In Preußen indessen war die Sache doch noch von tieferer Bedeutung. Das aus den verschiedenartigsten Stücken allmählich erwachsene Reich hatte in seiner zerrissenen Lage so ausgedehnte Grenzen, daß die Linien, welche einem feindlichen Angriffe ausgesetzt waren, mit dem Flächeninhalte des Landgebietes im ungünstigsten Verhältniß standen. Preußen mußte, um überhaupt bestehen zu können, darauf bedacht sein, die Lücken zwischen den vereinzelten Besitzungen auszufüllen, und das Streben, sich zu arrondiren, welches für viele andere Regenten mehr Sache des Ehrgeizes und der Eitelkeit war, bildete für die Hohenzollern gradezu eine Lebensbedingung. Sie waren durch die äußerste Nothwendigkeit von selbst auf eine Erwerbungspolitik hingewiesen, durch welche der Staat zu der hervorragenden Stellung gelangte, welche Preußen dereinst in Deutschland einzunehmen bestimmt war.

Das Bestehen und die weitere Entwickelung des Protestantismus und aller geistigen Bildung in Deutschland hing davon ab, daß eine gewaltige Macht zum Schutze dieser höchsten Güter bereit war, und wenn, wie oben gezeigt worden, von allen protestantischen deutschen Fürsten die Brandenburger allein fähig blieben, nach einer solchen Macht zu streben, so konnte ihr von Hause aus armes und wenig fruchtbares Land nur durch äußerste Anspannung aller geistigen und materiellen Kräfte zu dieser Höhe emporsteigen. Lediglich

das Ernste und Wesentliche durfte man im Auge behalten und mußte vorläufig Alles bei Seite lassen, was Friedrich Wilhelm I. Possen und blauen Dunst nannte. Auf solchem Wege allein konnte der Staat von Jahr zu Jahr an Macht und Reichthum zunehmen, während andere von der Natur unendlich besser bedachte deutsche Länder, deren Regentenhäuser den nüchternen sparsamen Sinn der Hohenzollern entbehrten, niemals dahin gelangten, eine Rolle in Europa zu spielen.

Daß man in Preußen Höheres im Auge hatte, zeigte sich in dem mit so großem Erfolg gekrönten Bestreben, eine dem Auslande Achtung gebietende Kriegsmacht zu besitzen. Denn wie sollte ein Staat von nicht mehr als drittehalb Millionen Einwohnern sich neben Frankreich, England und Oesterreich nur die geringste Beachtung verschaffen, wenn nicht durch eine Armee, deren Stärke von den andern Mächten bei einem allgemeinen Kriege mit in Rechnung gezogen werden mußte.

Friedrich Wilhelm I. hatte das sehr wohl erkannt. Dessenungeachtet darf man nicht behaupten, daß seine Soldatenliebe allein aus dieser staatsmännischen Ueberzeugung entsprungen wäre. Des Königs ganzes Wesen war, wie wir erfahren haben, grade dadurch so günstig für das Gedeihen des Staates angelegt, daß seine Lieblingspassionen mit dem wahren Besten des Landes übereinstimmten. Die militairischen Beschäftigungen des Königs, auch nachdem sie zum großen Theil in

Soldatenſpielerei ausgeartet, ſich bis zu einer an Wahnſinn grenzenden Leidenſchaft geſteigert hatten, bewirkten doch zuletzt, daß bei ſeinem Tode ein Kriegsheer geſchaffen war, welches gar bald die Bewunderung der Welt auf ſich zog und durch die Mittel erhalten werden konnte, welche Friedrich Wilhelm's oft belachter und oft wahrhaft lächerlicher Geiz in den Gewölben des Berliner Schloſſes angehäuft hatte.

Bei ſeiner Thronbeſteigung fand er nur 30,000 Mann regulairer Truppen vor, außer der zu jedem Felddienſte untauglichen, etwa 5000 Mann ſtarken Landesmiliz. In der Mitte ſeiner Regierung war die Stärke des Heeres verdoppelt und am Ende derſelben verdreifacht. Die Armee zählte faſt 90,000 Mann, darunter 18,500 Berittene. Rechnet man die zur Beſatzung der Feſtungen nothwendige Mannſchaft ab, ſo konnten 72,000 Mann in jedem Augenblicke zu Felde ziehen.

Nun kann ein Staat von drittehalb Millionen Menſchen überhaupt nicht beſtehen, wenn von den Einwohnern mehr als 50,000 unter Waffen ſein müſſen, weil alsdann nicht ſo viel kräftige Hände übrig bleiben, wie der Ackerbau und die Gewerbe unumgänglich erfordern. Es ergab ſich alſo von ſelbſt die Nothwendigkeit, mindeſtens die Hälfte des ſo vermehrten Heeres durch Ausländer zuſammenzuſetzen. — Für dieſe fremdländiſchen Werbungen kam dem Könige ein altes Geſetz des

deutschen Reiches zu statten, welches den sämmtlichen Kurfürsten, und also auch dem brandenburgischen gestattete, sich aus den damals sehr zahlreichen freien Reichsstädten ihre Mannschaften zu holen. Von diesem Rechte machte Friedrich Wilhelm I. den weitesten Gebrauch und war seit 1728 unablässig bemüht, sich auch in den übrigen deutschen Territorien und im Auslande die Werbegerechtigkeit zu verschaffen. Mehr als tausend Personen, zum großen Theil Officiere, waren beständig unterwegs, um Rekruten zur Vergrößerung der Armee in's Land zu führen.

Inzwischen hatte sich auch herausgestellt, daß die im Lande selbst betriebene Aushebungsart zu den größten Beschwerden Anlaß gab. Die Obristen der Regimenter mußten dafür sorgen, daß ihre Mannschaften stets vollzählig beisammen waren. Sie übertrugen die Verantwortlichkeit dafür zum großen Theile auf die Anführer der Compagnien des Fußvolks und der Schwadronen bei der Reiterei. Diese kamen dabei einander fortwährend in's Gehege, weil zwar im Allgemeinen nach einem alten Herkommen die Rekrutirung für jedes Regiment innerhalb gewisser Districte stattfinden sollte, jedoch größtentheils die Officiere sich daran nicht kehrten, sondern die Leute nahmen, wo sie ihrer habhaft werden konnten. Es gehörte zu den gewöhnlichen Vorkommenheiten, daß man ganz untüchtige, schwache und kränkliche Personen aushob, die sich alsdann durch große Summen

loskaufen mußten, was aber nicht verhinderte, daß sie sogleich einem zweiten, sogar einem dritten Officier in die Hände fielen, denen sie auf's Neue so lange zahlen mußten, bis sie gänzlich verarmt waren. Man begnügte sich ferner nicht, auf die waffenfähige junge Mannschaft Beschlag zu legen, sondern, um auch für künftige Jahre der nothwendigen Zahl von Rekruten sicher zu sein, verpflichtete man ganz junge Burschen, ja die Kinder in den Schulen für den Kriegsdienst und gab denselben zum Abzeichen eine rothe Halsbinde, durch welche sie als künftige Mitglieder des Heeres erkennbar wurden.

Während unter König Friedrich I. die Anfertigung der Aushebungslisten fast allein in den Händen der Civilbehörden lag, übertrug Friedrich Wilhelm gleich nach seinem Regierungsantritt das Geschäft den Officieren, die sich der Landräthe und Steuercommissarien nur zu ihrer Unterstützung bedienten und dabei mit solcher Willkür verfuhren, daß das ganze Land in Furcht und Schrecken gerieth, und Tausende junger Leute, namentlich aus dem Handwerkerstande, sich der Gefahr, in die Regimenter gesteckt zu werden, durch die Flucht entzogen. Daß der König mittelst Edicts vom 17. October 1713 befahl, solche Austreter wie Deserteurs zu behandeln und am Leben zu strafen, hatte keine Wirkung. Eine allgemeine Auswanderung schien das Land entvölkern zu wollen. Da wurden 1714 die gewaltsamen Aushebungen verboten und die Rekrutirung auf

ſolche Perſonen beſchränkt, die ſich gegen ein Handgeld freiwillig ſtellten. Wider ihren Willen ſollten künftig nur ungehorſame und liederliche Leute und Geſinde, welches bei ſeiner Herrſchaft nicht gut thun wollte, den Regimentern überliefert werden, wodurch die Armee Gefahr lief, ſtatt eines volksthümlichen Staatsorgans vielmehr eine Strafanſtalt zu werden.

Um ſolchen Mißſtänden ein Ende zu machen und die Anwerbung der Inländer vollſtändig zu regeln, führte der König 1733[1]) das Cantonſyſtem ein, welches bis auf den heutigen Tag die Grundlage für die Zuſammenſetzung der Armee geblieben iſt. Durch dieſes Syſtem wurden die Feuerſtellen des ganzen Landes in kleine Bezirke getheilt und den einzelnen Hauptleuten behufs der Werbung überwieſen. Allerdings war ſchon durch Verordnung vom 10. September 1708 unter der vorigen Regierung etwas Aehnliches verſucht worden[2]), doch brachte erſt Friedrich Wilhelm eine feſte Ordnung in das Verfahren.

Es ſollte fortan die ganze männliche Bevölkerung von Jugend auf in die Regimentsliſten des betreffenden Diſtricts eingetragen werden. Der wirklichen Aushebung blieben ſie vom 18. bis zum 40. Jahre unter-

---

[1]) Abgedruckt bei de l'Homme de Courbière, Geſchichte der brandenburgiſch-preußiſchen Heeresverfaſſung. p. 89.

[2]) Mylius III. 1. p. 260.

worfen. Bürger- und Bauernsöhne waren im Allgemeinen thatsächlich gezwungen, dem Hauptmann zu folgen, der sie für seine Compagnie verlangte. Außer den Einwanderern, welchen für sich und ihre Kinder die Militairpflicht durch königliche Patente erlassen war, blieben von der Cantonpflichtigkeit nur befreit die Söhne der Edelleute und solcher Bürgerlichen, welche ein Vermögen von mindestens 6000 Thalern nachweisen konnten. Mit Grundeigenthum angesessene Leute und deren einzige Söhne sollten gar nicht enrollirt werden. Bei Vermeidung der schwersten königlichen Ungnade und Verlust von Ehre und Reputation schärfte das Cantonreglement diese für das Gedeihen des Bauernstandes nothwendige Beschränkung der Officiere ein. Ferner sollten die Predigersöhne, welche Theologie studirten, und von den übrigen Theologen diejenigen befreit sein, welche nicht über 5 Fuß 9 Zoll groß waren. Bei der Leidenschaft des Königs für große Rekruten waren aber auch die Predigersöhne, wenn sie das Unglück hatten, groß gewachsen zu sein, vor den Werbern nicht sicher. Gleich im Jahre nach Erlaß der befreienden Verordnung wurde eines Berliner Geistlichen stattlicher Sohn, der Jura studirte, mit Gewalt zum Soldaten gemacht, und keine Bitten und Vorstellungen vermochten ihn zu befreien. Die Königin selbst verwandte sich vergeblich bei ihrem Gemahl deshalb. Da die Officiere wußten, daß der Anblick eines großen Rekruten den König gegen

alle Einwendungen wegen der Ungesetzlichkeiten, die bei Enrollirung desselben vorgefallen waren, taub machte, so übten sie, aller wiederholten Verordnungen und Strafandrohungen ungeachtet, die größte Willkür. Selbst als in Madeburg ein förmlicher Aufruhr entstand, weil die Werber einen reichen sechszigjährigen Kaufmann weggeschleppt hatten, um ein Loskaufungsgeld zu erpressen, wurden nur die Tumultuirenden, nicht aber die Werber ernstlich gestraft. Man kann sich denken, daß die Gewaltthätigkeiten, welche die preußischen Werber im Auslande verübten, noch weit schlimmerer Art waren. Oesterreich und Rußland ließen sich das noch am leichtesten gefallen, weil dem deutschen Kaiser viel daran gelegen war, den König durch kleine Gunstbezeigungen bei Laune zu erhalten, wenn er wegen der Jülich'schen Erbschafts-Angelegenheit ungeduldig wurde[1]). Der Czar Peter aber, und nach ihm Katharina I., verstanden

---

[1]) Ein Brief Seckendorf's an den Prinzen Eugen vom 26. November 1726 (bei Förster, Urkundenbuch II. 189) gewährt einen Einblick in diese Verhältnisse: „— — Daß Seine kaiserliche Majestät die Herbeischaffung 20 großer Kerle allergnädigst accordirt, dafür statte allerunterthänigsten Dank ab. — — Ich muß aber offenherzig gestehen, daß ich dem Könige Hoffnung gemacht, er werde nach geschlossenen Tractacten deren 24 vom kaiserlichen Hofe zum Präsent bekommen, weil mich mein guter Freund avertiret, daß dergleichen, und zwar in größerer Zahl, von dem moskowitischen Hofe und nach der Hand von Frankreich, England,

ihren Vortheil sehr gut zu wahren, indem sie für ganze Schaaren von riesigen Leibeigenen, die sie alljährlich nach Preußen lieferten, sich als Gegengeschenk geschickte Handwerker und Künstler erbaten, die dann auch mit Güte oder Gewalt ohne Weiteres nach Rußland transportirt wurden. Die russischen Rekruten wuchsen durch diesen Tauschhandel, namentlich bei des Königs Leibregiment zu solcher Zahl an, daß für dieselben ein eigener Gottesdienst eingerichtet wurde.

Nicht so glatt verlief aber die Sache bei den übrigen fremden Fürsten. Daß es mit Hannover wegen der Werbeexcesse beinahe zum Kriege gekommen wäre, haben wir gesehen. Ebenso wollte König August von Polen trotz aller Freundschaft, die zwischen ihm und Friedrich Wilhelm bestand, dennoch seine Unterthanen nicht in die preußischen Regimenter stecken lassen, und ein Hauptmann Natzmer, der sein Werbegeschäft in Dresden betrieb, wurde gefangen und zum Tode ver-

---

Dänemark und Schweden geschehen. — — Eins muß ich wider Willen nochmals bitten, daß man mir wenigstens noch 12 Kerle, jedoch nicht eben von der excessiven Größe mit den andern 20 anzuwerben erlaube, damit ich diejenigen Officiere, welche sich als Freunde declariret, und deren Freundschaft ich nicht entbehren kann, contentiren möge. Denn diese Leute capable sind ein Präsent von 100 bis 1000 Ducaten auszuschlagen, hin[illegible].n mit größter Freude etliche große Kerle bei ihren Compagnien annehmen, weil sie sonst solche anderwärts zu finden nicht im Stande u. s. w."

urtheilt, wodurch der König in ſolche Wuth gerieth, daß er drohte, den ſächſiſchen Geſandten Suhm in Berlin aufhängen zu laſſen. Suhm entfloh. Da indeſſen der König ſeine Uebereilung ſchnell genug bereute, ſo wurde die Sache beigelegt. Suhm kehrte zurück und Natzmer wurde freigegeben.

Allein die Werbeexceſſe nahmen deshalb kein Ende, und die allgemeine Erbitterung gegen den König, von dem man wußte, daß er ſtillſchweigend jedes noch ſo ungerechte Mittel billigte, wodurch ihm „lange Kerle," wie er ſie nannte, verſchafft wurden, wuchs in dem Maße, daß auf Anſtiften König Georg's II. von England eine große Coalition der deutſchen Staaten und der Niederlande gegen die preußiſchen Gewaltthätigkeiten geplant wurde. Mit Holland namentlich konnte der förmliche Bruch kaum vermieden werden, weil die preußiſchen Werber ſich nicht ſcheuten, die Soldaten der Republik zu offener Deſertion zu verleiten. Ein Lieutenant Wollſchläger, welcher unklug genug war, ſich bei einem ſolchen Verſuch ertappen zu laſſen, wurde endlich in Holland hingerichtet. Der König raſte, als er dies erfuhr. Zur Wiedervergeltung befahl er alle holländiſchen Officiere und Soldaten, die ſich in ſeinem Lande betreten ließen, feſtzunehmen und auf die Feſtungen zu bringen, was auch bei drei Officieren und zwanzig Soldaten wirklich zur Ausführung kam. Nur mit Mühe konnte der Graf Seckendorf den König

bewegen, die Gefangenen wieder frei zu laſſen und den Generalſtaaten eine Art von entſchuldigender Erklärung zu geben[1]). Das machte ihn aber nur noch ergrimmter, und wirklich ließ er bald nachher zwei holländiſche Unterofficiere, die ſich über die Grenze gewagt hatten, um einen von preußiſchen Werbern verführten Deſerteur zurückzuführen, unter dem Vorwande, daß ſie ſeine Unterthanen zu fremdem Kriegsdienſt hätten anwerben wollen, ohne Weiteres aufknüpfen. Als darauf die Republik ſpäter durch ihren Geſandten bitten ließ, dem berühmten Juriſten Heineccius, der erſt in Halle, dann in Frankfurt a. O. Profeſſor war, die Ueberſiedelung an eine holländiſche Univerſität zu geſtatten, ſchlug er das mit den Worten ab: „Wollen ſie mich keine Flügelmänner werben laſſen, ſo habe ich auch keine Profeſſoren für ſie.“ Dieſe Leidenſchaft des Königs für lange Kerle war ſogar ſtärker als ſein Geiz. Denn während er ſonſt wegen jedes unnütz verausgabten Groſchens mit nachſichtsloſeſter Strenge gegen ſich ſelbſt und gegen Andere verfuhr, ſo wurde ihm nachgerechnet, daß er nur an Werbegeldern für die langen Rekruten zu ſeinem Leibregimente mehr als zwölf Millionen Thaler ausgegeben hat, ohne die großen Jahrgelder und ſonſtigem Geſchenke zu rechnen, die er den einzelnen von ihnen außerdem bewilligte. General von Schmettau

[1]) Förſter, Fr. W. I., Bd. II. p. 304.

erhielt einmal für einen Flügelmann 5000 Thaler und eine Stiftstelle für seine Schwester. Die Auslagen, welche der Gesandte in London berechnete, um des langen Irländers Kirkland habhaft zu werden und denselben nach Potsdam zu schaffen, beliefen sich auf mehr als 8000 Thaler, wobei allein 5841 Thaler als Präsent für den Mann, der mit Leib- und Lebensgefahr den Kerl geschaffet[1]).

Die seltsame Liebhaberei für große Soldaten hatte sich bei Friedrich Wilhelm schon sehr früh gezeigt. Durch den Widerspruch, den sein Vater ihm entgegensetzte, vor dem er seine langen Kerle zu Wusterhausen in Kellern und auf Böden verstecken mußte, steigerte sich diese Passion in dem Maße, daß es in der That bei dem Könige zur fixen Idee geworden war, daß ihm auf jeden über 6 Fuß großen Mann ein Eigenthumsanspruch zustehe, möge der Riese sein eigener oder ein fremder Unterthan sein. Er allein, sagte er, wisse Etwas mit ihnen anzufangen. Und warum sollte einem Fürsten nicht ebenso gut ein ausschließliches Recht zustehen, lange Kerle einzufangen, wie es ein angeborenes Recht der Fürsten war, daß sie allein Hirsche und Wildschweine erlegen durften? Kleiner als 5 Fuß 6 Zoll durfte überhaupt kein Soldat in der Armee sein. Bereits im

---

1) Die sehr merkwürdige specificirte Rechnung in König's Berlin V. p. 35—36.

Jahre 1714 begann er aus dieſen Rieſen ſein Leibregiment in Potsdam zuſammenzuſetzen. Außer den ihm durch die Werber zugeführten Rekruten ergänzte er die Schaar bei den jedesmaligen Revuen dadurch, daß er aus den ihm vorgeführten Regimentern die ſchönſten und größten Männer herausnahm und die Obriſten und Hauptleute dann reichlich für die aufgewandten Werbekoſten entſchädigte. Oft zahlte er 100, auch 200 Thaler für Leute, die nur 1 oder 2 Thaler Handgeld empfangen hatten. Unter den 58 Mann, die er z. B. 1731 im Lager von Wehlau ausſuchte, war Einer, für den er 1000 Thaler zahlte, für drei andere gab er 2440 Thaler, und außerdem waren acht, von denen jeder 500 bis 600 Thaler koſtete. Ein andermal kaufte der König bei einer Revue für 145,000 Thaler 60 Mann, die nur 97,000 Thaler als Handgeld bekommen hatten. Er war außerdem bemüht, das Geſchlecht dieſer Rieſen durch Verheirathung derſelben mit langgewachſenen Frauenzimmern fortzupflanzen, die in ſolchen Fällen gegen den allerhöchſten Befehl keine Einwendung machen durften[1]). Bekannt iſt es, daß eins der Mädchen den vom Könige ihr ſchriftlich übergebenen Trauungs-

---

[1]) Die Erzielung eines langen Menſchengeſchlechts betrieb der König mit einem faſt wiſſenſchaftlichen Intereſſe. Als er hörte, daß die Frau eines Grenadiers in Cleve einen rieſigen, 5/4 Ellen langen Jungen zur Welt gebracht hätte, befahl er Mutter und

befehl nicht selbst bestellte, sondern durch ein altes Weib zum Commandanten von Potsdam hintragen ließ, der alsdann die Ueberbringerin mit einem hübschen jungen Grenadier copuliren ließ, ohne auf dessen Verzweiflung Rücksicht zu nehmen. Der König erklärte Tags darauf diese durch Mißverständniß geschlossene Ehe aus eigener Machtvollkommenheit für nichtig.

Das große Leibregiment bestand aus 2400 Mann, von denen zwei Drittel in Potsdam, die übrigen achthundert, die Unrangirten, in Brandenburg standen, wo sie völlig einexercirt wurden und dann in die Potsdamer Bataillone eintraten. Der König kannte jeden Mann aus dieser Schaar persönlich. Viele von ihnen hatten bedeutende Zulage, zum Theil von einem Gulden, selbst einem Thaler täglich.

Außerdem war ihnen gestattet, mancherlei Gewerbe zu betreiben, sie hielten Bier- und Weinstuben und hatten eine bedeutende Nebeneinnahme dadurch, daß das Publikum sich ihrer bediente, um durch sie dem Könige Bittschriften überreichen zu lassen, deren Gewährung von dem durch den Anblick eines Riesen stets günstig gestimmten Monarchen dann fast immer erfolgte. Das führte zu den größten Mißbräuchen, und

---

Kind sogleich zu seiner Ansicht nach Potsdam zu bringen. Eigenhändig schrieb er unter die Ordre: Pressiret, weil jetzo das Wetter gut geworden. Charakterzüge VIII. p. 30.

da der König seine eigene Schwäche in diesem Punkte kannte, so befahl er jeden Advocaten, der sich unterstehen würde, in einer Prozeßsache ein Gesuch durch einen Leibgardisten überreichen zu lassen, auf's Strengste zu bestrafen. Der Vortragende fragte den König, der grade an der Staffelei saß, welche Strafe angedroht werden sollte. Da malte er einen Galgen hin, an dem ein Advocat und ein Hund hing, und in der That erging eine königliche Verordnung, daß der Sachwalter, der dies verpönte Verfahren sich zu Schulden kommen ließe, mit einem Hunde zugleich an den Galgen gehängt werden sollte. Dies wurde als Gesetz publicirt. Doch kam es nie zur Anwendung und ist auch nicht in die Edictsammlung aufgenommen.

Bei aller Nachsicht gegen seine Leibgrenadiere wurden dieselben aber im Dienste zur strengsten und pünktlichsten Pflichterfüllung angehalten. Der König betrachtete sich als den eigentlichen Obristen dieser Riesen und war auf diese Stellung so stolz, daß er sie in manchen Fällen fast für höher als seine königliche Würde zu halten schien.

Der große Kurfürst hatte bereits[1]) die vollständige Trennung des Officiercorps als eines besonderen Standes den Unterofficieren und Soldaten der Armee gegenüber angebahnt, so daß fortan der Officier nicht

[1]) Courbière l. c. p. 81.

blos durch seinen Rang über die Subalternen erhoben sein, sondern eine ganz andere, höhere, von jenen geschiedene Menschenklasse bilden sollte. Diesen Gedanken nun führte Friedrich Wilhelm durch, indem er den Adelstand mit dem Officierstande so ziemlich identisch machte[1]) und sich selbst diesem Stande angehörig erklärte, wie denn er zuerst unter den europäischen Monarchen beständig in die Uniform seines Regiments gekleidet war. Die jungen Adligen wurden inne, daß nur im Officierstande Beförderung und königliche Gnadenbezeigungen ihrer warteten. Deshalb gehörte es bald zu den Ausnahmen, wenn ein junger Cavalier, den nicht etwa körperliche Gebrechen zum Kriegsdienst untüchtig machten, einen anderen Beruf als den Soldatenstand erwählte. So hoch war die Achtung des Königs vor dem Waffenhandwerk, daß er im Grunde einen jeden Edelmann, der seine Dienstinstruction und das Exercier-

---

[1]) Der König war in diesem Punkte übrigens keineswegs consequent. Nicht nur wurden die Söhne aus den gebildeten Familien der französischen Colonie unter seiner und auch unter der folgenden Regierung dem Adel ziemlich gleich gestellt und deshalb zu Officieren befördert, sondern es kam auch vor, daß aus einer nicht ersichtlichen Veranlassung, z. B. an den Herzog von Holstein, am 19. Februar 1727, die Ordre erging, zehn bürgerliche Unterofficiere aus seinem Regiment zu Officierstellen vorzuschlagen. Dieselben sollten aber nicht zu jung und auch keine Brandweinsäufer sein. Charakterzüge XII. p. 30.

Reglement auswendig konnte, dadurch befähigt hielt, mit den schwierigsten Aufträgen in jedem Zweige des Staatsdienstes betraut zu werden. Ja er liebte es gar nicht, wenn ein Officier sich mit wissenschaftlichen Dingen oder mit Büchern beschäftigte. Viele der damaligen Generale konnten kaum ihre Namen richtig schreiben, und wenn sie in der gedruckten Bibel nothdürftig lesen konnten, so war das ein genügender Beweis von der einem Officiere nothwendigen Bildung. Der König, der in seiner Jugend sehr hübsch calligraphisch schreiben gelernt hatte, gab sich späterhin förmlich Mühe, recht grob, schlecht und unleserlich zu schreiben, wie es sich für einen tapferen Kriegsmann schickte. Indem auf diese Weise das Officiercorps zu einem geschlossenen Stande fest verschmolzen ward, der seine eigenthümlichen Begriffe von Bildung, Anstand und Ehre hatte, bewirkte der König, wohl ohne es selbst klar zu begreifen, zu gleicher Zeit, daß er seine zum großen Theil aus zusammengelaufenem und zusammengeraubtem Gesindel bestehende Armee zu einer in der That preußischen und vaterländischen Körperschaft erhob, welche nach und nach von dem patriotischen Geiste ihres Officiercorps durchdrungen wurde. Dieser Geist sollte von dem Könige persönlich ausgehen. Deshalb zog er auch das Recht, die sämmtlichen Officierstellen zu besetzen, welches bisher theilweise den Befehlshabern der einzelnen Regimenter zugestanden hatte, ausschließlich an sich und erfüllte die

Officiere mit dem Bewußtsein, daß sie ihrem Könige und Herrn allein ihr ganzes Geschick zu danken hätten. Treue gegen ihren höchsten Kriegsobristen und Bewahrung der eigenthümlichen Standesehre war so ziemlich Alles, was er von ihnen verlangte. Behielten sie diese Anforderungen beständig im Auge und waren sie pünktlich im Dienst, so ging ihnen fast jede Ausschreitung und jeder Uebermuth straflos hin. Sie bildeten anerkannt den vornehmsten Stand und fühlten und geberdeten sich namentlich in den kleineren Garnisonstädten als die befehlenden Herren der Bürger. Der König fand das in der Ordnung. Als 1730 General v. Dockum meldete[1]), daß es zwischen einem Bürger und einem Lieutenant seines Regiments zu Thätlichkeiten gekommen, schrieb der König darunter: „Er soll den Bürger auf die Hauptwache setzen, 8 Dage bei Wasser und Brod, wann es geschehen, soll er den Officier abbitten, und sagen, daß er ein grober Flegel gewesen wäre und bitt um Pardon, so soll es abgemacht sein." Als aber nachher gemeldet wurde, daß der Officier von dem Bürger geschlagen worden, wodurch die Standesehre verletzt war, cassirte er denselben. Ein andermal hatte der Oberamtmann Ferrari in Cottbus sich beklagt, daß der Hauptmann v. Maltiz gedroht habe, ihm Arme und Beine zu zerschlagen oder in die Karre zu spannen,

1) Förster Urkundenbuch I. p. 70.

wenn er nicht zwei Kerls liefere. Der König schrieb darunter: der gantze Ferrary dauget nits, wen er durch Wusterhaussen Passieret, werde das suchen, was Maltiz Ihn tun wohllen. er ist ein Bedrieger. F. W.

Für die große Bevorzugung, welche der König dem Officierstande zu Theil werden ließ, verlangte er alsdann, daß jedes Mitglied desselben sich der Gottesfurcht und eines anständigen und knappen Lebenswandels befleißige. Mit väterlicher Sorgfalt und Strenge wachte er über sie, daß sie sich nicht durch unnützen Aufwand in Schulden stürzten. Keinem sollte es zur Schande gereichen, wenn seine schmalen Einkünfte ihn nöthigten, die Kameraden mit einem Glase Bier statt mit Weine zu bewirthen, und bei schwerer Ungnade durfte keiner darüber spotten. Mit den Livreen der Diener sollten sie keinen Staat machen, sämmtliche Officiersburschen jedes Regiments mußten gleichmäßig und einfach gekleidet sein. Solche und ähnliche Vorschriften wurden stets von Neuem eingeschärft.

Was den Dienst betraf, so verlangte der König die peinlichste Genauigkeit bei Ausführung des Dienstreglements bis in's Einzelnste und ließ keinerlei Entschuldigung gelten. Fand er bei seinen Specialrevuen einen Mann in Reihe und Glied zu tadeln, sei es wegen seiner Körperhaltung, seiner Bewegung beim Exercitium oder wegen Unsauberkeit der Montur, so traf die Strafe den Hauptmann oder den Obersten, abgesehen davon,

daß der Sünder ſelbſt des Königs Fauſt oder Stock zu fühlen bekam. Dafür war es aber andererſeits den Officieren frei gegeben, mit den Soldaten ziemlich nach Belieben umzuſpringen. Die grauſamen Kriegsartikel ſchnitten den Untergebenen nicht nur jede Widerſetzlichkeit und jeden Widerſpruch ab, ſondern ſelbſt eine Klage oder Beſchwerde war mit äußerſter Gefahr verbunden.

Wer mit Worten oder Raiſonniren ſich den Ober- oder Unterofficieren widerſetzte, mußte dreißig Mal Gaſſen laufen, was der Todesſtrafe ziemlich nahe kam. Bei den Uebungen wurden die Leute auf's Grauſamſte geprügelt und durften während der Execution kein Glied regen. Die meiſten eigentlichen Verbrechen waren ohne Weiteres mit Erſchießen bedroht. Die ſchwerſte Sünde aber blieb das Davonlaufen, und doch ſchien bei dem großen Theils mit Gewalt und Liſt aus dem Auswurf der Bevölkerung und des Auslandes zuſammengeraubten Geſindel die Schwierigkeit das Deſertiren zu verhüten ſo groß, daß die Vorſichtsmaßregeln, welche der König dagegen anordnete, nicht hinter dem zurückblieben, was man heutzutage bei Sträflingen in den Zuchthäuſern nöthig findet. Jeder Bürger oder Bauer ſollte bei ſchwerer Strafe ſich von jedem Soldaten, den er auf der Landſtraße traf, deſſen Urlaubspaß vorzeigen laſſen. War in einer Garniſon eine Deſertion bemerkt, ſo wurde die Lärmkanone gelöſt. Bürger und Bauern mußten ausziehen, des Ent-

flohenen habhaft zu werden. Zeigten ſie ſich dabei ſäumig, ſo ſollte das Dorf 100 Thaler, die Stadt 200 Thaler, der Landrath oder Edelmann 100 Dukaten Strafe zahlen. Konnte die Summe nicht beſchafft werden, ſo mußten die zwei vornehmſten Bauern des Dorfes oder die acht vornehmſten Bürger der Stadt zwei Monate lang in Eiſen Feſtungsarbeit thun. Wer wiſſentlich die Abſicht eines Soldaten zu deſertiren nicht anzeigte, war mit Leibes- und Lebensſtrafe bedroht. Solche Maßregeln laſſen von ſelbſt erkennen, daß ſie zu gleicher Zeit unausführbar und unzureichend waren.

Geſchah es doch ſogar bei des Königs eigenem geliebten Leibregiment, daß 1730 eine Schaar von 70 bis 80 Polen, Wallachen und Ungarn, welche, wie Faßmann ſagte, „den glückſeligen Zuſtand, worin ſie lebten, nicht recht bedachten," mit Gewalt entweichen wollten; der Plan wurde vereitelt, und der König, der ſie nicht aus den Reihen ſeiner Grenadiere verlieren wollte, ließ Einen aufhängen, einem Andern Naſe und Ohren abſchneiden und die Uebrigen 36 Mal Spießruthen laufen.

Wie das Uniformtragen der Könige durch Friedrich Wilhelm's Beiſpiel an den europäiſchen Höfen Sitte wurde, ſo iſt auch die Eigenthümlichkeit der meiſten Kriegsfürſten auf ihn zurückzuführen, daß ſie um die Einzelheiten der Montur ſich mit der Genauigkeit und den Kenntniſſen eines Regimentsſchneiders bekümmern. Die Truppen wurden jährlich neu gekleidet, das Fuß-

volk blau, die Reiterei weiß, die Huſaren roth. Des Königs Vorliebe für die Infanterie war aber, beſonders durch den Einfluß des alten Deſſauer, ſo groß, daß er von der Armee im Allgemeinen immer als von ſeinen lieben „blauen" Kindern ſprach. Konnte bei dem Zuſchnitte eines Soldatenrocks auch nur der zwanzigſte Theil einer Elle geſpart werden, ſo war allerdings der Gewinn im Ganzen ein ſehr bedeutender. Deshalb wurden die Monturen ſo kurz und eng als irgend möglich eingerichtet. Ein vorſchriftsmäßig gekleideter Mann mußte, wie die Markgräfin von Baireuth bemerkt, ſich fürchten, daß ihm beim Niederſitzen die Kleider platzten. Einen Officier, an dem der König vom Fenſter des Schloſſes aus einen etwas zu langen Rock bemerkte, winkte er herauf und ſchnitt eigenhändig mit der Scheere das überflüſſige Tuch ab.

In wie hohem Maße Friedrich Wilhelm I. durch die ſtrengſte Controle bei ſeinen General- und Specialrevuen es dahin brachte, daß auch die in den Provinzen ſtehenden Regimenter dem Muſterregiment zu Potsdam an Schönheit der Erſcheinung und Vollendung der maſchinenmäßigen Dreſſur kaum etwas nachgaben, dafür ſpricht das Zeugniß deſſelben Seckendorf, der trotz aller Liebe und Verehrung, die er dem Könige allezeit in's Geſicht äußerte, nicht leicht eine Gelegenheit vorbeiließ, wo er denſelben hinterrücks tadeln und lächerlich machen konnte. Er ſchreibt am 27. Juni 1725 von

den im Magdeburgiſchen garniſonirenden Truppen dem Prinzen Eugen [1]): „Von Schönheit und Ordnung der Truppen — — Mannſchaft, Pferden und Gewehr iſt ſicherlich dem äußerlichen Anſehen nach, nichts auszuſetzen, und da ich nun etliche Jahre die Regimenter, ſo um Berlin herumliegen, geſehen, ſo muß ich ſagen, daß dieſe obgemeldeten ebenſo gut und noch beſſer. Allein ob die entſetzlich großen Pferde bei ſchweren Campagnen und Fatiguen es ſouteniren, und die großen aus lauter neuen Mannſchaften beſtehenden Leute von allerhand Nationen in ganz Europa ſo gut als die alten — — nun entlaſſenen Soldaten thun wird, zweifle faſt ſehr. Denn ein Officier ſich nicht recommandirt, der auf die Conſervation der alten Knechte bedacht geweſen, ſondern nur diejenigen werden avancirt und vorgezogen, ſo die mehrſten Recruten angeworben, die einzig und allein nach ihrer Länge und Statur äſtimirt werden, — — dergeſtalt, daß auch von den meiſten Subaltern- und Oberofficieren keiner eine Campagne geſehen — — dabei werden Officiere und Gemeine in einer knechtiſchen Furcht und ſehr harten Diſciplin gehalten, dergeſtalt, daß ein Officier, der den Puder in ſeine Haare nicht ſtreuen wollte, caſſirt zu werden Gefahr liefe. — — Auch die Cavallerie muß ſich ſo großer Mannſchaften befleißigen, wie die Infan-

[1]) Förſter, Urkundenbuch II. 38.

terie, daher man bei den Regimentern zu Pferde keine Reflexion macht, ob ein Kerl mit Wartung der Pferde umgehen kann oder nicht, sondern wo er nur von großer Taille ist, so ist es gleichviel — — —.".

Diese Bemerkungen Seckendorf's lassen erkennen, daß der König der Cavallerie nicht dieselbe Sorgfalt zuwendete, wie dem Fußvolk. Jedoch wurde auch die Reiterei nichts weniger als vernachlässigt. Dieselbe bestand anfangs nur aus Küraſſieren und schweren Dragonern. Der König errichtete später in Berlin zwei Schwadronen Husaren, aus denen die berühmten Ziethen'schen Husaren hervorgingen. Drei Schwadronen, die in Preußen gebildet wurden, gaben den Stamm zu den grünen Husaren ab. Die schwere Cavallerie mußte riesige Pferde haben, welche der Statur ihrer langgewachsenen Reiter entsprachen. Die Remonten waren größtentheils aus Holstein. Sie wurden dem Könige vorgeführt, und er ließ in seiner Gegenwart den Pferden, die ihm zu klein oder zu schwach schienen, ein Stück aus dem Ohr ausschneiden, damit man dieselben bei einer spätern Revue nicht wieder einschmuggeln konnte [1]).

In jedem Jahre pflegte der König auf einer Rundreise durch die Provinzen sich von dem Zustande seiner

---

1) Ueber die Cavallerie enthält das dritte Heft der Charakterzüge ausführliche Nachrichten, auch Abschnitt 33. p. 13 daselbst.

Truppen persönlich zu überzeugen, in der Art, daß er binnen drei Jahren ihre sämmtlichen Standorte inspicirte. Im Mai oder Anfang Juni wurde die Berliner Garnison gemustert. Die Regimenter erschienen in neuer Uniform, die Rekruten mit einem Eichenzweige, dem alten brandenburgischen Feldzeichen geschmückt. War der König mit den Leistungen eines Regiments zufrieden, so pflegte er den Obristen, wohl auch die Majors, zu küssen. Er redete dann einzelne Soldaten an und ließ sich ihre Klagen und Wünsche, wenn er bei Laune war, ausführlich vortragen. In den Provinzen war es ein Zeichen der Gnade, wenn er nach der Revue bei dem Obristen speiste. War er unzufrieden, so nahm er das angebotene Diner nicht an, sondern fuhr wohl auf das nächste Dorf, wo er in einer Scheune oder im Schatten eines Baumes sich mit dem begnügte, was die Bauern herbeischaffen konnten.

Die Besoldung der Officiere war dem Wortlaute nach nicht sehr hoch, doch stiegen die Einkünfte derselben bedeutend dadurch, daß ihnen gestattet war, während eines Theils des Jahres zahlreiche Mannschaften, sobald dieselben völlig einexerciert waren, zu beurlauben und während der Zeit den Sold derselben zu beziehen, von dem sie dann allerdings das Meiste wieder für Werbegelder ausgeben mußten. Nahm ihnen nun, wie das oft geschah, bei den Revuen der König die schönsten Re-

kruten zu weit höherem Preiſe wieder ab, um ſie in ſein eigenes Regiment zu ſtecken, ſo kam auch das den Officieren bis zum Hauptmann herab ſehr zu Hilfe.

Die Gemeinen erhielten außer den Kleidungsſtücken, welche der König bezahlte, alle fünf Tage acht Groſchen, alſo monatlich etwas mehr als zwei Thaler. Die Reiterei bis drei Thaler. Waren ſie auf dem Marſche, ſo mußten Dörfer und Städte jedem durchpaſſirenden Soldaten täglich zwei Pfund Brod auf eigene Koſten liefern.

Für die Unterbringung der Garniſonen baute der König zwar hin und wieder, namentlich in Potsdam und Berlin Kaſernen, die aber bei weitem nicht ausreichten, ſo daß Bürger und Bauern durch Einquartierung äußerſt beläſtigt waren. In Berlin hatte man Baracken an der Stadtmauer gebaut und viele Soldaten darin untergebracht. Als dieſelben ſich aber über die Unſauberkeit ihres Aufenthaltes beſchwerten, wurden ſie in die Bürgerhäuſer gelegt, und die kleinen Leute, namentlich die Juden, mußten auf des Königs Befehl die ſchmutzigen Baracken beziehen. Die reichen und vornehmen Leute konnten ſich durch Zahlung von jährlichem Servis, welches für einen wirklichen Geheimrath oder General, der Hausbeſitzer war, 100 Thaler, für Kaufleute 30 bis 40 Thaler betrug, von der Einquartierung befreien.

Für Invaliden wurde in ſehr unvollkommener

Weiſe geſorgt, und die Verpflegung ſogar der erkrankten Soldaten in willkürlicher Weiſe den Stadtgemeinden aufgebürdet [1]). Die noch arbeitsfähigen erhielten Anſtellungen nach Art unſerer jetzigen Civilverſorgung, und kam es nicht ſelten vor, daß der König ſeine Lieblinge aus den Unterofficieren, beſonders des Leibregiments, zu Bürgermeiſtern, Steuerräthen und Mitgliedern der Collegien ernannte [2]). Dagegen kam den Soldatenwaiſen die fromme Stimmung zu ſtatten, in welche der König 1734 durch ſeine ihm wie ein Wunder erſcheinende Geneſung von ſchwerer Krankheit verſetzt wurde. Neben einer Anzahl anderweitiger wohlthätiger Schenkungen unterzeichnete er im October d. J. die Stiftungsurkunde für das noch heut beſtehende große Potsdamiſche Militairwaiſenhaus [3]) für elternloſe Soldatenkinder beiderlei Geſchlechts, wobei er den Wunſch ausſprach, daß ſich deren Zahl täglich verſtärken und vermehren möchte, damit er recht viel Gutes ausüben könne. Die Urkunde ſchließt mit den merkwürdigen, die Geſinnung des Königs kennzeichnenden Worten: „Ueber dieſe Fundation wollen Wir, nicht allein ſo lange Uns der allerhöchſte Gott das Leben friſtet, feſtiglich halten — — ſondern es iſt auch Unſer

---

1) Förſter, Urkundenbuch I. 78.

2) Näheres darüber u. A. in König's Berlin IV. 254.

3) Faßmann I. 741.

ernſter redlicher und feſter Wille, — — daß alle unſre Nachkommen ſolche ohne alle Mangel, Ausnahme und Fall, vollkommentlich erfüllen, und im allergeringſten nicht dawider handeln oder thun. — Sollte aber Gott — — unſern Stamm dereinſt ausgehen und erlöſchen, und unſer Königreich an einen andern Agnatenſtamm gerathen laſſen, ſo erſuchen wir diejenigen, welchen Gott zu ſolcher Zeit das Scepter überreichen wird — — daß ſie nichts thun oder thun laſſen, was der Stiftung zum Nachtheil gereichen könnte — — widrigenfalls ſie Unſeren ernſten Fluch und Gottes ſchwere Strafgerichte unausbleiblich ſich über den Hals ziehen und aufladen."

Für die Kinder der Officiere waren die Kadettenhäuſer beſtimmt, die der König aus Magdeburg und Kolberg nach Berlin verlegte und dazu ein geräumiges Grundſtück an der Spree beſtimmte, wo bisher der königliche Hetzgarten ſich befunden hatte. Die alte Miliz hob er ſchon 1713 auf. Sie war ihm ſo zuwider, daß er ſelbſt ihren Namen nicht hören mochte und wiederholt bei ſchwerer Strafe verbot, die Soldaten mit dem Ausdruck Miliz oder Militair zu bezeichnen. Als Erſatz für das beſeitigte Inſtitut errichtete er 1719 ein Berliniſches und ſpäter noch ein Königsbergiſches und ein Magdeburgiſches Landregiment aus gedienten Leuten, denen hauptſächlich die Beſetzung der Wachtpoſten oblag, wenn die Garniſonen zur Revue ausgerückt waren. Für gewöhnlich befanden ſie ſich auf

Urlaub in ihrer Heimath, wurden aber jährlich zu einer vierzehntägigen Uebung zusammengezogen. Es nahmen diese Landregimenter, welche von lauter gedienten Officieren befehligt wurden, etwa eine Mittelstellung zwischen der des ersten und zweiten Aufgebots unserer alten Landwehr vor deren Reorganisation ein [1]).

Die Vorliebe des Monarchen für das eigentliche stehende Herr und dessen Einübung in Reih' und Glied war so überwiegend, daß im Vergleiche damit die übrigen militairischen Angelegenheiten zurückstehen mußten.

So sorgte er allerdings für die Instandhaltung und Verbesserung der Landesfestungen, allein er strich fast zwei Drittel der unter der vorigen Regierung für diesen Zweck bestimmt gewesenen Gelder, um dadurch die Mittel für eine stärkere Befestigung von Wesel am Rhein zu gewinnen [2]). Diese Arbeiten leitete der unter der fol-

---

1) Courbière p. 91.

2) Rödenbeck, zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibung Fr. Wilh. I. Bd. I. p. 121, nennt als befestigte Plätze: Berlin, Küstrin, Spandau, Driesen, Peitz, Löckenitz, Kolberg, Pillau, Memel, Friedrichsburg, Magdeburg, Regenstein, Minden, Lipstadt und Spremberg. Der König setzte den Etat für dieselben von 42,150 jährlich auf 17,150 herab und schrieb darunter: Bleibet übrig 25,000 Rthlr., soll zum Wehsel'schen Festungsbau sein, ist juste das destinirte Geld ist mein Wille. Fr. W.

genden Regierung wegen Betrügerei cassirte Obrist Walrawe, durch den auch ein Ingenieurcorps organisirt wurde. Bei den übrigen Festungen führte der Herzog von Dessau, der große Kenntnisse im militairischen Baufache besaß, die Oberaufsicht. Waffen und Munition für das Bedürfniß der stets wachsenden Armee beschafften die vom Könige angelegten Pulver- und Gewehrfabriken. Zeughäuser und Magazine wurden gefüllt.

Die Artillerie hatte unter Friedrich I. im Ganzen aus 10 Compagnien bestanden. Dieselben waren mit allen Geschützen in den verschiedenen Festungen untergebracht und konnten daher nicht zusammen einexerciert werden. Friedrich Wilhelm errichtete daneben noch eine Feldartillerie, die nach Berlin kam und an den großen jährlichen Uebungen Antheil nahm. Seit 1715 war General v. Linger Chef des gesammten Geschützwesens und der Artillerie. — So war denn das ganze Heer so geordnet, als sollte am nächsten Tage der Krieg losbrechen, den der König doch fest entschlossen war niemals zu beginnen.

Das hatte den Nachtheil, daß die kleinlichen Dinge, mit welchen der Soldat im Frieden beschäftigt werden muß, damit die bewaffneten Haufen nicht verwildern, nach und nach immer mehr als Hauptaufgabe der Armee betrachtet wurden. Das Kamaschenwesen erreichte allmählich eine solche Höhe, daß Friedrich der Große beim

Antritt seiner Regierung erklärte, die Armee müßte endlich in ernste Thätigkeit kommen, wenn sie nicht zu einem unnützen Spielwerk herabsinken sollte.

An der Stelle, wo von der Errichtung des General-Directoriums gesprochen wurde, sind bereits diejenigen Staatseinkünfte erwähnt worden, welche für die Erhaltung der Armee bestimmt waren. Die hauptsächlichste derselben, die sogenannte Contribution, war dem Wesen nach eine Grundsteuer und wurde in den verschiedenen Provinzen auf verschiedene Art berechnet und erhoben. Der König erhöhte den Betrag derselben dadurch bedeutend, daß er gewisse, nur zu einem vorübergehenden Zwecke für kürzere Zeit auferlegte und unter den vorigen Regierungen von den Ständen bewilligte Abgaben für dauernd erklärte, ohne sich an die ihm dagegen gemachten Vorstellungen zu kehren.

So mußten die Beiträge zu dem Berliner Schloßbau weiter gezahlt werden, nachdem dieser Bau längst beendet war. Auch die Legationsgelder, durch welche Friedrich I. den großen Aufwand decken wollte, den er bei Beschickung des Utrechter Friedenscongresses gemacht, mußten nach wie vor in die Kriegskasse fließen. Allein das Alles reichte nicht aus, um neben den laufenden Kosten für das Kriegsheer auch noch die unverhältnißmäßig großen Summen zu beschaffen, welche das Riesenregiment des Königs verschlang. Zu diesem Ende wurde denn

eine neue sehr ergiebige Geldquelle eröffnet. Der große Kurfürst hatte für seine Marine eine eigne Kasse geschaffen, in welche jeder neu angestellte Staatsbeamte einen Theil seiner ersten Jahresbesoldung abgeben mußte. Friedrich I. ließ diese Kasse bestehen, verwandte die Gelder aber keineswegs für den ursprünglichen Zweck. Auch Friedrich Wilhelm wollte von Erhaltung einer Seemacht Nichts wissen und verkaufte für eine geringe Summe jene Besitzungen an der afrikanischen Küste den Holländern. Die Marinekasse aber ließ er fortbestehen und bestimmte dieselbe, indem er sie Rekrutenkasse nannte, zur Bezahlung der Werbegelder für sein Potsdamsches Leibregiment. Die Beiträge, welche jeder Einzelne in diese Kasse zu zahlen hatte, bestimmte er selbst auf sehr willkürliche Weise. Nicht nur dehnte er die Zahlungspflicht auch auf die städtischen und ländlichen Communalbeamten aus, sondern wer nur irgend eine Beförderung, die Ertheilung eines Privilegiums, oder irgend eine Gnadensache erbat, hatte sich zuvörderst mit dieser Kasse abzufinden. Geistliche und Schullehrer sollten zwar von der Abgabe an die Rekrutenkasse frei sein, indessen wurde „erwartet," daß sie bei Empfang ihrer Bestallung, die sie aus den Händen der Beamten jener Kasse empfingen, ein ansehnliches freiwilliges Geschenk darbrächten. Auch bei Verleihung von bloßen Titeln mußte gezahlt werden, und die große Sucht der

Deutschen, zumal im vorigen Jahrhundert, nach Titeln und äußeren Ehrenzeichen diente ganz besonders zur Füllung der Rekrutenkasse. Kaum minder beträchtlich mögen die Beiträge gewesen sein, welche die Juden zu zahlen hatten, deren keiner bei 1000 Thaler Strafe die Erlaubniß zum Heirathen erhalten sollte, wenn er sich nicht vorher mit der Rekrutenkasse abgefunden hatte. Die Einnahmen derselben überstiegen sehr bald des Königs höchste Erwartungen, wodurch aber seine Begierde nach immer größerem Gewinn nur noch heftiger wurde. Es kam bald soweit, daß fast alle Aemter förmlich den Meistbietenden bei der Rekrutenkasse zugeschlagen wurden, ja es war nichts Seltenes, daß der König gegen Geld die Strafe für Verbrechen erließ, gegen die er sich sonst sehr unnachsichtig zeigte. Dieser Handel mit Anstellungen und Straferlassen nahm allmählich einen so wenig ehrenhaften Charakter an, daß der Kronprinz einst gegen einen seiner Vertrauten äußerte, er könne dereinst solches Geld nicht mit gutem Gewissen von seinem Vater erben [1]).

Einige Beispiele, die Förster in seinem Urkundenbuche mittheilt, werden das klar machen:

1) Der v. Grünberg bittet um Niederschlagung einer fiscalischen Untersuchung, weil er trotz des Verbots Getreide und Vieh auf sein eignes, in Schlesien belege-

[1]) Seckendorf, memoires secrètes p. 91.

nes Gut gebracht hat. Er habe das Verbot nicht gekannt und will 40 Thaler an die Rekrutenkaſſe zahlen laſſen.

Eigenhändige Marginalentſcheidung des Königs:

ſollen Ihn braff in die boxe blaſen laſſen 500 Thaler.

2) Der Inſpector Wreede in Cüſtrin bittet, ihm wegen ſeines Alters ſeinen Sohn zu adjungiren.

Marginale: ſoll ſich mit Rekrutenkaſſe abfinden.

3) Schwanhäuſer in Reppen bietet 15 Thaler, wenn er zum Rathsmann daſelbſt ernannt wird.

Marginale: zu 40 Thaler.

4) Ein Zollbeamter iſt wegen Veruntreuung abgeſetzt und die Unterſuchung eingeleitet. Er hat die Defecte erſetzt und bittet um Niederſchlagung der Unterſuchung gegen 50 Thaler, die er zahlen will.

Marginale: ſoll 200 Thaler.

5) Ein Anderer hatte 3000 Thaler Defecte. Bittet um Nachſicht, weil er nur 12 Thaler monatlich Gehalt hat, bietet ſein Haus und ſeine Caution als Deckung an.

Marginale: Ich ſchenke die Schuld, ſollen aber aufhangen laſſen.

6) Anfrage, ob die Kämmererſtelle in Landsberg dem Steinke, der 300 Thaler zahlen will, oder dem Ebert, der bereits Vertreter ſei und dafür 100 Thaler bezahlt habe, ertheilt werden ſolle:

Marginale: Wer das Meiſte giebt.

7) Anfrage, wer von den Bewerbern um die Zollcontrolleurstelle in Croſſen den Vorzug haben ſolle.

Marginale: Wer 600 Thaler und mehr zahlt, ſoll haben.

Ein preußiſcher Edelmann hatte bei einem ihm auferlegten Eide, den er für Chikane hielt, vor Gericht, ſtatt die Formel nachzuſprechen, geſagt: Ich ſchwöre ꝛc., daß der Gegner ein Schweinhund iſt.

Der König, der in allen mit der Religion in Beziehung ſtehenden Dingen ſonſt unerbittlich war, ſchlug die Unterſuchung gegen 1000 Thaler für die Rekrutenkaſſe nieder.

Eine Frau von Kniphauſen, welche im Wittwenſtande ein Kind geboren hatte, mußte ohne Urtheil und Recht auf des Königs Befehl nicht weniger als 13,000 Thaler zur Strafe an die Rekrutenkaſſe zahlen, u. ſ. w. u. ſ. w.

Wenn man bedenkt, wie ungeheure Summen auf ſolche Weiſe während einer ſiebenundzwanzigjährigen Regierung in dieſe Rekrutenkaſſe fließen mußten, ſo iſt es leicht begreiflich, daß der König mehr als 12 Millionen für ſeine langen Kerle bezahlen konnte, ohne die feſten Etats für die ſonſtigen Staatsausgaben zu beeinträchtigen.

Der Gewinn aber, der erzielt wurde, verſchwindet gegen den ſchlechten moraliſchen Einfluß, welchen dieſer Handel mit den Aemtern, ja mit der Strafgerechtigkeit

üben mußte, ganz zu ſchweigen von dem Vorſchub, welcher der thörichten Eitelkeit der Menſchen dadurch geleiſtet wurde, daß ſie, oft zum Ruin ihres Wohlſtandes und ihrer Familie, ſich nichtsſagende Titel erkaufen konnten. Dieſe Rekrutenkaſſe vereinigte eben Alles in ſich, um die unwiderſtehlichen Leidenſchaften des Königs zu befriedigen, welche ſo oft ſtärker waren als ſein von Hauſe aus braver und redlicher Wille.

Wir können heutzutage dieſe Dinge belächeln, wenn wir erwägen, daß mit ſo ſeltſamen Mitteln die preußiſche Armee geſchaffen wurde, welche grade jetzt wieder, durch ihre Tapferkeit nicht minder als durch die Beſcheidenheit und die ſittliche Haltung ihrer Feldherren und Soldaten, die Welt mit Bewunderung erfüllt hat.

Neunzehntes Kapitel.

Der Kronprinz.

Um die Lage der Dinge im Schooße der königlichen Familie, namentlich das Verhältniß König Friedrich Wilhelm's zu ſeinem älteſten Sohne unparteiiſch betrachten und darſtellen zu können, müßte man zu vergeſſen ſuchen, daß der Kronprinz einſt Friedrich der Große geworden iſt. Seinem Vater gegenüber war der junge Friedrich eben nur ein Knabe, deſſen Nei-

gungen und Eigenthümlichkeiten es sehr fraglich machten, ob derselbe nicht dereinst das große Werk gefährden und zerstören würde, welches der König mit so unermüdlicher Ausdauer und eiserner Willenskraft in's Leben gerufen.

Unzweifelhaft liebte Friedrich Wilhelm von Hause aus den Prinzen so sehr, wie er überhaupt ein Kind lieben konnte. Seine beiden ersten Söhne waren früh verstorben, und mit größtem Jubel wurde die Ankunft des neuen Thronerben begrüßt. Als der König im April 1715 den Schweden Krieg erklärte und sich zur Armee begab, empfahl er dem Geheimrathe die Sorge für den dreijährigen Sohn mit den Worten: „Dieweil ich ein Mensch, und kann sterben oder todtgeschossen werden, so befehle ich sie alle miteinander vor Fritz zu sorgen, da ihnen Gott vor belohnen wird." Dies Kind, so hoffte er, sollte einst in seine Fußtapfen treten, ein guter Christ, ein braver Soldat, ein sparsamer Hausvater des Staates werden, die Eitelkeiten der Welt verachten und Alles, was keinen greifbaren Vortheil bringt, für blauen Dunst und Narrenspossen halten. Es war der immer wiederkehrende, in der menschlichen Natur tief wurzelnde Irrthum der Väter, welche die eigene Persönlichkeit in den Söhnen und Enkeln verewigen möchten, — derselbe Irrthum, der einst mächtig genug war, das Kastenwesen der alten Inder und Aegypter in's Leben zu rufen. Einem Manne von so festumschriebenem, scharf ausgeprägtem Charakter wie

Friedrich Wilhelm I. mußte es ganz beſonders ſchwer fallen, der Eigenthümlichkeit ſeines Kindes ihr Recht einzuräumen, weil er jede von der eigenen Lebensauffaſſung abweichende Richtung für thöricht, faſt für verbrecheriſch hielt.

Daß dem jungen Kronprinzen die alte würdige Frau von Roucoules als Gouvernante gegeben wurde, welche ſchon des Königs erſte Jugend überwacht hatte[1]), dient dem eben Geſagten als Beſtätigung. Der Thronerbe ſollte durch dieſelben Mittel, womöglich durch dieſelben Perſonen wie ſein Vater erzogen werden. Aber ſchon hier offenbarte ſich das Vergebliche ſolcher Maßnahmen. Der Kronprinz lernte von ſeiner Erzieherin

---

1) Ueber die Familienverhältniſſe dieſer Dame findet man das Nähere bei Erman und Reclam III. 125. Zu ihrer Charakteriſtik genügt folgende Stelle eines Schreibens, welches der Kronprinz am 23. November 1737 an ſie richtete: — — Ich nenne Sie Mutter, und hoffe, daß Sie dieſen Namen mir erlauben werden. Er gehört Ihnen gewiſſermaßen in Betracht der Sorge und Mühe, welche Sie auf die Bildung meiner jungen Jahre verwendet haben. Ich verſichere, daß ich das nie vergeſſen werde, denn Sie ſind nächſt meinen Eltern die Perſon, gegen welche ich die meiſte Verpflichtung fühle. Mächler, Friedrich der Gr. zur richtigen Würdigung ſeines Herzens ꝛc. Berlin 1834. p. 19. Preuß hat in der bei Decker erſchienenen Ausgabe der Werke Friedrich's II. (die wir künftig ein für alle Mal als „Oeuvres“ citiren werden, XVI. 187) dieſen Brief ebenfalls deutſch. Das franzöſiſche Original muß alſo verloren ſein.

ausschließlich französisch reden und denken und wurde von ihr mit einer nie verlöschenden Vorliebe für alles Französische erfüllt, welches dem Könige so verhaßt war.

Als der siebenjährige Prinz männlicher Leitung übergeben wurde, fiel die Wahl wiederum auf einen von den Erziehern des Königs selbst, den Grafen Finkenstein[1]), welchem Obrist-Lieutenant von Kalkstein[2]) als zweiter Gouverneur zur Seite stand, ein Mann, der, abweichend von den Gewohnheiten seiner meisten damaligen Standesgenossen, viel Sinn für wissenschaftliche Bildung hatte, sich mit Gelehrten zu unterhalten liebte, und den der König auch deshalb besonders schätzte, weil er ein guter Wirth war. Des Prinzen eigentlicher Lehrer wurde der französische Emigrant Duhan aus Jandun, früher Hofmeister im Hause des General Dohna, aber von soldatischem Wesen und Neigungen, wie er denn dem Könige bei der Belagerung von Stralsund in den Laufgräben begegnete und den Monarchen schnell für sich einnahm.

Duhan hatte sich mit Rechtswissenschaft und Philosophie beschäftigt, besaß aber mehr eine allgemein ästhetische als eine wissenschaftliche Bildung. Er unter-

---

[1]) Derselbe hatte sich bei Malplaquet unter den Augen des Königs durch Tapferkeit hervorgethan. Er starb als Feldmarschall 1739.

[2]) 1759 als Feldmarschall gestorben. Ueber seine Eigenthümlichkeit vergleiche: Charakterzüge V. p. 41.

richtete den jungen Friedrich bis zu dessen fünfzehntem Jahre in Philosophie, Geschichte und französischer Literatur und bestärkte denselben in der Vorliebe für die Sprache, welche des Prinzen zweite Muttersprache geworden war. Daß der König trotz seines Franzosenhasses dem Sohne eine französische Gouvernante und einen französischen Hauslehrer gab, war nach damaligen Begriffen selbstverständlich. Die Deutschen fingen erst an ihre eigene Sprache wieder reden zu lernen, und wie wenig es einem großen Herrn zur Schande gereichte, das Deutsche nicht ohne die gröbsten Fehler schreiben und sprechen zu können, beweist das Beispiel Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's des Großen selbst[1]). In jedem auf Bildung Anspruch machenden Hause mußten die Erzieher Franzosen sein. Am preußischen Hofe verstand sich das um so mehr von selbst, weil die Königin sich ausschließlich der französischen und englischen Sprache

---

[1]) Daß der Letztere auch das Französische unorthographisch schrieb, ist allbekannt, daß er aber die Rechtschreibung nicht etwa erst später vernachlässigt, sondern daß er sie niemals gelernt hat, beweist das oft abgedruckte Briefchen des 15½jährigen Kronprinzen an seinen Lehrer, welches für das dankbare Herz des Zöglings so ehrenvoll ist, daß man darüber die entsetzlichen Schreibfehler gern vergißt: Mon cher Duhan Je vous promais que quand j'aurez mon propre argent en main je Vous donnerez enuellement 1400 ecu par an et je vous aimerais toujour encor un peu plu q'asteure (à cet heure) sil me l'est posible.

bediente und sich mit ihren Kindern nur französisch unterhielt. Besser als mit der Rechtschreibung glückte es mit dem Schönschreibunterricht, welchen der seiner Zeit berühmte Kalligraph Curas dem Kronprinzen ertheilte. Das beweisen die noch vorhandenen Uebungsbücher und die zahlreichen Manuscripte seiner Werke[1]).

Sehr früh offenbarte sich des Prinzen großes musikalisches Talent. Schon zu Weihnachten 1717 erhielt er von seinem Vater das Exemplar der Marot'schen Psalmenmelodien, welches noch vorhanden ist und auf einer leeren Blattseite die Bemerkung trägt, daß der Prinz diejenigen Stücke am liebsten spielte, welche von Kennern für die besten erklärt wurden[2]). Vom Generalbaß erwarb er sich Kenntniß genug, um sich später mit Erfolg an eigene Compositionen zu wagen. Daß Exerciren, Reiten und Fechten nicht vernachlässigt wurden, versteht sich von selbst. Wie der König als Kind eine kleine Cadetten-Compagnie geführt hatte, so wurde eine solche auch für den jungen Friedrich errichtet. Der Lieutenant v. Rentzel[3]) leitete

---

[1]) Wie geschmacklos die Schreibvorschriften ausgewählt wurden, ergiebt ein Heft, in welchem die elfjährige Prinzessin Wilhelmine am 10. September 1720 die Verse Galather V. 5 und 6 mit sauberen Buchstaben nachmalen mußte. Preuß. Friedr. d. Gr. Jugend 13.

[2]) Preuß l. c. p. 13. Küster Officierlesebuch II. 8.

[3]) Gestorben 1788 als Generalmajor.

die Uebungen, und der Kronprinz konnte 1723 die zierliche Schaar seinem Großvater, dem Könige von England, zu dessen großem Ergötzen in Monbijou vorführen. Fechtunterricht ertheilte der Kadettenlehrmeister Panzendorf.

Von großem und nachhaltigem Einfluß auf die Entwickelung des Prinzen ist der Umstand geblieben, daß sein erster Religionsunterricht in einer Weise ertheilt wurde, welcher ihm für immer die christliche Dogmatik verleiden mußte. Der Hofprediger Andreä füllte das wider Willen getreue Gedächtniß des Knaben mit scholastischem Wuste an und prägte demselben namentlich die Lehre von der Gnadenwahl ein, die der König verabscheute, der Prinz aber aus Widerspruchsgeist seinem Vater gegenüber vertheidigte. Andreä wurde in Folge dessen verabschiedet und Noltenius zum Religionslehrer ernannt. Ein angestelltes Examen ergab aber, daß der Prinz „von dessen Information im Christenthume nicht viel profitiret," und es mußten Montag Nachmittags noch besondere Stunden abgehalten werden, um denselben so weit vorzubereiten, daß er am 11. April 1727 in der Domkirche zu Berlin öffentlich sein Glaubensbekenntniß ablegen und das Abendmahl empfangen konnte [1]).

Keine der beiden Richtungen, welche die pro-

---

[1]) Faßmann I. 915.

teſtantiſchen Theologen damals verfolgten, war geeignet, das Gemüth des Prinzen mit wahrer Frömmigkeit zu erfüllen. Die ſchwülſtigen Predigten der Eiferer, welche es ſich zur Hauptaufgabe machten, jede abweichende Glaubensmeinung zu verketzern und die Zuhörer mit Haß und Verachtung gegen anders Denkende zu erfüllen, erregten den Ekel, oder was noch ſchlimmer war, die Lachluſt des aufgeweckten Jünglings, und diejenigen Geiſtlichen, welche das Hauptgewicht auf die Beſſerung und Läuterung des Herzens durch den Glauben legten, hatten damals faſt alle eine frömmelnde Form angenommen, welche den Prinzen zurückſtoßen mußte. Waren doch durch den Hallenſer Franke, als dieſer das Gewiſſen des Königs leitete und alle Lebensfreuden für ſündhaft erklärte, den königlichen Kindern die ſchlimmſten Tage bereitet worden! So iſt es begreiflich, daß die Religionsſpöttereien, welche der Prinz in ſeinen geliebten franzöſiſchen Büchern antraf, und welche der ſarkaſtiſchen Richtung ſeines Geiſtes entſprachen, ihn mehr feſſelten, als die Ermahnungen der Religionslehrer; — und doch ſind dieſe unabläſſigen Bewitzelungen der Glaubensfragen ein Beweis dafür, daß die Lehren der Kirche ihm keine Ruhe ließen, ſondern ſeinen Geiſt auf's Lebhafteſte beſchäftigten. Wie dringend ſein Wunſch war, über die Frage von der Unſterblichkeit der Seele Gewißheit zu erlangen, ergeben unzählige Briefe

Friedrich's bis in die ſpäteſten Jahre. Da er dieſen Wunſch auf dem Wege des Glaubens nicht befriedigen konnte, ſo las und ſammelte er eifrig die Beweiſe der Philoſophen. Unter dieſen behauptete Chriſtian Wolff damals die erſte Stelle in der Achtung der gelehrten Welt. Seine nüchterne mathematiſche Lehrart mußte den ſcharfſinnigen Kronprinzen anſprechen, und er wünſchte dringend, ſich mit der Wolff'ſchen Metaphyſik gründlich bekannt zu machen. Da er faſt nie ein deutſches Buch las, ſo ließ er ſich noch wenige Jahre vor ſeiner Thronbeſteigung das Buch durch den ihm nahe befreundeten ſächſiſchen Geſandten Suhm in's Franzöſiſche überſetzen. Mit größter Begierde ſtudirte er wiederholt die einzelnen ihm überſendeten Kapitel, und die Correſpondenz mit Suhm läßt erkennen, wie gern er ſich überredet hätte, nunmehr von der perſönlichen Fortdauer nach dem Tode vollſtändig überzeugt zu ſein.

Im Sinne ſeines Vaters war ein ſolches Grübeln über Glaubensfragen ganz und gar nicht. Er wollte dem Prinzen lediglich die rechte Liebe und Furcht vor Gott als Grundſäule zeitiger und ewiger Wohlfahrt eingeprägt wiſſen. Von abweichenden kirchlichen Meinungen in des Sohnes Gegenwart zu reden verbot er den Lehrern deſſelben ſo ſtrenge, daß nicht einmal die Namen der ketzeriſchen Secten demſelben bekannt werden ſollten, „wie denn ingleichen ihm auch vor die

katholiſche Religion, als welche mit Fug und Recht unter die ſchädlichen Sekten gerechnet werden kann, ſo viel als immer möglich einen Abſcheu zu machen."

Für den wiſſenſchaftlichen Unterricht wurden zwar im allgemeinen dieſelben Vorſchriften beibehalten, welche einſt König Friedrich I. für ſeinen Kronprinzen erlaſſen hatte[1]), doch fügte Friedrich Wilhelm allerlei zum Theil eigenhändige Zuſätze bei, in welchen ſeine eigenthümliche Anſchauungsweiſe ſich auf's Klarſte wiederſpiegelt. Er wollte ſeinen Sohn geiſtig und körperlich recht eigentlich einexercirt wiſſen. Man ſolle demſelben, befiehlt er, wahre Liebe zum Soldatenſtande einflößen, ihm imprimiren, daß Nichts auf der Welt als der Degen im Stande ſei, einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben, daß er ein verachteter Menſch ſein würde, wenn er in demſelben nicht die einzige Gloria ſuchte. Zu dem Ende ſchien es angemeſſen, den königlichen Knaben an jedem Tage vom Augenblick des Erwachens an ſtets in vorgeſchriebenem Tempo ſich bewegen zu laſſen. Die Stunden des Schlafes waren ihm kurz zugemeſſen und wurden bei zunehmenden Jahren immer mehr gekürzt. Man ſollte ihm nicht geſtatten, ſich noch einmal im Bett umzuwenden, nachdem er geweckt worden. Seine täglichen Gebete, ſeine Abwaſchungen, ſeine Spazier-

---

[1]) Abgedruckt bei Förſter, Fr. W. I., B. 1. p. 77 ꝛc. Die Abänderungen Friedrich Wilhelm's daſelbſt. p. 354.

gänge und Spiele mußten ganz ebenso wie die Lehrstunden mit der vorgeschriebenen Minute beginnen und enden. Nichts sollte ihm beigebracht werden, was nicht unmittelbar in's praktische Leben eingreift und einem kriegerischen Fürsten zu Statten kommt[1]). Der Prinz mußte sich wie im Kriegszelte fühlen. Er sollte sich selbst aus- und anziehen lernen, propre und reinlich und nicht so schmutzig sein. „Er muß machen, daß er hurtig aus und in die Kleider kommt, so viel als menschenmöglich."

Für den Unterricht in der Weltgeschichte hatte Duhan eine Instruction in französischer Sprache entworfen[2]), welche der König ebenfalls mit eigenhändigen Bemerkungen versah. Von den Griechen und Römern braucht der Prinz gar Nichts zu lernen, die Geschichte derselben ist zu Nichts nütze. Desto mehr Gewicht wird auf die neuere Geschichte, besonders des Hauses Brandenburg und der mit demselben verwandten Häuser gelegt, „denn ein domesticum exemplum hat allezeit mehr Kraft als ein auswärtiges." Genealogie fügt der König am Rande ausdrücklich hinzu. Das Auswendiglernen hatte Duhan als geisttödtend verworfen, der König verlangt es, weil es das Gedächtniß stärke. Leider ver-

---

[1]) „Reglement von 1717 wie mein ältesten Sohn Friedrich seine Studien zu Wusterhausen halten soll." — Mehrfach abgedruckt, u. A. bei Preuß, Friedrich der Große I. p. 19.

[2]) Förster, Fr. W. I. Band I. p. 360.

hängt er auch als Strafe für den Prinzen oftmaliges Auswendiglernen von Psalmen und anderen Bibelstücken, wodurch die Liebe zur heiligen Schrift eben nicht erhöht wird. Duhan hatte vorgeschlagen, aus dem vielbändigen Zeitungswerke Theatrum Europaeum dem Prinzen die merkwürdigsten Begebenheiten einzuprägen. Der König schrieb an den Rand: „alle Begebenheiten!"

Lateinisch war ganz verpönt, doch scheint es, daß einer der Lehrer die Anfangsgründe dieser Sprache einzuschmuggeln versuchte, bis der König dahinter kam und mit seinem Krückenstocke den classischen Studien ein Ende machte.

Friedrich hat es bis an seinen Tod stets bedauert, daß ihm der Genuß entgehe, die alten Griechen und Römer in der Ursprache zu lesen. Lateinische Ausdrücke und Sprüche, zum Theil sehr falsch, führte er aber in seinen Briefen und Schriften häufig an, wohl in dem Bewußtsein, daß ein Monarch, nach Kaiser Siegismund's Ausspruch, über die Grammatik erhaben sei.

Mit zunehmenden Jahren erhielt der Prinz in allen militairischen Wissenschaften gründliche Unterweisung, damit er einst ein tüchtiger General werde. Wie gut er sich die empfangenen Lehren zu Nutze gemacht, hat die Welt erfahren.

Sehr früh schon fand der König an des Kronprinzen

Weſen und Benehmen Vielerlei auszuſetzen. Demſelben fehlte die ſeinem Vater angeborene Liebe zur peinlichſten Sauberkeit und Reinlichkeit. Straffe ſoldatiſche Haltung des Leibes war ihm trotz aller Drohungen und Strafen nicht beizubringen. Auch fand der junge Friedrich an ganz anderen Dingen Freude als ſein Vater. Die Parforcejagden, bei denen der König bis zur Erſchöpfung der eigenen Kräfte und der Kräfte aller Begleiter ſich ergötzte, erklärte der Prinz für ein grauſames, verwerfliches Vergnügen. So oft es anging, ſchlich er mit ſeinen Begleitern zur Seite, um in verſteckter Waldesecke ein Buch zu leſen oder Flöte zu blaſen, bis er am Ende der Jagd ſich wieder einfinden mußte. Der Tabaksqualm, in dem der König mit ſeinen Officieren ſich wohl fühlte, erregte dem Prinzen Uebelkeit; die unaufhörlichen, mehr und mehr das Nebenſächliche berückſichtigenden Revuen der Regimenter langweilten ihn ebenſo ſehr, wie ihn die Rohheit empörte, mit welcher die Soldaten von den Officieren, oft vom Könige ſelbſt, gemißhandelt wurden. Dennoch mußte er täglich und ſtündlich bei dieſen ihm ſo widerwärtigen Dingen ſtillſchweigender Zuſchauer ſein.

Sein Geiſt litt durch den Zwang der beſtändigen Verſtellung, ſein Körper durch die ihm zugemutheten unverhältnißmäßigen Anſtrengungen. So iſt es erklärlich, daß der dreizehnjährige Prinz, wie Seckendorf an

Eugen[1]) berichtet, in seiner ganzen Erscheinung nichts Jugendliches zeigte, sondern einen steifen greisenhaften Eindruck machte. „Man merkt aber," fährt Seckendorf fort, „daß diese Art zu leben wider des Kronprinzen Inclination, und folglich just einen contrairen Effect mit der Zeit haben wird, massen des Kronprinzen Hümeur ohnedem mehr auf Generosität, Gemächlichkeit und Magnificence gerichtet, dabei auch uninteressirt, liberal und barmherzig ist, massen man bei der Reise zwei Proben davon gesehen, da er das von der Stadt Magdeburg ihm angebotene, sonst gewöhnliche Präsent, welches ein Kronprinz, wenn er zum ersten Male dahinkommt, empfängt, nicht eher annehmen wollen, als bis ihn sein Herr Vater dazu obligirt, jedoch dann, als es überbracht wurde, er gesagt, daß er es zwar auf Befehl annehmen müsse, aber doch verwahren wollte, bis er dereinst bei seiner Regierung es den armen, ohnehin mit Abgaben beschwerten Bürgern wieder austheilen lassen könnte. Da auch hernach während der Reise eine gewisse Stadt Staßfurth ihm en passant gleichfalls 200 Dukaten verehren wollen, hat er solche refusirt, und befohlen, den armen Bürgern solches wiederzugeben, auch den bei ihm sitzenden Grafen Fink und Obristen Kalkstein verboten, an seinen Herrn Vater davon etwas

---

[1]) Seckendorf's Bericht vom 27. Juni 1725. Förster, Urkundenbuch II. 43.

zu sagen. — — Wie denn überdies dieser junge Herr sehr viel natürliche Inclination zu allerhand Wissenschaften, sonderlich zur Matheſin und Mechanik hat, auch von freier Hand artig zeichnet und alles anmerkt — — auch es liebt mit Personen, die etwas wissen und gelernt haben, sich zu unterhalten." Natürlich überließ sich der junge Königssohn, so oft er dem mißtrauischen Blicke des Vaters entrinnen konnte, seinen eignen Neigungen. Dann warf er die steife zwängende Uniform von sich, um in der streng verpönten französischen Tracht sich mit seinen Büchern oder mit seiner geliebten Flöte zu beschäftigen. Ueberraschte ihn der Vater bei solchen Gelegenheiten, was trotz der vorsichtig ausgestellten Wachen leicht geschehen konnte, weil der Prinz von Spionen umgeben war, so erfolgten die heftigsten Scenen. Die Bücher wurden verbrannt oder dem Buchhändler zurückgeschickt, der brokatene Schlafrock flog in's Feuer, und es kam zu den gröbsten persönlichen Mißhandlungen. Der aus Dresden heimlich verschriebene Flötenlehrer Quanz hatte einst bei solcher Gelegenheit kaum Zeit, sich in eine Rußkammer zu flüchten und von da aus zitternd dem Strafgerichte zu lauschen.

Geld zu eigener Verfügung scheint der Prinz bis zum siebzehnten Jahre überhaupt nicht erhalten zu haben. Die für seine Person nöthigen Ausgaben durften noch 1729 nicht mehr als 300 Thaler und von da

ab nicht mehr als 600 Thaler jährlich betragen[1]). Ueber dieſe Summe mußte bis auf den Pfennig Rechnung gelegt werden, die der König mit größter Strenge revidirte.

Daß ſolche Einſchränkungen, verbunden mit dem Zwange, den des Prinzen Neigungen nach allen Seiten hin erfuhren, ganz abgeſehen von den perſönlichen Mißhandlungen, denen er ausgeſetzt war, die Liebe zu dem Könige nicht erhöhen konnten, iſt begreiflich. Deſſenungeachtet liebte der junge Friedrich ſeinen Vater in der That und empfand für die guten Eigenſchaften deſſelben wahre Hochachtung, obwohl auch die vielen lächerlichen Seiten in Friedrich Wilhelm's Charakter ſeiner Spottſucht reiche Nahrung gaben. Verſchlimmert wurde die Sache durch den Einfluß der Prinzeſſin Wilhelmine, die faſt noch mehr leiden mußte, als der Bruder. Wir haben geſehen, wie jene unglückſeligen Verwickelungen wegen der engliſchen Doppelheirath die königliche Familie und den ganzen Hof in zwei feindliche Lager ſpalteten, wo die Königin mit ihren beiden älteſten Kindern das Haupt der hannöver'ſchen Partei war, während der König, von Grumbkow und Seckendorf geleitet, es mit dem Kaiſer hielt. Zwiſchenträgereien untergeordneter Perſonen vergifteten das Verhältniß

[1]) Preuß, Friedrich der Große I. 16.

von Tag zu Tage immer mehr und steigerten die Wuth des Königs, der seinen Willen nicht durchsetzen konnte, fast zum Wahnsinn. In raschem Wechsel muthete er der Prinzessin Wilhelmine bald diese, bald jene Heirath mit irgend einem kleinen deutschen Prinzen zu, um den englischen Intriguen ein für alle Mal ein Ende zu machen. Dann wieder, wenn günstige Berichte von London kamen, schien er auf die Wünsche der Königin eingehen zu wollen, und die Tochter wurde, wenn sie diesen Launen nicht jedes Mal sich fügte, tagelang bei schmaler Kost eingesperrt, wohl gar mit Schlägen und Fußtritten tractirt, wenn sie hingegen in ihrer Angst Gehorsam versprach, ebenso heftig geliebkost. Dann hatte sie freilich wieder von der Königin die härteste Behandlung zu erwarten. Der Kronprinz durfte sich in dieser Zeit gar nicht vor dem Vater blicken lassen, ohne Aehnliches und noch Schlimmeres zu erfahren. Einmal war Friedrich Wilhelm nahe daran, seinen Sohn mit einer Gardinenschnur zu erwürgen, nur durch herbeieilende Diener wurde das verhindert. Hielt sich dann der Kronprinz so lange wie möglich verborgen, so entstand in der Einsamkeit der Wunsch, den Vater zu versöhnen. Er schrieb an denselben, aber in Ausdrücken, die vielmehr das Gefühl erlittenen Unrechts, als den Vorsatz, seine Lebensweise zu ändern, bekundeten. Das konnte zu keiner Versöhnung führen. Der König ant-

wortete im Tone ſtrengſten Mißfallens [1]): „Sein eigenſinniger böſer Kopf, der nit ſeinen Vater liebet, dann wann man nun Alles thut, abſonderlich ſeinen Vater liebet, ſo thut man, was er haben will, nit wenn er dabei ſteht, ſondern wenn er nit alles ſieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen efeminirten Kerl leiden kann, der keine menſchliche Inclinationen hat, der ſich ſchämt, nit reiten noch ſchießen kann, und dabei mal-propre an ſeinem Leibe, ſeine Haare wie ein Narr ſich friſiret und nit verſchneidet und ich alles dieſes tauſend Mal reprimandiret, aber alles umſonſt, und keine Beſſerung in nits iſt. Zum andern hoffährtig, recht bauernſtolz iſt, mit keinem Menſchen ſpricht, als mit welche, und nit populär und affabel iſt, und mit dem Geſichte Grimaſſen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten, nits aus Liebe und er alles dazu nits Luſt hat, als ſeinem eigenen Kopfe folgen, ſonſten alles nits nütze iſt. Dieſes iſt die Antwort. Fr. W.“

Durch ſolche Correſpondenz wurde das Verhältniß nur immer ſchlimmer. Es gab aber auch Augenblicke, wo der Kronprinz, tief erregt von dem ſchmerzlichen Gefühle einer ſo unnatürlichen Entfremdung zwiſchen Vater und Sohn, ſich plötzlich weinend dem Vater in

[1]) Förſter, Fr. Wilhelm I. Bd. I. p. 363.

die Arme stürzte und um dessen Liebe bat[1]). Der König wurde dadurch mehr verwundert als überzeugt und verhielt sich beruhigend, ablehnend, während die Gehässigen in seiner Umgebung das Gebahren des Prinzen für Heuchelei zu erklärten suchten. So konnten auch solche Scenen keine heilsame Wirkung haben.

Der junge Friedrich hatte das sechszehnte Jahr erreicht, und mit jedem Tage schien ihm der Druck des väterlichen Regiments unerträglicher. Da führte der Zufall einige junge Leute in seine Nähe, welche, voll schwärmerischer Hingebung für den liebenswürdigen und unglücklichen Kronprinzen, sich den größten Gefahren aussetzten, um demselben alle die Genüsse zu verschaffen, denen die Jugend sich um so leidenschaftlicher hinzugeben pflegt, je strenger dieselben versagt werden.

Es scheint übrigens, daß der Prinz mehr aus Widerspruchsgeist und falschem Ehrgeiz, um hinter den Genossen nicht zurückzubleiben, als aus starkem sinnlichen Antriebe sich allerlei Ausschweifungen hingab; doch war jedenfalls auch durch die üppigen Scenen, von denen er bei einem Besuche am Dresdener Hofe Zeuge gewesen, seine Phantasie vergiftet. Friedrich Wilhelm hielt nämlich mit dem galanten August von Sachsen nicht blos aus politischen Gründen gute Freundschaft,

---

1) Ranke, neun Bücher, Bd. I. führt ein solches Beispiel an.

sondern er fühlte sich persönlich zu dem ausschweifenden Fürsten hingezogen, dessen glänzende Eigenschaften von einer ungezügelten Sinnlichkeit und dem leidenschaftlichsten Hange zu jeder Art von Vergnügen verdunkelt wurden.

Denn wenn auch dem strengen despotischen Preußenkönige vor Allem das Bild Peter's des Großen als Ideal vorschwebte, der mit gewaltiger Hand in das Chaos seines wüsten Reiches Ordnung gebracht und den Russen die europäische Cultur eingeprügelt hatte, — wenn ihm der alte Dessauer wegen seiner soldatischen Künste und Wissenschaften imponirte, und Prinz Eugen, der Türkenbezwinger, als unerreichbares Vorbild eines Feldherrn die größte Verehrung einflößte, so blickte Friedrich Wilhelm seltsamer Weise doch auch voll Bewunderung auf August den Starken, wie denn gar oft der Geizige den leichtsinnigen Verschwender mit einer Art von neidischem Staunen betrachtet. Der Glanz der Dresdener Feste wirkte auf den nüchternen Hohenzollern wie ein Zauberrausch der tausend und einen Nacht. Der unerschöpfliche Reichthum, der dort zur Schau getragen wurde, ließ fast glauben, man habe in Sachsen den Stein der Weisen gefunden; und wenn auch die sittlichen Ausschweifungen des Polenkönigs und seines liederlichen Hofes den reinen Sinn Friedrich Wilhelm's beleidigten, so konnte derselbe doch nicht umhin, diese geschmackvollen Ueppigkeiten zu bewundern, während der langweilige,

ebenso kostspielige Pomp am Hofe seines eignen Vaters ihm stets zuwider gewesen, um so mehr, weil dort die Schätze vergeudet wurden, die sein Erbtheil hätten ausmachen sollen. Dennoch beurtheilte August der Starke den König sehr falsch, wenn er hoffte, denselben in seine sinnlichen Ausschweifungen mit hineinzuziehen. Es wäre beinahe zum Bruche gekommen, als einst, noch dazu in Gegenwart des sechszehnjährigen Kronprinzen, ein lebendes Bild gezeigt wurde, welches die unlautern Begierden eines Jünglings zu erregen im höchsten Grade geeignet war. Friedrich Wilhelm drückte sofort seinen Hut vor das Gesicht des Sohnes und entfernte sich mit demselben unter der Drohung, sofort abzureisen, wenn dergleichen Unschicklichkeiten sich wiederholen sollten. Allein das Gift des flüchtigen Augenblicks war nicht unwirksam geblieben. Der Prinz fing an, sich mit geheimen Liebeshändeln zu beschäftigen, und wurde von seinen Umgebungen in dem Wahne bestärkt, daß dergleichen einem jungen Fürsten zur Ehre gereiche. Zwar erfuhr der König nur wenig von dem, was vorging, doch versetzte ihn das, was er hörte, in desto größeren Zorn, weil zugleich hinterbracht wurde, daß der Sohn sich seiner Ausschweifungen wegen in Schulden stürzte. — Es kam zu Tage, daß bei den Kaufleuten Daum und Splittgerber, so wie bei verschiedenen andern Personen Anleihen von mehr als 15,000 Thalern gemacht waren. Der König erließ in seinem Zorn eins jener

Strafgesetze, welche mehr der gereizten Laune des Monarchen als der wahren Gerechtigkeit entsprachen. Am 22. Januar 1730 wurde das Verbot, Darlehen an Minderjährige zu geben, ausdrücklich auf den Kronprinzen und die übrigen Glieder des königlichen Hauses ausgedehnt und den Uebertretern Zuchthaus-, nach Befinden Todesstrafe angedroht.

Der König war ohnehin grade damals auf's Tiefste verstimmt. Der letzte Versuch, die Doppelheirathsangelegenheit gütlich auszugleichen, war gescheitert. Nun sollten diese englischen Intriguen ein für alle Mal aufhören. Unglücklicher Weise kam es zu Tage, daß der Kronprinz auf Anstiften seiner Mutter in's Geheim an die Königin von England geschrieben und auf's Bestimmteste gelobt hatte, sich niemals mit einer andern als einer großbritannischen Prinzessin vermählen zu wollen. Das zog die schwersten Ausbrüche der väterlichen Wuth auf den unglücklichen Jüngling herab. Täglich hatte er Mißhandlungen und höhnische Worte zu erdulden: „Hätte mein Vater," sagte der König, „mich so behandelt, wie ich Dich, ich wäre längst davon gelaufen. Aber Du bist ein Poltron!" Der König faßte allmählich einen förmlichen Haß gegen seinen Sohn bis zu dem Grade, daß er demselben die Thronfolge zu Gunsten des zweiten Prinzen zu entziehen wünschte, dessen Eigenthümlichkeiten dem Vater mehr zusagten. Bei Tafel mußte der jüngere Sohn den Ehrenplatz neben

dem Könige einnehmen, während der Thronerbe häufig an das untere Ende des Tisches verwiesen wurde.

Daß unter solchen Umständen in dem Kronprinzen der Wunsch entstehen mußte, sich der väterlichen Tyrannei durch die Flucht zu entziehen, ist selbstverständlich. Hätte er Erlaubniß bekommen können, eine Zeit lang auf Reisen zu gehen, so wäre es möglich geworden, den Aufenthalt in der Fremde unter allerlei Vorwänden beliebig auszudehnen. Allein der König wollte von Reisen Nichts wissen [1]), und die Gedanken des Prinzen richteten sich seitdem auf heimliche Entweichung. Das war nicht so leicht in's Werk zu setzen. Zwar hatte der englische Gesandte dem Prinzen Hoffnung gemacht, daß derselbe in London Aufnahme finden würde, wenn es gelänge, dorthin zu entfliehen, allein die eigne Mutter und Schwester, so sehr sie ihn bedauerten und aus seiner qualvollen Lage befreit zu sehen wünschten, riethen dringend von dem Versuche ab. Die großen Gefahren des Unternehmens lagen zu Tage. Der Kronprinz war von Spionen umringt. Keines seiner Worte, keine seiner Handlungen konnte geheim bleiben. Zu Vertrauten hatte er einige junge unbesonnene Pagen und Officiere ohne Welterfahrung, und die Vorbereitungen, welche man traf, waren gradezu von der Art, daß sie die Entdeckung des Planes herbeiführen mußten. Bei

1) Seckendorf an den Kaiser, bei Förster, Fr. W. I. 3. Bd. 1.

Gelegenheit des Mühlberger Lustlagers forderte der Prinz von dem sächsischen Minister Hoym Postpferde für ein Paar Officiere, die incognito reisen wollten. Natürlich wurde das abgeschlagen. Es war ein Glück, daß keine Anzeige an den König erfolgte.

Kaum war man nach Berlin zurückgekehrt, als die Audienz des englischen Gesandten Hotham statt fand, in Folge deren die Unterhandlungen wegen der Doppelheirath ein für alle Mal abgebrochen wurden. Der Gesandschaftssecretair Dickens eröffnete dem Kronprinzen in geheimer Zusammenkunft, daß König Georg von England unter diesen Umständen die Fluchtpläne nicht unterstützen könnte und höchstens sich dazu verstehen würde, die Schulden seines Neffen zu bezahlen. Dessenungeachtet hoffte Friedrich durch sein persönliches Erscheinen in London den Oheim umzustimmen, und er beschloß, über Holland nach England zu entkommen. Eine Reise des Königs von Preußen durch Süddeutschland, auf welcher der Kronprinz mitgenommen wurde, um denselben besser beaufsichtigen zu können (Juli 1730), sollte, so glaubte man, erwünschte Gelegenheit zur Flucht darbieten.

Der König, der durch seine Spione von allen Plänen seines Sohnes Kenntniß hatte, beauftragte drei Militairs, Buddenbrock, Waldow und Rochow, mit der speciellen Beaufsichtigung des Prinzen. Er wollte sich Nichts merken lassen, bis er volle Gewißheit hätte.

Der geheime Zwang, den der aufbrausende Monarch sich deshalb anthun mußte, steigerte seinen Haß gegen den unglücklichen Jüngling von Tag zu Tage. Selbst in Gegenwart fremder Personen unterließ er nicht, den Kronprinzen bei jeder Gelegenheit thätlich zu mißhandeln[1]). In Anspach sollte ein Fluchtversuch gemacht werden, allein der Markgraf verweigerte die Pferde herzugeben. Ebenso mißglückte ein Versuch am 5. August in Steinfurth. Der König erfuhr dies Alles durch den Pagen Keith, welcher in einem Anfall von Gewissensangst ein ausführliches Bekenntniß abgelegt hatte. Aber noch immer hielt Friedrich Wilhelm an sich. Er wollte stärkere Beweise sehen. Doch sagte er am 6. August in Darmstadt zum Prinzen, er wundere sich, ihn noch hier zu sehen, er habe geglaubt, derselbe wäre schon in Paris; worauf Friedrich trotzig antwortete, er hätte, wenn er gewollt, längst in Frankreich sein können. Am 7. August wurde in der Scheune eines Dorfes bei Mannheim übernachtet. Hier fand ein nochmaliger verunglückter Fluchtversuch statt. Der Prinz hatte sich ganz früh am Morgen in's Freie geschlichen und war im Begriff, ein von dem Pagen Keith herbeigeschafftes Pferd zu besteigen, als Derschau, von dem Kammerdiener Gummersbach geweckt, mit Rochow herbeieilte

---

1) Die Gesandschaftsberichte aus dieser Zeit hat Raumer, Beiträge III. 520. squ. auszugsweise mitgetheilt.

und den Flüchtling zurückbrachte. Der König erfuhr das sogleich, doch hielt er auch jetzt noch an sich.

Am 11. August endlich kam ein Brief des Kronprinzen an seinen Freund Katte in die Hände seines Vaters. Durch einen Fehler in der Adresse war dies Schreiben an einen andern, in Nürnberg auf Warburg befindlichen Katte gelangt, welcher dasselbe zurückschickte. Der Fluchtplan war nun vollständig verrathen. Der König befahl, den Prinzen auf das Schiff zu bringen, auf welchem er selbst von Frankfurt aus über Mainz die Reise nach Bonn fortsetzten wollte. Hier traf er am nächsten Morgen seinen Sohn und fiel in solcher Wuth über denselben her, daß man für das Leben des Prinzen fürchtete und den König bewog, ihn auf ein anderes Schiff bringen zu lassen. Er wurde als Staatsgefangener behandelt, den Begleitern aber bei Todesstrafe befohlen, ihren Arrestanten todt oder lebendig nach Wesel zu schaffen.

Dies gelang nicht ohne Widerstand des Prinzen. In Wesel wollte der König seinen Sohn persönlich verhören. Er sah in dem Kronprinzen lediglich einen Deserteur, der seinen Fahneneid gebrochen. Das war eine Auffassung, die bei ihm jede andere Betrachtung überwog. Desertion hielt er für den Frevel gegen den heiligen Geist, der von Gott selbst mit ewiger Verdammniß bedroht ist. Daß der Prinz nicht ein gewöhnlicher Obristlieutenant der preußischen Armee, daß der-

ſelbe zugleich der Thronerbe und ein durch rohe Mißhandlungen zur Verzweiflung gebrachter Sohn war, der Leben und geſunde Gliedmaßen nur durch die Flucht zu ſchützen vermochte, daran dachte er nicht oder wollte nicht daran denken. Des Königs erſte Fragen bei dem Weſeler Verhör und des Kronprinzen Antworten ſtellen dieſe entgegengeſetzten Auffaſſungen klar hin: „Warum haſt Du deſertiren wollen?“ „Weil Sie mich nicht wie einen Sohn, ſondern wie einen niederträchtigen Sclaven behandelt haben!“ — „Du biſt Nichts, wie ein feiger Deſerteur ohne Ehre,“ ſagte der König. „Ich habe ſo viel Ehre als Sie und nur gethan, was Sie ſelbſt nach Ihren eignen Worten an meiner Stelle ſchon viel früher gethan hätten [1]).“ Die Unmöglichkeit, einen ſolchen Vorwurf zurückzuweiſen, verſetzte den jähzornigen König in Raſerei. Mit gezogenem Degen ſtürzte er ſich auf den Sohn, um denſelben zu durchbohren. General von Moſel warf ſich zwiſchen Beide und rettete das Leben des Prinzen, den man in einem Arreſtlokal der Commandantur in Sicherheit brachte.

Der König ſetzte nunmehr die Frageartikel auf, nach welchen der Deſerteur vernommen werden ſollte. Nächſt der Ueberführung des Kronprinzen war ihm ganz

---

1) Stenzel III. 600 weiſt darauf hin, daß der Bericht der Markgräfin v. Baireuth über dieſe Vorgänge durch die von Raumer mitgetheilten Geſandſchaftsberichte überall beſtätigt wird.

besonders daran gelegen, die Mitschuldigen desselben kennen zu lernen und zur Strafe zu ziehen. Allein in dieser Beziehung war Nichts aus dem Prinzen herauszubringen. Derselbe gab an, er habe in französische Kriegsdienste treten wollen, um sich im Felde auszuzeichnen und dadurch später des Königs Gnade wieder zu erwerben. Daß England das Ziel seiner Flucht gewesen, verschwieg er. Wie hätte er auch die Absicht bekennen dürfen, bei seines Vaters Todfeinde, dem König Georg II., Schutz zu suchen! Ebenso wenig gestand er ein, woher er das Geld zur Flucht genommen. Er habe, sagte er, die Diamanten aus einem ihm in Dresden verliehenen Orden verkauft.

Der König befahl nunmehr die Einleitung einer förmlichen kriegsrechtlichen Untersuchung wegen Desertion. Ganz besondere Sorgfalt sollte man auf die Ueberführung der Mitschuldigen des Prinzen verwenden. Es wurde nach Berlin der Befehl gesandt, den Lieutenant v. Katte zu verhaften. Gleichzeitig benachrichtigte der König die Oberhofmeisterin seiner Gemahlin, Frau v. Kamecke, von dem Vorfall mit folgenden Worten: „Meine liebe Frau v. Kamecke. Fritz hat desertiren wollen. Ich habe mich genöthigt gesehen, ihn arretiren zu lassen. Ich bitte Sie, auf eine gute Art meine Frau davon zu unterrichten, damit diese Neuigkeit sie nicht erschrecke. Ueberdies beklagen Sie

einen unglücklichen Vater [1])." Inzwischen war von den beiden Theilnehmern an dem Fluchtversuche bereits einer, der junge Keith, mit Hilfe des englischen Gesandten, Lord Chesterfield, von Holland aus nach England entkommen, während die preußischen Häscher ihm auf den Fersen waren [2]). Lieutenant Katte dagegen, obgleich vielfach gewarnt, verschob unnützer Weise seine Abreise von Berlin. Grade noch war es ihm gelungen, durch Vermittelung der Gräfin Finkenstein ein Kästchen mit Papieren, die der Kronprinz ihm in Verwahrsam gegeben, in die Hände der Königin zu überliefern, als seine Verhaftung erfolgte.

Der Kronprinz wurde nach Mittenwalde abgeführt und streng bewacht. Unter den Commissarien, welche ihn zu vernehmen hatten, waren besonders Grumbkow und der berühmte Jurist Mylius thätig. Der Letztere erwies sich wohlwollend, während Grumbkow aus Aerger über die wegwerfende Art, mit welcher der Kronprinz ihm gegenüber auftrat, und über das Mißlingen

---

1) So erzählt Pöllnitz in seinen Memoires II. 235. Das stimmt wenig mit dem von der Markgräfin von Baireuth I. 222 mitgetheilten Schreiben des Königs an seine Gemahlin, welches durchaus nicht von der Absicht Zeugniß giebt, die Königin zu schonen.

2) Der Obrist seines Regiments ließ auf des Königs Befehl das Bild des Entflohenen an einen Galgen aufhängen.

aller Verſuche, die vom Könige gewünſchten Geſtändniſſe zu erlangen, ſich zu ſehr unehrerbietigen Aeußerungen fortreißen ließ und ſogar mit der Folter drohte. Der Kronprinz erwiederte ihm: „Es wundert mich nicht, daß ein Henker, wie Sie, Freude daran hat, von ſeinem Handwerk zu ſprechen.“

Friedrich Wilhelm war inzwiſchen am 27. Auguſt nach Berlin gekommen. Glücklicher Weiſe hatte die Königin bereits vorher mit Hilfe der Prinzeſſin Wilhelmine es möglich gemacht, die Kaſſette des Kronprinzen im Geheimen zu eröffnen und die darin enthaltenen gefährlichen Briefe mit andern unverfänglichen zu vertauſchen, welche während der Nacht von beiden Damen unter Todesangſt in der größten Eile niedergeſchrieben waren. Zitternd ging die Königin ihrem Gemahl entgegen, der ſie mit den ſchrecklichſten Drohungen empfing und ihr ankündigte, daß er den Kronprinzen habe hinrichten laſſen. Die Königin ſcheint das nicht geglaubt zu haben. Eine von ihren Damen flüſterte ihr zu, ſie wiſſe beſtimmt, daß der Prinz noch lebe.

Nun verlangte der König vor allen Dingen nach der Kaſſette des Kronprinzen. Er erbrach dieſelbe mit Gewalt und konnte deshalb nicht bemerken, daß ſie geöffnet geweſen. Vor Wuth ſchäumend, entdeckte er bald, daß das Käſtchen nicht enthielt, was er ſuchte.

Da traten seine Söhne und Töchter herein, den angekommenen Vater zu begrüßen. Dieser stürzte sich auf die Prinzessin Wilhelmine, als die Mitschuldige des Kronprinzen, und mißhandelte sie in der rohesten Weise. Die jüngeren Geschwister drängten sich weinend zwischen Beide. Nur mit Mühe gelang es, die Prinzessin zu entfernen.

In diesem Augenblicke wurde Katte von vier Gensd'armen herbeigeführt, was des Königs Raserei wo möglich noch erhöhte. Jetzt, rief er, werde er genügende Beweise von der Schuld seiner beiden ältesten Kinder erhalten, um beiden das Leben zu nehmen. Frau von Kameke hatte den Muth, den König anzureden: „Sie haben," sprach sie, „bis jetzt Ihren Ruhm darein gesetzt, ein gerechter König zu sein, der Gott fürchtet. Fürchten Sie nun auch Gottes Zorn, wenn Sie von seinen Geboten abweichen. Die beiden Monarchen, welche ihre Söhne tödteten, Philipp II. und Peter der Große, sind ohne Nachkommen gestorben. Ihre Namen sind ein Abscheu vor der Welt geworden. Fassen Sie Sich, Sire! Eine Aufwallung des Zornes kann man verzeihen, aber wer nicht Selbstbeherrschung üben will, wird zum Verbrecher!"

Der König hörte ihr schweigend zu und betrachtete sie noch lange, nachdem sie aufgehört hatte zu reden. Dann sagte er: „Sie sind sehr dreist, so zu sprechen.

Ich bin aber nicht böse. Sie haben es gut gemeint, und ich achte Sie um so höher, weil Sie freimüthig zu mir reden. Gehen Sie, beruhigen Sie meine Frau!"

Er begab sich darauf in ein Nebenzimmer zu Katte's Verhör. Grumbkow, Mylius und der Generalfiscal Gerbett waren hier versammelt. Katte warf sich dem Könige zu Füßen. Dieser riß ihm wüthend das Johanniterkreuz vom Halse und mißhandelte den jungen Mann mit Fußtritten, Faust- und Stockschlägen auf's Entsetzlichste. Endlich ertheilte er Erlaubniß, das Verhör zu beginnen. Katte gestand ohne Weiteres, daß er dem Kronprinzen zur Flucht nach England habe beistehen wollen, daß aber jede andere verbrecherische Absicht dem Prinzen sowohl als ihm selber ferne gelegen.

Diese Aussagen befriedigten den König ganz und gar nicht. Er befahl die Folter anzuwenden, um weitere Geständnisse zu erpressen, doch gelang es dem Grafen Seckendorf durch seine Vorstellungen dies abzuwenden. Auf Befehl des Königs trat nunmehr in Cöpenick ein Kriegsgericht zusammen, um über den Kronprinzen und dessen Mitschuldige das Urtheil zu sprechen. Der hohe Rang des Prinzen sollte dabei nicht berücksichtigt, derselbe vielmehr lediglich als Obrist-Lieutenant betrachtet werden. Vorsitzender war Generallieutenant v. Schulenburg, Beisitzer die Generale Schwerin, Dönhof und Linger, die Obristen Derschau, Steding und Wachholz, die Obristlieutenants Weyher, Schenk und Milagsheim,

die Majore Einſiedel, Leſtwitz und Lüderitz, die Capitains Itzenplitz, Jeetze und Podewils, als Rechtsverſtändige der Generalauditeur Mylius, der nachmalige Generalfiscal Gerbett und der Auditeur Rumpf vom Regiment Gensd'armes. Das Gericht blieb bis zum 1. November 1730 zuſammen. Leider ſind die Acten deſſelben bis jetzt noch nicht vollſtändig veröffentlicht [1]), doch weiß man, daß die braven Officiere ſich weigerten, über den Kronprinzen ein Urtheil zu fällen, weil ein ſolches nach deutſchem Staatsrechte nur vom Kaiſer und Reich ausgehen konnte. Den Lieutenant v. Katte verurtheilten ſie zur Ausſtoßung aus dem Militairſtande und Feſtungsarbeit. Die Mitangeklagten Spaen und Ingersleben kamen mit geringeren Strafen davon.

Als dem Könige dies Erkenntniß überbracht wurde, war er empört darüber, daß man ſich geweigert, den Kronprinzen zu verurtheilen. Er warf die Acten zur Erde und ſagte, er würde mit ſeinem Generalfiscal reden. Da dieſer aber gleichfalls auf Seite des Kriegsgerichts trat, ſo konnte gegen den Thronfolger auf dem Wege Rechtens nicht vorgegangen werden. Aber der König dürſtete nach Blut, und der unglückliche Katte mußte das büßen. Nachdem derſelbe zur Anhörung des über ihn gefällten Urtheils vor das Gericht geführt

1) Im Jahre 1751 ließ Friedrich der Große ſich dieſelben vorlegen, ſchickte ſie aber bald verſiegelt in's geheime Archiv zurück.

war, wurde mit empörender Grauſamkeit zuerſt die gelindere ihm zuerkannte Strafe publicirt, und dann ſogleich die vom Könige ſelbſt noch an demſelben 1. November 1790 in Wuſterhauſen dictirte ſogenannte Confirmatio sententiae vorgeleſen [1]):

„Sr. Königl. Majeſtät in Preußen, Unſere. haben das Deroſelben eingeſandte Kriegsrecht durchleſen und ſind mit demſelben in allen Stücken ſehr wohl zufrieden, indem ſie die über den Lieutenant v. Spaen und Ingersleben geſprochene Sentenz hiermit allergnädigſt confirmiren, den Lieutenant v. Ingersleben aber auch wegen ſeines bisherigen langen Arreſtes pardonniren. Wegen des Lieutenant v. Spaen confirmiren Sr. Maj. gleichfalls den Spruch des Kriegsrechts. Was aber den Lieut. v. Katte und deſſen Verbrechen, auch die vom Kriegsrecht deshalb gefällte Sentenz anlanget, ſo ſind Sr. königl. Maj. zwar nicht gewohnt, die Kriegsrechte zu ſchärfen, ſondern vielmehr wo es möglich zu mindern, dieſer Katte iſt aber nicht nur in meinen Dienſten Officier bei der Armee, ſondern auch bei der Garde Gens d'Armes, und da bei der ganzen Armee meine Officiers mir getreu und hold ſein müſſen, ſo muß ſolches um ſo viel mehr geſchehen bei den Officiers von ſolchen Regimentern, indem bei ſolchen ein großer Unterſchied iſt,

---

1) Wörtlich abgedruckt im 9. Stück der Charakterzüge. p. 32.

denn ſie immediatement Sr. königl. Maj. und Dero königl. Hauſe attachirt ſeyn, Schaden und Nachtheil zu verhüten, vermöge eines Eides. Da aber dieſer Katte mit der künftigen Scene tramirt, zur Deſertion mit fremden Miniſtern und Geſandten allemal durcheinander geſtecket und er nicht davor geſetzt worden, mit dem Kronprinzen zu complottiren, au contraire es Sr. königl. Maj. und dem Feldmarſchall von Natzmer es hätte angeben ſollen, ſo wüßten Sr. königl. Maj. nicht, was vor kahle raisons das Kriegsrecht genommen und ihm das Leben nicht abgeſprochen hätte. Sr. Maj. werden auf die Art ſich auf keinen Officier noch Diener, die in Eid und Pflicht ſtehen, verlaſſen können. Es würden aber alsdann alle Thäter den Prätext nehmen, wie es Katten wäre ergangen, und weil der ſo leicht und gut durchgekommen wäre, ihnen dergleichen geſchehen müßte. Sr. Maj. ſind in Dero Jugend auch durch die Schule geloffen und haben das lateiniſche Sprüchwort gelernt: Fiat justitia, pereat mundus! Alſo wollen Sie hiermit von Recht und Rechtswegen, daß Katte, ob er ſchon nach den Rechten verdient habe, wegen des begangenen Crimen laesae Majestatis mit glühenden Zangen geriſſen und aufgehenket zu werden, er demnach nur, in consideration ſeiner Familie, mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht werden ſolle. Wenn das Kriegsrecht dem Katte die Sentence

publicirt, ſoll ihm geſagt werden, daß es Sr. königl. Maj. leid thäte, es aber beſſer, daß er bliebe, als daß die Justice aus der Welt käme."

Sehr gern hätte der König auch gegen Keith einen gleichen Machtſpruch ergehen laſſen, doch dieſer war glücklicherweiſe entkommen, und ſo mußte er ſich dabei beruhigen, daß das Bild deſſelben an den Galgen genagelt war. Die Zeit, während das Kriegsgericht tagte, erſchien ihm unerträglich lange. Im Tabaks-Collegium ſchwur und tobte er, er müſſe den Kopf des Kronprinzen haben. Da trat eines Abends der alte Feldmarſchall Buddenbrock ganz nahe an ihn heran, entblößte ſeine Bruſt und rief aus: „Wenn Ew. Majeſtät Blut verlangen, ſo nehmen Sie meins. Jenes bekommen Sie nicht, ſo lange ich noch ſprechen kann!" Auch der Fürſt von Deſſau ſprach für den Prinzen und erklärte als Reichsfürſt, daß er nicht zugeben könne, daß der König mit Umgehung des Kaiſers gleichſam in ſeiner eigenen Sache Richter ſei. Das machte Eindruck. Der König ſchwieg lange tief erſchüttert ſtill. Er gab den Gedanken auf, ſeinem Sohne das Leben zu nehmen. Daß er das in dem Momente der größten Erregung wirklich gewollt und auch ausgeführt hätte, iſt zweifellos, ebenſo gewiß aber bleibt es, daß er bei wiederkehrender Beſinnung von ſelbſt auf mildere Gedanken gekommen wäre. Allein für Katte war keine Gnade zu erlangen. Der Vater des unglücklichen Jünglings, General-

Lieutenant v. Katte, und der mütterliche Großvater deſſelben, Feldmarſchall v. Wartensleben, warfen ſich dem Könige zu Füßen, Katte ſelbſt flehte in einem herzzerreißenden Briefe um Vergebung: „—— Gott als der König und Herr aller Herren läßt Gnade vor Recht ergehen und bringet durch Erbarmen und Gnade den auf irrigem Wege gehenden Miſſethäter wiederum zu ſeiner Pflicht: Alſo mein König, Sie, als ein Gott auf Erden, laſſen mir doch dieſelbe Gnade —— zufließen. Die Hoffnung der Wiedererholung ſchonet noch des verdorrten Baumes und erhält ihn vor der Gluth des Feuers. Warum ſoll denn mein Baum, der ſchon wiederum neue Sproſſen neuer Treue und Unterthänigkeit zeigt, nicht Gnade vor Ew. Königl. Majeſtät finden? —— Soviel Tropfen Blut in meinen Adern fließen, ſoviel ſollten es Zeugen ſein der neuen Treue und Gehorſams, die Dero Gnade und Huld wirket — —" Er bekam keine Antwort. Dem Ueberbringer wiederholte der König, es wäre Gnade genug, daß der Verbrecher nicht mit Zangen geriſſen und aufgehängt würde. Katte's Tod ſollte dem Kronprinzen zugleich zur Warnung und zur Strafe dienen. Deshalb verordnete der ergrimmte Vater die Hinrichtung in Küſtrin vor den Fenſtern des gefangenen Königsſohnes zu vollſtrecken. Unter Militairescorte wurde das Schlachtopfer in Begleitung des Feldpredigers Müller nach der Feſtung abgeführt. Drei volle Tage brauchte der Zug. Am

3. November fuhr man von Berlin ab, erst am 5. Abends erfolgte die Ankunft in Küstrin. Schon während der Reise war es dem biederen Geistlichen gelungen, das Herz des Unglücklichen, der eine Jugendthorheit so schwer büßen sollte, mit Ergebung in sein Schicksal zu erfüllen. In Küstrin half der dortige Garnisonprediger Besserer die Bekehrung vollenden.

Sobald der Kronprinz Katte's Ankunft erfahren hatte, versuchte er alles Mögliche, um Aufschub zu erlangen. Er bat, man möge dem Könige durch einen reitenden Boten melden, daß er der Thronfolge entsagen, sogar in ewiger Gefangenschaft bleiben wollte, wenn man den Freund verschonte. Umsonst — zwischen 6 und 7 Uhr früh am 6. November setzte sich der Zug nach dem Richtplatze in Bewegung.

Besserer berichtet [1]), daß Katte im Vorüberfahren den Prinzen am Fenster erblickt, der dem Freunde auf französisch zugerufen habe: „Mein theurer Katte, tausendmal flehe ich um deine Vergebung! Im Namen Gottes Verzeihung, Verzeihung!" darauf dieser die Hand an den Mund gethan und mit submisser reverence geantwortet: „„„ Point de pardon, mon Prince, je meurs

---

[1]) Biester's Monatsschrift. 9. p. 343. Ganz ähnlich die Markgräfin von Baireuth in ihren Memoiren I. p. 273. v. Münchow's Brief an Nicolai im Anhang zu Gallus Geschichte der Mark. V. p. 530.

avec mille plaisirs pour vous!"" Der Kronprinz verlor das Bewußtsein und wäre zu Boden gestürzt, wenn nicht der wachthabende Officier ihn in seinen Armen aufgefangen hätte. Um 7 Uhr fiel das Haupt des zweiundzwanzigjährigen Katte durch Henkershand.

Da der König befohlen hatte, die Hinrichtung vor den Augen des Prinzen zu vollziehen, so berichtete sowohl der Feldprediger Müller als der die Execution befehligende General Lepel, daß nach der erhaltenen Ordre verfahren worden. Indessen bedienten sie sich dabei solcher Ausdrücke, die auch allenfalls einer abweichenden Deutung fähig waren.

Man hat seitdem viel hin- und hergestritten, ob das Schaffot selbst von dem Fenster des Kronprinzen aus sichtbar gewesen. Da im siebenjährigen Kriege die Festungswerke Küstrins zerstört wurden, so ist gegenwärtig durch Augenschein nichts darüber zu ermitteln. Allein vollen Glauben verdient der so eben angeführte Brief Münchow's. Daselbst heißt es: „Ich war sieben Jahr alt, als der damalige Kronprinz im Schlosse zu Küstrin in einer Stube, die mein Vater von seiner Wohnung abtreten mußte, den Arrest erhielt. Ich habe mit meinen Augen das Blut von Katte's Enthauptung in die Höhe spritzen sehen. Der Eindruck war in mir zu stark, um je in meinem Gedächtnisse zu verlöschen. ——— Es ist falsch, wenn gesagt wird, der Kronprinz habe müssen die Enthauptung des Lieutenants v. Katte

mit anſehen. — — Aus ſeinem Zimmer konnte der Richtplatz nicht geſehen werden. Eine Mauer, welche den Graben, der das Schloß damals umgab, vom Walle trennte, verhinderte die Ausſicht dahin.“ Herr von Münchow ſetzt hinzu, daß es leicht geweſen wäre, den Prinzen auf einen Theil der Feſtungswerke zu bringen, von wo aus man den Richtplatz ſehen konnte. Eine Treppe führte von dem Arreſtzimmer unmittelbar auf dieſen Platz, wo der Knabe ſich befand, während ſein Vater bei dem unglücklichen Prinzen in deſſen Gefängniß blieb, ſich mit demſelben einſchließen ließ und bei ihm ausharrte, bis er ſpät in der Nacht eingeſchlafen war. — Selbſt der Umſtand, daß der Zug zum Richtplatze an dem Fenſter des Prinzen vorüberkam, war nach deſſelben Berichterſtatters Ausſage rein zufällig, da es dem Präſidenten v. Münchow freigeſtellt war, welches Zimmer ſeiner Wohnung er dem hohen Gefangenen abtreten wollte.

Was nun den Kronprinzen ſelbſt betrifft, ſo war derſelbe am 4. September 1730 von Mittenwalde nach Küſtrin transportirt worden. Hier ſollte er nach des Königs Befehl wie ein gemeiner Gefangener gehalten werden. Schon am 31. Auguſt hatte Friedrich Wilhelm ſeinen Sohn aus dem Soldatenſtande geſtoßen, — die entehrendſte Strafe, die einen Officier treffen konnte.

Das kronprinzliche Regiment erhielt Prinz Wilhelm.

Die Cadettencompagnie sollte künftig „Königliches Bataillon Cadets" heißen. In der Instruction an den stellvertretenden Commandanten von Küstrin war die Behandlung des Prinzen auf's Genaueste vorgeschrieben: Allein, hinter doppelt verschlossener Thür soll er sitzen. Früh 8 Uhr erhält er ein Becken und ein Glas Wasser, um sich zu reinigen. Das muß in $7\frac{1}{2}$ Minuten abgethan sein. Dann wird wieder zugeschlossen. Mittags 12 Uhr erhält er für 6 Groschen, Abends um 6 für 4 Groschen Essen aus der Garküche. Nach dem Hereinbringen der Mahlzeiten muß binnen 4 Minuten die Thür wieder geschlossen sein. Die wachthabenden Officiere sollen mit dem Prinzen weder sprechen noch auf seine Fragen antworten. Messer und Gabel dürfen dem Prinzen nicht gegeben werden, es muß das Essen vorher klein geschnitten sein. Dinte und Feder sind verboten. Ebenso die Flöte.

Diese königlichen Befehle wurden dem Anscheine nach auf's Pünktlichste befolgt, indessen kann man sich denken, daß Jedermann darauf bedacht war, dieselben womöglich zu umgehen und dem Prinzen, den man auf's Innigste bedauerte, Alles zu verschaffen, was er sich wünschte. Die Präsidentin v. Münchow kam dabei auf den sinnreichen Einfall, ihren siebenjährigen Sohn als Mittelsperson zu gebrauchen. Er ist derselbe, dessen Bericht oben angeführt wurde. Lassen wir ihn selbst

reden: „Ich mußte[1]) den längſt abgelegten langen Kinderrock wieder anlegen. Man verfertigte einen ſolchen mit tiefen und weiten Taſchen, man verfertigte ferner ein gewiſſes Möbel mit verborgenen Taſchen, worin Meſſer, Gabeln, Dinte, Federn, Papier und Wachslichte geſteckt wurden. Meine Taſchen füllte man mit Obſt, Delikateſſen, Briefen und Allem, was verlangt ward. Der Capitaine du jour und zwei vor der erſten Thüre ſtehende Unterofficiere liebten den Wein. Dieſer ward in ſolcher Fülle gereicht, daß meines Vaters Keller mit dem Ende des ſechswöchentlichen engen Arreſtes völlig ausgeleert war. Auf ein Kind von ſieben Jahren ward nicht reflectiret, alle drei Stunden ward die Thür geöffnet, ich wuſchte hinein und ward oft mit verſchloſſen; und weil ich franzöſiſch plappern konnte, ſo war es leicht, den allzeit trunkenen Hauptmann, Namens Graurock, und ſeine Unterofficiere zu bereden, daß der Prinz mich zu ſeinem Amüſement verlangte. Jenes Möbel wurde alle Wochen zweimal herausgetragen und die Taſchen immer mit Büchern und den verbotenen Wachslichtern neu gefüllt."

Bereits waren 14 Tage ſeit der Verhaftung des Kronprinzen vergangen, als der König es nöthig fand, die fremden Höfe von den Vorgängen in ſeiner Familie zu benachrichtigen. Dies geſchah durch Circularſchreiben

[1]) Gallus V. 516.

an die preußiſchen Geſandten am 19. September. Sofort liefen von allen Weltgegenden die dringendſten Vorſtellungen und Fürbitten ein.

Die Könige von Schweden, Polen und Dänemark, die Kaiſerin von Rußland und viele deutſchen Fürſten baten um Gnade für den Kronprinzen. Obgleich man überzeugt war, daß der König ohne Anrufung von Kaiſer und Reich gar nicht berechtigt wäre, ſeinem Thronfolger das Leben zu nehmen, ſo wählte man mit Rückſicht auf den bekannten jähzornigen Charakter Friedrich Wilhelm's die mildere Form der Fürbitte. Wie bei allen Gelegenheiten benahmen ſich auch hier der Wiener Hof und deſſen Vermittler Seckendorf mit der gewohnten kalten Engherzigkeit. Aus des Grafen Notizen über ſeine Correſpondenz mit Eugen [1]) erſieht man, daß er ſchon am 2. October den Entwurf einer von dem Kaiſer zu erlaſſenden Fürbitte nach Wien geſandt und die Ausfertigung derſelben am 9. erhalten hatte. Er bemerkt dabei: „das Handſchreiben will zurückhalten, bis gewiß weiß, daß der König den Prinzen pardonniren will.“ Erſt am 31. October überreichte er es und wollte deſſenungeachtet den Kronprinzen ſpäter glauben machen, daß des Kaiſers Dazwiſchentreten ihm das Leben gerettet.

In den preußiſchen Landen, namentlich in Berlin, war die Aufregung über dieſe unerhörten Vorfälle

---

1) Förſter III. p. 12.

außerordentlich groß. Doch durfte Niemand ſeine Meinung laut werden laſſen, und es herrſchte dumpfe Stille im Publikum[1]). Da keine öffentlichen Mittheilungen erfolgten, ſo gingen die abenteuerlichſten Gerüchte um. Der König aber, gleichſam als wollte er ſich an Anderen dafür rächen, daß er den eigenen Sohn verſchonen mußte, wüthete gegen Alles, was nur in entfernter Verbindung mit dem Kronprinzen geſtanden hatte. Vor Allen traf ſein Zorn die Königin und die Prinzeſſin Wilhelmine. Der Miniſter Knyphauſen wurde entlaſſen und mit ſeiner Familie verbannt[2]). Duhan verlor ſeine Aemter und mußte nach Memel wandern. Eine Hofdame v. Bülow und deren Bruder nebſt einigen anderen Hofleuten kamen theils auf die Feſtung, theils in die Verbannung. Des Kronprinzen Bibliothekar verlor ſeinen Dienſt, die Bücher ließ der König in Hamburg unter der Hand verkaufen. Der erſte Kammerdiener kam nach Spandau und mußte in Ketten arbeiten. Ein ſechszehnjähriges Mädchen, Tochter des Rector Ritter in Potsdam, hatte das härteſte Schickſal. Der Kronprinz war in der Kirche auf ihre ſchöne Stimme auf-

---

[1]) König's Berlin, Fr. W. Band II. 194.

[2]) Seine Frau war eine Tochter des Miniſter Ilgen. Als Wittwe hatte ſie das Unglück, noch einmal des Königs Rache zu fühlen, der, wie oben erwähnt, eine Geldſtrafe von 13,000 Thlrn. von ihr einzog.

merksam geworden und hatte sie einigemal in Begleitung anderer junger Officiere besucht, ihr auch kleine Geschenke gemacht. Sonst ist Nichts gegen sie erwiesen. Dessen ungeachtet befahl der König die Unglückliche an den Straßenecken ihrer Vaterstadt öffentlich auspeitschen zu lassen und zeitlebens nach Spandau zu schicken. Trotz aller Fürbitten des Vaters und der Geistlichkeit in Potsdam wurde dieses Henkerwerk vollstreckt[1]). Wer dem Prinzen Geld geliehen, verlor dasselbe und wurde noch obenein gestraft.

Inzwischen fehlte es auch nicht an Personen, welche den Muth hatten, dem Könige zur Milde gegen seinen Sohn zu rathen. Namentlich war Seckendorf klug genug, um eine so günstige Gelegenheit zu benutzen, wo er sich beiden Theilen angenehm machen und zugleich dem Wiener Hofe die Ehre zuschreiben konnte, durch seinen Einfluß das Leben des Prinzen gerettet zu haben. Mehr als das Alles wirkte auf den König der Bericht des Feldprediger Müller. Dieser hatte dem Kronprinzen die letzten Grüße und Bitten des sterbenden Freundes überbracht. Dreizehn Punkte waren es, die er demselben an's Herz legte. Allerdings sind es in der

---

1) Alles, was über die Doris Ritter bekannt ist, hat Herr Lehrer Wagner mit großem Fleiße in einem Aufsatze für den Verein für Potsdam'sche Geschichte zusammengestellt. Den 11. Juli 1733 wurde die Ritter freigelassen.

Form, wie sie uns vorliegen, mehr die Ergebnisse der Katechisation des Geistlichen, als freie Aeußerungen eines Sterbenden an seinen Freund, immerhin aber spricht aus denselben soviel Ergebung in das Unglück und so aufopfernde Treue für den Prinzen, daß dieser durch die Mittheilung auf's Tiefste ergriffen werden mußte. Er bat den Prediger, öfter zu ihm zu kommen, um sich mit ihm über religiöse Dinge zu unterhalten, namentlich über das Thema von der Gnadenwahl, welches von jeher seinen Geist vorzugsweise beschäftigt hatte, und worauf besonders der letzte Satz in Katte's Vermächtniß hinwies: Der Prinz möchte ja nicht an eine Fatalität glauben, sondern gewiß sein der Vorsehung und Regierung Gottes in allen Kleinigkeiten.

Müller erscheint als ein Seelsorger im besten Sinne des Wortes. Der Kronprinz faßte schnell große Neigung zu demselben und bat, daß er bei ihm bleibe. Man wies dem Geistlichen ein Zimmer grade über dem Gefängnisse an, und oft hörte er schon früh um 6 Uhr das Klopfen des Prinzen, als Zeichen, daß derselbe eine Unterredung mit ihm wünsche. Daß der Gedanke, durch eigne Schuld seinen Freund dem Tode durch Henkershand geweiht zu haben, den achtzehnjährigen Jüngling tief erschütterte und sein Herz für geistlichen Zuspruch empfänglich machte, ist selbstverständlich. Es mußte ihm tröstlich sein, das furchtbare Unglück, dem er erlag, als eine zu seinem Seelenheile von Gott verhängte

Fügung zu betrachten, und hieran anknüpfend gelang es dem verständigen Seelsorger, den dem Könige so verhaßten Prädestinationsglauben bei dem Prinzen zu erschüttern. Derselbe zeigte aufrichtige Reue und Zerknirschung. Um der Einsamkeit des Gefängnisses und den peinigenden Gedanken zu entgehen, kam er mehr als einmal darauf, der Thronfolge zu entsagen und so seine Freiheit wiederzugewinnen, doch wußte ihn dann jedesmal der wohlmeinende Präsident Münchow, der durch eine Oeffnung der Zimmerdecke eine Communication mit seinem Gefangenen ermöglicht hatte, von solchen traurigen Vorsätzen zurückzubringen.

Man hat sogar behauptet, Friedrich wäre in diesen Tagen der Ueberzeugung gewesen, der König wollte ihn durch den Prediger zum Tode vorbereiten lassen. Wenn dergleichen Gedanken vorübergehend auftauchten, so sorgten die geheimen Freunde sicherlich dafür, die düstern Vorstellungen zu verscheuchen.

Müller berichtete allerdings dem Könige, daß der Kronprinz in Folge seiner Angst und Ungewißheit über sein Schicksal gemüthskrank werden könnte. Zugleich aber versicherte er, daß der hohe Gefangene aufrichtige Reue empfinde „und von Verstellung bei ihm nicht das Geringste zu spüren.“ Der König zeigte sich über diese Nachricht sehr erfreut. Er befahl unter dem 8. No-

1) Preuß, Fr. d. Großen Jugend 109.

vember dem Prediger, in Küſtrin zu bleiben, und wenn die frommen Regungen in der Seele ſeines Sohnes Beſtand hätten, ſollte er ihm zwar nicht völlige Begnadigung, wohl aber das Ende des ſtrengen Arreſtes in Ausſicht ſtellen [1]). „Ich würde wiederum Leute bei ihm geben, die auf ſeine Conduite Acht haben ſollten. Es ſollte ihm die ganze Stadt zum Arreſt ſein. Ich würde ihm auch von Morgens bis Abends bei der Kriegs- und Domainenkammer Occupationes geben. Bevor aber ſolches geſchehe, würde ich ihn einen körperlichen Eid ablegen laſſen, meinem Willen ſtricte nachzuleben. Ich ließe ihm aber als ein guter Freund rathen, den Eid laut und deutlich zu ſchwören und zu glauben, daß er vor Gott verbunden ſei, ſolchen nach den Worten zu halten. Die reservationes mentales verſtünden wir hier nicht. Alſo möchte er dieſes wohl bedenken, ſein böhſes [2]) Herz durch göttlichen Beiſtand zwingen und ändern. Gott der Allmächtige gebe ſeinen Segen, und da er oft durch wunderbare Leitungen und ſaure Tritte die Menſchen in's Reich Chriſti zu bringen weiß, ſo helfe unſer Heiland, daß dieſer ungerathene Sohn zu

---

1) Der ziemlich lange, ſehr leſenswerthe Brief in Preuß Fr. d. Gr. Jugend p. 112.

2) Der expedirende Kabinetsrath hatte „vorhin vortrefflich gutes" geſchrieben, der König ſtrich das aus und ſchrieb: „böhſes" darüber.

seiner Gemeinschaft gebracht, sein gottloses Herz zerknirscht, erweicht und geändert, auch dem Satan aus den Klauen entrissen werden möge. Das helfe der allmächtige Gott und Vater um unsers Herrn Jesu Christi und seines Leidens und Sterbens willen! Amen." Dem Prediger Müller wurde dieses für die von Grund aus biedere und väterliche Gesinnung des Königs sehr bezeichnende Schriftstück mit dem Bedeuten übersandt, daß er dasselbe dem Kronprinzen zeigen dürfe, wenn er sich gute Wirkung davon verspräche. Man sieht, daß der König in der That auf seine Weise den Prinzen erziehen wollte.

Der Gedanke, denselben durch einen feierlichen Eid noch besonders zu verpflichten, rührte von Seckendorf her. Friedrich erklärte sich natürlich zur Ableistung bereit, bat jedoch, ihm die Formel vorher mitzutheilen, damit er sie mit voller Ueberlegung und Ueberzeugung beschwören könnte. Das geschah. Die wesentlichsten Punkte des Eides bestanden darin, daß der Prinz sich 1) gegen Niemand wegen seiner erlittenen Gefangenschaft rächen, 2) sich in allen Stücken dem väterlichen Willen fügen und 3) namentlich nicht ohne Wissen und Willen seines Vaters und Königs verheirathen wollte. 4) Würde er diesen Schwur nicht getreulich halten, so sollte er der Nachfolge auf den Thron und in der Kurwürde verlustig sein.

Friedrich erklärte sogleich, dies Alles mit gutem Ge-

wissen beschwören zu können, weil er fest entschlossen wäre, in Zukunft sich völlig nach des Königs Willen und Befehl zu richten. Am Sonnabend den 17. November war die aus sieben Generalen und Obristen, in Begleitung des Minister Thielemeier als Rechtsverständigen, zusammengesetzte Commission in Küstrin angekommen. Am 18. Sonntags früh um 9 Uhr erfolgte die Eidesleistung, worauf der Prinz die Erlaubniß erhielt, sein Gefängniß zu verlassen und in der Stadt Küstrin frei umherzugehen. Er begab sich unmittelbar in die Kirche, wo der reformirte Hofprediger über die Worte predigte: „Ich muß das leiden, die rechte Hand des Höchsten kann Alles ändern." Nach dem Gottesdienste bekräftigte er den geleisteten Eid nochmals durch Genuß des Abendmahles. Alsdann schrieb er in den unterwürfigsten Ausdrücken einen Dankbrief an den Vater und wurde von der Commission in eine für ihn gemiethete Wohnung geführt, wo er den neuen Hofstaat vorfand, den der König bestimmt hatte. Derselbe bestand aus dem Hofmarschall von Wolden, den Kammerjunkern Natzmer und Rohwedel, zwei Pagen, einem Kammerdiener und vier Lakaien in prächtiger Livree. Dem Prinzen war der Degen zurückgegeben, aber ohne Portepée, weil er noch nicht wieder in die Armee aufgenommen war. Aus demselben Grunde befand sich unter den ihm zugeordneten Begleiter keine Militairperson.

Der treue Prediger Müller kehrte nun nach Berlin zurück und überbrachte bei seinem Berichte an den König zugleich die Bitte des Kronprinzen um Rückgabe des Porteépées. Der König war hierüber verwundert und erfreut. „Ist denn der Fritz auch ein Soldat?" rief er aus. „Nun, das ist ja gut!"

Für die Beschäftiguug des Prinzen bei der Verwaltungsbehörde in Küstrin war bereits, wiederum mit Seckendorf's Beirath, eine ausführliche Instruction entworfen. Schon am 20. November erfolgte die Einführung des erlauchten „Auscultators," der in Begleitung eines seines Kammerjunker an einem besonderen Tischchen im Sitzungssaale Platz nahm, wo er täglich von sieben bis halb zwölf Uhr Vormittags und von drei bis fünf Nachmittags arbeiten sollte. Er mußte Akten lesen, Rechnungen abnehmen, Relationen machen und später auch Aufträge in der Provinz vollführen. In den noch vorhandenen Akten des Generaldirectoriums in Berlin finden sich Berichte, die theils ganz von ihm geschrieben, theils mit seiner Unterschrift versehen sind. In Küstrin selbst sind keine solchen Ueberbleibsel seiner Arbeiten mehr vorhanden, weil die Registratur der neumärkischen Kammer beim Bombardement durch die Russen im siebenjährigen Kriege verbrannte.

Außer den Amtsstunden sollten der Kammer-Director Hille und der Kriegsrath Hünecke dem Prinzen in Finanz-, Polizei- und Oekonomiesachen Unterricht er-

theilen, womit es sehr ernsthaft genommen wurde[1]). Mit besonderem Nachdruck entwickelte Hille die Vortrefflichkeit des Merkantilsystems nach des Königs Ansichten. „Die gemeine Sage: Commercia müssen frei sein, ist universellement nicht wahr!" heißt es unter andern. Bekanntlich hat Friedrich der Große sein ganzes Leben lang an diesen Grundsätzen auf's Strengste festgehalten.

Außer diesen vorgeschriebenen Beschäftigungen hatte der König fast Alles andere verpönt. Der Prinz sollte keine Briefe schreiben, nur alle vier Wochen einmal an den König und die Königin. Er durfte Musik weder hören noch selbst machen, Niemand sollte mit ihm von Politik, sondern ausschließlich von Gottes Wort und der Landesverfassung sich unterhalten. Nur drei Bücher, die deutsche Bibel, das Gesangbuch und Arndt's wahres Christenthum durfte er lesen. Hille's Bitte, einige staatswissenschaftliche Schriften zu gestatten, wurde mit dem Bescheide abgeschlagen: „Aus Büchern lernt man Nichts. Unnütze Bücher haben grade den Prinzen ver-

---

[1]) Hille hatte ein förmliches Heft ausgearbeitet, welches unter dem Titel: „Kurzer Unterricht von dem Finanzwesen u. s. w. dieses Systema habe ich auf königliche Ordre verfertigen, und nachdem es approbiret worden, 1731 des damaligen Kronprinzen königl. Hoheit mündlich vorlegen und expliciren müssen," 1815 in Berlin gedruckt erschienen ist. Preuß, Fr. d. Gr. Jugend p. 124. Note.

dorben. Wenn er mehr Luſt zu leſen hat, ſollen ſie ihm aus dem Küſtrin'ſchen Archive die Schriften und Dokumente der alten Verfaſſung des Markgrafen Hans holen laſſen, da er ſich mit Leſen dieſer nützlichen Schriften divertiren kann. Wenn er das ganze Archiv ausgeleſen, ſoll Wolden darüber berichten."

Das war allerdings ein treffliches „domesticum exemplum", welches der König ſeinem Sohne auf dieſe Art unter die Augen brachte!

Es iſt leicht begreiflich, daß die Beamten und deren Familien in Küſtrin Alles aufboten, um dem Prinzen, in welchem ſie den künftigen Herrn und König erblickten, ſeinen Aufenthalt ſo angenehm zu machen, als das neben den beſtimmten Befehlen des Königs beſtehen konnte.

Das Verbot, franzöſiſch zu ſprechen und zu ſchreiben, ward ſtillſchweigend bei Seite geſetzt. Ebenſo hatte der Briefwechſel mit der Prinzeſſin Wilhelmine, welcher ſchon während der engen Haft ermöglicht worden, ſeinen Fortgang. Auch das Verſemachen und Flötespielen ließ der Kronprinz ſich nicht nehmen. Dabei aber ſcheint er mit wirklichem Eifer den Geſchäften obgelegen und bald begriffen zu haben, wie nützlich ihm die hier erworbenen Kenntniſſe dereinſt werden ſollten.

Man hatte Anfangs verſucht, eine bedeutende Arbeit, Verbeſſerungspläne betreffend, als von dem Prinzen ſelbſt verfaßt dem Könige zu überſenden. Allein damit

kam man schlecht an. Der gestrenge Herr leugnete nicht nur die Autorschaft des Sohnes, sondern verlangte, daß derselbe sich nicht mit allgemeinen Theorien, sondern mit den gewöhnlichsten praktischen Dingen beschäftige. Er solle Anschläge von Grund und Boden machen, die Viehzucht und die Verwendung des Düngers aus eigner Anschauung lernen, damit er begreife, wie schwer es dem Bauer falle, soviel Groschen zusammenzubringen, als zum Thaler gehören. In der That gab der Prinz sich solchen Beschäftigungen hin und konnte bald dem Vater den wirklich selbst verfaßten Anschlag einer Bauerwirthschaft einsenden.

Wie tief auch die Eindrücke sein mochten, welche der Königssohn in seiner einsamen Gefangenzelle in sich aufgenommen, — sein äußeres Gebahren ließ nicht viel davon sichtbar werden. Er zeigte sich sehr heiter in den Gesellschaften, zu denen man ihn einzuladen natürlich mit einander wetteiferte. Die Tochter des Präsidenten Hille wurde bald von ihm besonders ausgezeichnet, und man sorgte dafür, daß diese junge Dame überall gegenwärtig war, wo der Prinz erschien. Dessenungeachtet langweilte sich derselbe sehr bald in dem kleinen Küstrin, und Hille berichtete an Grumbkow, daß in den Augenblicken des Unmuthes und des Zornes die Aehnlichkeit mit dem Vater überraschend sei. Dabei zeigte er eine auffallende Geringschätzung gegen alle bürgerlichen Personen und fand es unerträglich, daß ein adliger Land-

rath einem nicht adligen Kammerdirector Berichte einſenden mußte. Hille nahm keinen Anſtand, hierauf eine ziemlich derbe Antwort zu geben. Derſelbe bemerkt ferner, daß der Prinz eine auffallende Neigung zeige, von allen Dingen das Lächerliche aufzufinden, und daß man ihn für eine Sache nur dann intereſſiren könne, wenn man derſelben irgend eine geiſtreiche oder witzige Seite abgewinne. Er ſcheint ihn für herzlos gehalten zu haben [1]).

Um von Küſtrin fortzukommen, verfiel der Prinz auf die abenteuerlichſten Pläne. Mitten in der Nacht ließ er den Kammerdirector zu ſich entbieten (11. April 1731) und eröffnete demſelben in Gegenwart ſeines Hofmarſchalls und Kammerjunkers, daß er den Plan gefaßt habe, die öſterreichiſche Erbtochter Maria Thereſia zu heirathen, falls das geſchehen könnte, ohne daß er katholiſch würde; weil aber die Vereinigung der preußiſchen Monarchie mit den öſterreichiſchen Erbländern das europäiſche Gleichgewicht ſtören würde, ſo wollte er auf die Thronfolge zu Gunſten ſeines Bruders Wilhelm

---

1) Ein Kammerherr v. Montolieu hatte dem Prinzen Geld geborgt. Er mußte dafür noch 1000 Dukaten Strafe zahlen und entfloh heimlich, um ſich ferneren Verfolgungen zu entziehen. Der König befahl ihn für einen Banqueroutierer zu erklären und ſein Bild an den Galgen zu heften. Lachend habe, ſo berichtet Hille, der Kronprinz ihm das erzählt.

verzichten. Hille mußte dieſen ſeltſamen Einfall an Grumbkow berichten, damit dieſer dem Könige darüber Vortrag halte.

Grumbkow gerieth über eine ſolche Meldung ganz außer ſich. Er ſchickte den Brief ſofort zurück, damit man ihn in Gegenwart des Prinzen verbrenne, weil, wenn der König Etwas davon erfahren ſollte, es ihm ſelbſt und allen Betheiligten theuer zu ſtehen kommen dürfte.

Des Prinzen Geduld hatte noch harte Proben zu beſtehen. Der König hörte auf keine Vorſtellungen und Bitten, ſondern blieb dabei, daß die Prüfungszeit des Sohnes noch nicht lange genug gedauert hätte. Am 25. Mai ſchrieb er an Hille [1]: — — (Mein Sohn) ſoll ſich gewöhnen, ein ſtilles Leben zu führen, denn wenn ich das gethan hätte, was er gethan hat, würde ich mich zu Tode ſchämen und mich vor Niemand ſehen laſſen. Er ſoll nur meinen Willen thun — — und ein deutſches Herz haben, alle Petitmaitres, franzöſiſche, politiſche und verdammte Falſchheit aus dem Herzen laſſen, und hingegen Gott fleißig anrufen. — — Er ſoll auch wiſſen, daß ſeine älteſte Schweſter ſich bald verheirathen wird mit des Markgrafen von Baireuth ſeinem älteſten Sohne, und alſo mit England glatt rumpirt wäre, und wofern ich es à propos fände, ſollte er auch heirathen, und zwar nicht aus dem engli-

[1] Förſter, Fr. W. Bd. III. p. 47.

schen Haus, doch soll er von etlichen alsdann die Wahl haben — —."

Da der König hier die bevorstehende Vermählung einer Tochter erwähnt, sei es gestattet, abschweifend einer unlängst vorhergegangenen ähnlichen Begebenheit zu gedenken, wo uns wiederum durch Faßmann und die Prinzessin Wilhelmine Gelegenheit wird, einen jener stereoskopischen Einblicke in die Familie Friedrich Wilhelm's zu thun. Das Verfahren gegen den Kronprinzen erscheint alsdann minder auffällig, wenn wir sehen, wie auch diejenigen seiner Geschwister nicht viel besser behandelt wurden, welche dem Vater keinen besondern Anlaß zur Unzufriedenheit gaben.

Es war im März 1729. Der König hatte sich auf der Jagd einen schlimmen Podagraanfall zugezogen und malte im Bette an den Bildern, unter welche er Friedrich Wilhelm pinxit in doloribus zu setzen pflegte. Die vorläufigen Tractate über die Vermählung mit dem ziemlich rohen und leichtsinnigen Erbprinzen von Anspach, einem echten Jagdjunker, waren abgeschlossen. Da traf ein Brief des Bräutigams an die hohe Braut ein. Faßmann erzählt[1]): Als nun Ihro Majestät die Königin, der Herr Graf Seckendorf und andere Personen bei dem Bette herumsaßen, traten ihro Hoheit die verlobte Prinzessin hinein in das

[1]) Faßmann Bd. I. p. 392.

Zimmer und übergaben dem Könige ihrem Herrn Vater den Brief uneröffnet. Da sprach der König: Gieb ihn Deiner Mutter und laß sie lesen. Diese durchlauchtigste Mutter so vieler, mit einer englischen Schönheit, Frömmigkeit und allen Tugenden begabten Prinzessinnen und Prinzen öffnete sodann die Briefe des durchlauchtigsten Herrn Bräutigams und lase solche mit lauter Stimme ab. Da sprach der König zur Prinzessin: Höre, Louise, jetzo ist es noch Zeit. Sage, ob Du lieber nach Anspach, oder bei mir verbleiben willst? in welchem letztern Fall Dir ebenfalls Zeit Deines Lebens an reichlicher Versorgung nichts gebrechen soll. Bei dieser unvermutheten Frage stiege der Prinzessin eine angenehme Röthe in das Gesichte, und sie schiene wegen der Antwort ganz bestürzt zu sein. Dann recolligirte sich dieselbe gar bald, küssete dem König die Hand und sprach: Gnädigster Papa, ich will nach Anspach! Hierauf versetzte der König: Nun wohlan, so gebe Dir denn Gott tausend Glück und Segen! Aber höre, Louise, wir wollen zu gleicher Zeit einen Contract mit einander machen. Ihr habt in Anspach schönes Mehl. Aber Schinken und geräucherte Würste nicht so gut, wie man sie hier zu Lande hat. Nun esse ich meines Orts gern gute Pasteten. Also solleſt Du mir von einer Zeit zur andern schönes Mehl schicken, und ich will Dich dagegen mit geräucherten Würsten und Schinken versorgen. Willst Du das thun, Louise?

Daß die Prinzessin Braut hierauf werde mit Ja geantwortet haben, solches ist leicht zu erachten. Indessen sind allen denjenigen, welche die Gnade gehabt, eine so liebreiche zärtliche und leutselige Conversation eines großen Königs mit Ihro durchlauchtigsten Tochter anzuhören, fast die Thränen aus den Augen gedrungen, und es sind beiderseits Majestäten wahrhaftig recht liebreiche Eltern gegen ihre Kinder zu nennen, vor deren löbliche Erziehung Sie, von der Zeit ihrer Geburt an, unermüdlich sorgen. — Nun die Erzählung der Prinzessin Wilhelmine [1]):

Der König theilte bei Tische mit, daß er Briefe aus Anspach erhalten hätte. Der junge Markgraf würde Ende Mai in Berlin eintreffen, um sich mit meiner Schwester zu vermählen. Er fragte die Prinzessin, ob sie sich darüber freue, und wie sie ihren Hausstand einzurichten gedächte? Meine Schwester war gewohnt, sehr offen mit ihm zu reden, ohne daß er es übel nahm. Sie antwortete also mit Freimüthigkeit: Ich werde eine wohlservirte Tafel haben, besser als zu Hause, und wenn ich Kinder bekomme, werde ich sie nicht so maltraitiren, wie das hier geschieht, sie auch nicht zwingen zu essen, was ihnen widersteht. — Was soll das heißen? erwiederte der König, was fehlt auf meinem Tische? — Es fehlt, sagte sie, daß man sich nicht satt essen kann,

1) Memoires I. p. 143

und daß das Wenige, was wir bekommen, grobes Gemüse ist, welches wir nicht ausstehen können. — Der König gerieth darüber in Wuth, aber der Ausbruch derselben traf wie gewöhnlich besonders den Kronprinzen und mich. Die wieder einmal das Lachen nicht verbeißen konnten. Er schleuderte zuerst einen Teller meinem Bruder an den Kopf, und als dieser auswich, einen zweiten nach mir. Auf diese ersten Feinseligkeiten folgte dann ein Hagel von Schimpfwörtern. Auch gegen die Königin fuhr er los, weil sie ihre Kinder so schlecht erzöge, und meinem Bruder sagte er, er müßte seine Mutter verfluchen, weil sie einen so ungerathenen Burschen aus ihm gemacht. — — Er fuhr fort zu schimpfen, bis ihm die Stimme versagte. Als wir vom Tische aufstanden, mußten wir an ihm vorübergehen, da schlug er mit seinem Krückstock so auf mich los, daß, wenn ich nicht glücklicher Weise ausgewichen wäre, er mich getödtet hätte. Er verfolgte mich noch einige Zeit auf seinem Rollstuhl, aber die ihn schoben, gewährten mir Zeit, in ein entfernt gelegenes Zimmer der Königin zu flüchten [1]).“

Um nunmehr auf den Kronprinzen zurückzukommen, so war derselbe in Küstrin allerdings vor solchen Scenen geschützt, die sich im Berliner Schlosse nur zu häufig

---

[1]) Carlyle III. 154 hat den guten Einfall gehabt, diese beiden Berichte neben einander zu stellen.

wiederholten. Allein er fühlte ſich deshalb doch höchſt unbehaglich in ſeiner Feſtung. Wenn der König der Meinung war, ſein Sohn ſollte mit Reuegedanken über ſein Vergehen die Zeit verbringen, ſo war das ein großer Irrthum. Die Strafe, die ihn getroffen, und der an Katte verübte Racheſtreich ſtand außer allem Verhältniß mit dem, was der junge Königsſohn ſich vorzuwerfen hatte. Er konnte ſich immerhin als einen unſchuldig Leidenden betrachten, deſſen Verbrechen darin beſtand, daß er einer unerträglichen Tyrannei entfliehen wollte. Mit den Regierungsgeſchäften war er nach der gewiſſenhaften Ausſage des Präſidenten ſchnell vertraut geworden, ſo daß er einen großen Theil von den 5—6 Stunden, die er täglich im Sitzungszimmer zubringen mußte, ſich langweilte. Wenn man bedenkt, wie wenig bei unſern um ſoviel größeren Verhältniſſen und bei dem viel complicirteren Geſchäftsgange heut zu Tage ein Regierungsrath zu thun hat, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß der Prinz, dem die meiſten Unterhaltungen und Zerſtreuungen verſagt waren, an denen junge Männer ſich ergötzen, bald der Verzweiflung nahe kam. Zum Glück verwendete er einen Theil ſeiner unfreiwilligen Muße zu ſchriftlichen Ausarbeitungen. Er machte viel franzöſiſche Verſe und Aufſätze in Proſa über die verſchiedenſten Gegenſtände. Dem Spionirſyſteme, welches ihn umgab, verdanken wir die Kenntniß einer Ausarbeitung über die preußiſche Politik. Es zeigen

sich in derselben sehr klare für einen neunzehnjährigen Jüngling bewunderungswürdige Anschauungen. Natzmer, dem er die Schrift übergab, hatte nichts Eiligeres zu thun, als dieselbe dem Grafen Seckendorf mitzutheilen, der natürlich sofort eine Abschrift an Prinz Eugen sendete. Er schreibt dabei [1]): „—— Die Piece Nr. VI. ist ein Schriftwechsel vom Kronprinzen, so er mit dem jungen Natzmer, welchen Ew. Durchlaucht kennen, in Küstrin hält. Nach meinem geringen Verstande sind die Folgen von dem Raisonnement nicht in guter Ordnung, allein man erkennt doch daraus dieses jungen Herren Genie, und daß er tacite des Herrn Vaters Conduite taxirt. — —"

Der Aufsatz beschäftigt sich mit dem Beweise, daß Preußen durch seine geographisch ungünstige Lage darauf hingewiesen sei, das schwedische Pommern und das polnische Preußen zu erwerben, um die Verbindung zwischen den zerrissenen Landestheilen herzustellen. Man kann nur unter dieser Bedingung die Polen in Zaum halten und ihnen Gesetze vorschreiben, weil man ihre Handelswege, die Weichsel und den Pregel beherrscht. Im Westen ist das Recht auf die Jülich Bergsche Erbschaft geltend zu machen. Wenn, wie man erwarten darf, binnen Kurzem der Stamm der Mecklenburger Fürsten erlischt, muß man von dem Gebiete derselben ohne Weiteres

[1]) Förster III. p. 17.

und auf diese Weise stets von Eroberung zu Eroberung schreiten, denn wer nicht vorwärts geht, geht zurück. Verfährt man nach diesem Principe, so kann der König von Preußen eine große Rolle in Europa spielen, braucht keinen Feind zu fürchten, sondern hat nach den Vorschriften der Gerechtigkeit selbst zu bestimmen, ob er Krieg oder Frieden haben will. Möge Preußen sich aus seiner Erniedrigung aufrichten. Dann wird im deutschen Reiche und in ganz Europa die protestantische Religion das Haupt erheben, als Zufluchtsstätte. für alle Bedrängten, als Schutz der Armen, Wittwen und Waisen, zum Schrecken der Bösgesinnten. Sollte aber jemals, was Gott verhüte, Laster und Ungerechtigkeit, Parteilichkeit und Lauigkeit im Glauben den Sieg über die Tugend davontragen, dann wünsche ich, daß der Staat noch schneller zu Grunde gehe, als er sich erhoben hat! — —

Mit allen diesen weitaussehenden Zukunftsplänen mußte aber der arme Prinz sich bis zum August 1731 innerhalb der Festungsmauern von Küstrin im engen Zirkel umherdrehen.

Grumbkow, dem er sich genähert hatte, und der den König besser kannte und mehr zu beeinflussen verstand als irgend Jemand, hatte richtig vorausgesagt, daß es nicht eher anders werden würde, als bis es zu einer persönlichen Zusammenkunft zwischen Vater und Sohn gekommen wäre. Dahin brachte man es denn zuletzt.

Der König kündigte an, daß er sich am 15. August nach Küstrin begeben wolle. Auf hundert Schritt würde er dem Prinzen ansehen, ob eine wirkliche Sinnesänderung in ihm vorgegangen wäre, oder ob er sich verstellte. Der Prinz sollte ihm nicht entgegenkommen. Er würde ihn schon rufen lassen. So geschah es denn [1]). Von Rohwedel und Natzmer geführt, erschien Friedrich in dem Zimmer, wo sein Vater ihn erwartete. Wie Grumbkow ihm vorher ausführlich angedeutet hatte, warf er sich dem Könige zu Füßen, der ihm in strengen Worten alle seine Sünden vorhielt. Namentlich auch die gemachten Schulden. Schuldenmachen wäre so gut wie Stehlen. Dann stellte er ihm vor, was sein Fluchtversuch im Falle des Gelingens für Folgen gehabt hätte. „Eure Mutter würde in das größte Unglück gerathen sein, Eure Schwester hätte ich lebenslang an einen Ort gesetzet, wo sie weder Sonne noch Mond beschienen hätte." Das scheint den Kronprinzen wirklich ergriffen zu haben. Er warf sich nochmals dem Könige zu Füßen und bat, ihn auf die härtesten Proben zu stellen. Darauf fragte der König: „Hast Du Katten verführt, oder hat Katte Dich verführt?" worauf der Kronprinz ohne Hästitiren antwortete: „Ich habe ihn verführt." Der König erwiderte: „Es ist mir lieb, daß Ihr endlich die Wahr-

[1]) Die ausführliche Erzählung der Zusammenkunft, die Grumbkow für den Wiener Hof aufschrieb, bei Förster. l. c. p. 50.

heit sagt." Nun folgten neue sehr heftige Ermahnungen, dann ein scharfes Examen über Glaubensfragen, namentlich über die Prädestination. Nachdem das alles zur Zufriedenheit ausgefallen, nahm der gestrenge Vater einen milderen Ton an. Er versprach das Vergangene in Hoffnung auf besseres Betragen gänzlich zu vergeben, welches der Kronprinz mit größter Gemüthsbewegung annahm, des Königs Füße küßte und viele Thränen vergoß. Zuletzt umarmte ihn der Vater, „und da Seine königliche Majestät sich in den Wagen setzte, küßte der Kronprinz S. K. M. in présence vieler hundert Menschen die Füße, und Sr. M. umarmten ihn nochmals und sagten, daß, weil Sie glaubten, daß seine Treue aufrichtig wäre, wollten Sie nun auch weiter für ihn sorgen, welches denn in den Kronprinzen solche Freude setzte, die man mit keiner Feder exprimiren kann; worauf Sr. K. M. wegfuhren. — —"

Dem Kronprinzen war es vollster Ernst mit dem Vorsatze, nunmehr auf jede Weise sich des Vaters Gunst zu erwerben. „Die letzte Zusammenkunft," sagte er zu Hille, „habe ihn überzeugt, daß der König ihn wirklich liebe, und wenn sich nicht der Teufel in Person hineinmische, so solle der Frieden auf immer Bestand haben." Grumbkow gab sehr ausführliche Verhaltungsregeln über Alles, was zu thun und zu lassen sei, um die so schwer wiedererworbene Gunst nicht zu verscherzen.

Länger als eine Woche blieb der Prinz in Ungewiß-

heit darüber, welche Erleichterung seiner Gefangenschaft er in Folge der Zusammenkunft vom 15. August zu erwarten hätte. Als Vorbote stellten sich ein von Berlin abgeschickter Schneider und ein Schuhmacher ein, welche zu neuen Kleidern und Stiefeln Maß nehmen sollten. Denselben hatte der König so große Eile eingeschärft, daß man den Kronprinzen deshalb in der Nacht wecken mußte. Am 21. endlich gelangte die neue Instruction an Wolden und Hille [1]). Dieselbe bestimmte dem Wesen nach Folgendes: Vor allen Dingen soll aus Dankbarkeit, daß Gott das böse Herz des Sohnes auf Christi Fußtapfen zurückgebracht, mit dem Beten, Singen und Bibellesen Morgens und Abends continuiret werden. Der Prinz soll nunmehr den Rang und die Rechte eines wirklichen Rathes bei der Domainenkammer einnehmen, neben dem Präsidenten sitzen und mit demselben zugleich die wichtigeren Sachen unterzeichnen. Er soll, aber stets nach vorher ertheilter königlicher Erlaubniß und in Begleitung eines Domainenrathes, sechs bestimmte Aemter des Küstriner Bezirkes bereisen und die Wirthschaft nunmehr praktisch erlernen. Man muß ihm den Unterschied zwischen guter und schlechter Wirthschaft begreiflich machen, auch ihn über Viehzucht und Brauwesen unterrichten. Er muß angeleitet werden, nach Allem selbst zu fragen. Diese Bereisungen sollen zu

[1]) Bei Förster I. 387.

keinen Schmausereien Anlaß geben, sondern der Amtmann muß für fünf Personen anrichten lassen, und vor jede Person 8 Groschen mit Bier und alles bezahlt werden. Der Prinz darf bei solchen Gelegenheiten auf die Jagd gehen und Hirsche, Rehe, Hühner und Hasen schießen. Er darf niemals des Nachts ohne Permission außerhalb Küstrins schlafen. In die Kammersitzungen braucht er nur dreimal wöchentlich Vormittags zu gehen. Der Nachmittag aber soll vor Ihn sein zu reiten und fahren, zu dem Ende S. K. M. ihm Pferde und Wagen schicken werden. Er darf niemals allein sein, auch mit Niemand allein sprechen. Seine Begleiter sollen davor responsable sein, daß er bei kein Mädchen oder Frauens-Mensche kommt. Er darf nur an den König und die Königin Briefe schreiben und versiegelt abschicken. Zu jeder Mahlzeit darf er zwei Gäste bitten und alle Wochen zweimal zu Gaste gehen. Es darf aber kein Frauenzimmer dabei sein, sondern nur Mannspersonen. Französische und deutsche weltliche Bücher und Musik bleibt nach wie vor scharf verboten. Er soll sich gewöhnen, selbst etwas zu thun, als das Gewehr zu laden, zu putzen und dergl., und nicht alles durch andere Leute verrichten lassen. Er muß gut Haushalten lernen und mit seinem Etat auskommen. Auf seine Leute und Pferde, Sattel und Zeug soll er selbst Achtung geben und dahin sehen, daß Alles in gutem Stande bleibt.

Wurde es schon mit der ersten strengen Instruction

des Königs nicht allzu scharf genommen, so war man natürlich jetzt noch nachsichtiger. Auch sprach den Prinzen die Bereisung der Aemter an. Er berichtete mit vielem Verständniß darüber an den König, der auch oft die gemachten Verbesserungsvorschläge genehmigte und das dazu erforderliche Geld anwies. Nach Grumbkow's Rath gab der Prinz in seinen Briefen allezeit große Vorliebe und Verehrung für den Soldatenstand und Freude an der Jagd zu erkennen. Der König aber zeigte in seinen Antworten nicht, daß er davon Notiz nähme.

Am 22. September schreibt der Kronprinz[1]): Major Röder ist hier auch durchpassirt. — — Er hat einen schönen Kerl vor meines allergnädigsten Vaters Regiment, welchen ich nicht ohne blutigen Herzen habe ansehen können. Ich versehe mich von meines allergnädigsten Vaters Gnade, er werde es mit mir gut machen, ich verlange auch nichts und kein Glück in der Welt, als was von Ihnen kömmt und hoffe, Sie werden

---

[1]) Leider besitzen wir von dem Briefwechsel zwischen Vater und Sohn aus dem Jahre 1731 noch keine correcte Ausgabe. Förster hat die Orthographie und auch die Worte vielfach geändert. — Aus der Zeit von 1732 bis 1739 finden sich dagegen 156 Briefe diplomatisch genau abgedruckt in der 1838 ohne Namen erschienenen Schrift: Friedrich des Gr. Briefe an seinen Vater. Berlin bei Mittler.

Sich wohl mal meiner in Gnaden erinnern und mir wieder den blauen Rock anziehen.

Jener oben erwähnte Schneider nämlich hatte dem Prinzen zu Civilkleidern Maß genommen. Der König konnte es lange nicht vergessen, daß Friedrich die ihm unbequeme Uniform seinen Sterbekittel genannt hatte. Diese Lästerung wurde ihm nicht nur oft vorgeworfen, sondern auch im Tabakscollegium lebhaft beklagt.

Unter solchen Umständen war das Ende der über den Prinzen verhängten Verbannung nicht abzusehen. Im November aber zeigte sich eine Veranlassung, den König nochmals dringend um Begnadigung zu bitten. Es war dem gestrengen Herrn endlich gelungen, seine älteste Tochter durch fortgesetzte rauhe Begegnung und oft wiederholte körperliche Mißhandlungen dahin zu bringen, daß sie sich bereit erklärte, die Bewerbungen des Erbprinzen von Baireuth anzunehmen. Freilich zog sie sich dadurch den größten Unwillen ihrer Mutter zu, welche noch immer die Hoffnung auf eine englische Verbindung hartnäckig festhielt. Der Zorn des Vaters hatte aber so entsetzliche Folgen für die arme gequälte Prinzessin, daß fernerer Widerstand unmöglich wurde. Den Ausschlag gab es, daß der König die Begnadigung des Kronprinzen von ihrem Gehorsam abhängig machte[1]). Da willigte sie ein. Friedrich Wilhelm,

---

[1]) Die förmliche Verlobung hatte zwar schon im Juni statt-

ebenſo unbändig bei den Aeußerungen ſeiner Freude wie in den Anfällen der Wuth, umarmte die Tochter weinend und ſchluchzend. Er verſprach ihr goldene Berge, die freilich ſpäter gar ſehr zuſammenſchrumpften. Doch genehmigte er, daß der Kronprinz zur Hochzeit nach Berlin kommen dürfte. Das war ſo ziemlich der einzige Lichtblick bei der ſonſt höchſt trübſeligen Vermählungsfeier. Zwar hatte der König mit ungewohnter Freigebigkeit Alles aufgeboten, um das Feſt glänzend zu machen. Eine Menge fremder Fürſtlichkeiten waren geladen, es fehlte weder an Paraden noch an Schmauſereien. Die Braut aber war durch Alles, was ſie vorher erduldet, ſo ſchwach, daß ſie ſich kaum aufrecht erhalten konnte. Perſönlichen Widerwillen gegen ihren Verlobten hatte ſie niemals empfunden. Schon im Juni, als er ihr zum erſten Male vorgeſtellt wurde, benahm er ſich mit rückſichtsvoller Beſcheidenheit, ſo daß von dieſer Seite nicht viel zu wünſchen blieb. Die Königin indeſſen war unverſtändig genug, ſich in das Unabänderliche nicht finden zu wollen. Sie behandelte den armen Prinzen mit dem ganzen Hochmuth der Hannoveraner und machte der Tochter bemerklich, ſie werde nun jährlich grade ſo viel Einkommen

---

gefunden, allein die fortgeſetzten Intriguen der Königin machten es zweifelhaft, ob es deſſenungeachtet zur Vollziehung der Heirath kommen würde.

haben, wie ihre erste Kammerfrau erhalten hätte, wenn die englische Heirath zu Stande gekommen wäre.

Der Tag der Vermählung war nun auf den 20. November festgesetzt, die Festlichkeiten aber sollten noch mehrere Tage nachher fortdauern. Mit größter Ungeduld erwartete man in Küstrin, ob der Kronprinz eingeladen würde. Als dies am 10. November noch nicht geschehen war, schrieb Hille an den König: „Bis dato hat sich der Kronprinz flattiret, daß er gegen das bevorstehende Beilager die Gnade haben würde, sich zu Ew. Maj. Füßen zu werfen. Da er aber siehet, daß man ihn vergessen wird, als nimmt er solches vor Zeichen höchster Ungnade an, —— jedoch unterwirft er sich mit blindem Gehorsam Ew. Maj. Willen und Befehle."

Da gestattete der König, daß der Kronprinz am 23. November, also drei Tage nach der Trauung, nach Berlin kommen dürfte. Das geschah denn auch. Mit außerordentlichem Pomp wurden das Brautpaar und die fremden Gäste bewirthet, unter denen sich auch eine Tochter des Großen Kurfürsten befand [1]), die jetzt als Wittwe ihren dritten Gemahl, den Herzog von Sachsen-Meiningen, verloren hatte.

Erst am 3. Tage der Feierlichkeit wurde der Kron-

---

1) Sie war vorher an den Herzog von Kurland vermählt gewesen. Ihr Sohn aus dieser Ehe war es, der am Berliner Hofe erzogen, von dem kleinen Friedrich Wilhelm gemißhandelt wurde.

prinz nach Berlin befohlen, wo er Abends 7 Uhr den 23. November eintraf, als der Ball in den großen strahlend erleuchteten Sälen des Schlosses bereits begonnen hatte. Niemand als der König kannte die Stunde seiner Ankunft. Die in einen unscheinbaren hechtgrauen Rock mit schmalen silbernen Tressen gekleidete Gestalt des Kronprinzen mischte sich geräuschlos unter eine Schaar von Dienern in der Nähe der Thür. Niemand erkannte den Prinzen. Er war gewachsen und stärker geworden, seine früherhin etwas gezierten Manieren „à la marquis“ hatten einem gesetzteren Wesen Platz gemacht. Die Prinzessin Wilhelmine wurde mitten im Tanz durch Grumbkow von der Anwesenheit ihres Bruders benachrichtigt. Auch da noch suchte sie ihn vergebens mit den Augen, bis man sie in seine Nähe führte. Laut schluchzend stürzte sie auf ihn zu, der Prinz aber, eingedenk der von Grumbkow empfangenen Warnungen, verhielt sich ziemlich kühl. Ein fatales Gemisch von verletztem Stolz und Verlegenheit über seine ungewöhnte Lage mochte ihm die freie Aeußerung dessen, was er empfand, unmöglich machen. Der König trat hinzu. Er war befremdet über die geringe Zärtlichkeit, welche Friedrich seiner Schwester erwies, die so viel um seinetwegen erduldet. Dann führte er ihn zur Mutter mit den Worten: „Sehen Sie, Madame, da ist nun der Fritz wieder.“ Die Königin, die am Spieltisch saß, warf die Karten

von sich und umarmte weinend vor Freude ihren ältesten wiedergefundenen Sohn.

Der König war in der heitersten Laune. Die beiden widerspänstigen Kinder hatte er vollständig zur Unterwerfung gebracht. Die englischen Intriguen, die ihm so manche schlaflose Nacht gekostet, konnten seine Ruhe nicht mehr stören. Er durfte nun hoffen, den Rest seines Lebens in Frieden nach außen und nach innen zu genießen. Alle Welt sollte an diesem Glück Seiner Majestät Theil nehmen. Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit befahl er die Hoffeste zu verlängern. Zum 26. November wurde ein zweiter großer Hofball angesagt. Die Berliner Bürger, welche stumme Zeugen der traurigen Zerwürfnisse in der königlichen Familie gewesen, sollten nun mit eigenen Augen die wiederhergestellte Eintracht ansehen. Deshalb ergingen Einladungen „an viele Kriegs- und Hofräthe, mehrere Kaufleute und andere honette Personen bürgerlichen Standes nebst dero Eheliebsten. Sie durften sich an diesem Abende auf dem Schlosse mit Tanzen vergnügen und wurden mit Speisen und Trank bewirthet.“ Am folgenden Tage[1]) verfügten sich unter Vortritt des Fürsten Leopold von Dessau die sämmtlichen in Berlin anwesenden Generale und Obristen zum Könige und baten, Sr. königliche Hoheit den Kronprinzen wieder

[1]) Förster I. 392.

in die Armee eintreten zu lassen. Als Zeichen der Gewährung erlaubte der versöhnte Vater seinem Sohn am 30. November beim Diner des Grafen Seckendorf in Uniform zu erscheinen. Doch mußte derselbe schon am 4. December wieder nach Küstrin zurückgehen, um die Arbeiten bei der Domainenkammer daselbst fortzusetzen. Das geschah jetzt mit leichtem Herzen. Die Versöhnung war aufrichtig. Ein voll Freude und Dankbarkeit an ihn gerichtetes Schreiben des Prinzen vom 8. December beantwortete der König am 11. dahin: „— — Ich habe das Vertrauen zu Euch, Ihr werdet dergestalt beständig continuiren und Euch lediglich auf Mich verlassen. Alsdann könnt Ihr gewiß persuadirt sein, daß Ihr einen Vater habt, der Euch herzlich liebt, und beständig lieben, auch vor Euch auf alle Art und Weise sorgen wird."

Der Kronprinz blieb dem von ihm geleisteten Eide bis zu seiner Thronbesteigung getreu. Auf alle Weise suchte er dem Willen des Vaters nachzuleben und jeden Anlaß zu neuen Zerwürfnissen fern zu halten. Mit Eifer setzte er die Bereisung der Aemter fort, kümmerte sich auf's Genaueste um die Bewirthschaftung der Landgüter und machte so praktische Vorschläge zu Verbesserungen, namentlich auch zu zweckmäßigerer Einrichtung der bäuerlichen Lasten, daß er von dem gestrengen Vater großes und aufrichtiges Lob dafür erntete. Ueberhaupt wurde der Briefwechsel zwischen Vater und Sohn

allmählich ganz freundschaftlich, obgleich die an den König gerichteten Schreiben sich, um keinen Anstoß zu erregen, in den allerunterthänigsten respectvollsten Formen bewegen mußten, welche aber in Anbetracht des damaligen Curialstils heutzutage viel devoter klingen, als sie im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gemeint und auch verstanden wurden. Eine sehr kluge Maßregel war es, daß der Prinz, obgleich die Mittel zu seinem Haushalte ihm noch immer auf's Knappste zugemessen waren, es dennoch von Zeit zu Zeit ermöglichte, ein kleines Geschenk in die königliche Küche nach Berlin gelangen zu lassen, wofür Friedrich Wilhelm, wie wir wissen, ganz besonders empfänglich war. Für einen am 26. Januar 1732 übersandten Braten, welcher in des Königs Auge sicherlich doppelten Werth hatte, weil der Prinz denselben nicht bezahlt, sondern aus Wollup, wo geschlachtet worden, geschenkt erhalten, bedankt sich der Monarch gleich am 28. mit herzlichen Worten und verspricht seinen Sohn „so zu setzen, daß er content zu sein Ursache haben soll." Er giebt ihm bei einer Unpäßlichkeit diätetische Rathschläge, empfiehlt ihm, sich an das Bier, statt an den theuren Wein zu gewöhnen u. s. w.

Während der Prinz diese Rathschläge mit ehrbarstem unterthänigstem Danke hinnahm, hatte sein Herz eine Beschäftigung gefunden, welche ihm die Zeit, die er noch in Küstrin zubringen sollte, sehr angenehm verkürzte.

Das traf seltsamer Weise grade in dieselbe Zeit, wo der König sehr ernsthaft daran ging, dem Sohne eine Gemahlin zu geben. Seckendorf war, wie überall, so auch hier durch seine Spione von Allem in Kenntniß gesetzt. Er wußte, daß der Kronprinz mit der Frau des Obristen v. Wreech, geb. v. Schöning, sich in eine sehr „starke amour" eingelassen, daß ihm darüber alles andere, selbst die Heirathspläne, die der Vater für ihn entwarf, gleichgültig wurden. Der König war von dem Treiben des Prinzen ebenfalls durch *seine* Spione unterrichtet, aber er hielt es für's Beste, ein Auge zuzudrücken. Ja er scherzte sogar in der Weinlaune über diese Liebschaft[1]). Das war jedenfalls das Klügste. Zu einem neuen Zerwürfniß in der Familie wollte er es nicht kommen lassen, und doch stand zu befürchten, daß der Prinz sich nicht ohne Widerstreben eine Gattin nach des Vaters Wahl zuführen ließe.

Mit dieser Wahl sah es übrigens nicht viel besser aus, als mit allen diplomatischen Maßnahmen Friedrich Wilhelm's. Er glaubte selbstständig zu han-

1) Grumbkow an Seckendorf bei Förster, Fr. W. III. p. 112. Man glaubte allgemein, daß die Mai 1732 geborne Tochter der Wreech den Prinzen zum Vater habe. Friedrich selbst erklärt das in einem Briefe an Grumbkow für niederträchtige Verleumdung, Förster III. 174. Indessen wohl mit der Absicht, daß das dem Könige wieder gesagt würde.

deln, während er doch nur ein willenloſes Werkzeug in den Händen der öſterreichiſchen Partei war.

Wohl hat Friedrich der Große Recht, wenn er ſagt[1]): Aus Gefälligkeit gegen den Wiener Hof verheirathete der König ſeinen älteſten Sohn mit einer Prinzeſſin von Braunſchweig-Bevern, Schweſtertochter der Kaiſerin. Anfangs Februar 1732 war es gelungen, dieſen Entſchluß des Königs unabänderlich herbeizuführen.

Zum Verſtändniß der Sachlage muß man ſich erinnern, daß grade in damaliger Zeit Friedrich Wilhelm's Liebe und Verehrung für ſeinen Kaiſer ſich zu einer faſt leidenſchaftlichen Höhe geſteigert hatte. Seit dem October 1731 ging er mit dem Plane um, eine perſönliche Zuſammenkunft mit Karl VI. herbeizuführen, um, wie er hoffte, auf dieſem Wege alle Mißverſtändniſſe zu beſeitigen, welche durch übelwollende Diener zwiſchen ihm und dem Reichsoberhaupte entſtanden wären. Wir ſahen, wie es faſt drei Vierteljahre dauerte, bis der Widerwille des Kaiſers gegen dieſe Zuſammenkunft überwunden wurde und die Reiſe nach Kladrup im Juli 1732 angetreten werden konnte. In die Mitte dieſes Zeitraums fällt der Brief Friedrich Wilhelm's vom 4. Februar, durch welchen er

1) Memoires de Brandenbourg IV. p. 47.

seinem Sohne die getroffene Wahl der Braut anzeigt[1]). Er schreibt: „Mein lieber Sohn Fritz, Es freuet mir sehr, daß Ihr keine Arzenei mehr brauchet, Ihr müßt Euch noch etliche Tage schonen vor die große Kälte, denn ich und alle Menschen schrecklich von Flüssen incommodiret sein, also nehmet Euch hübsch in Acht. Ihr wißt, mein Sohn, daß wenn meine Kinder gehorsam seind, ich sie sehr lieb habe, so wie Ihr zu Berlin gewesen, ich Euch alles von Herzen vergeben habe, und von die Berliner Zeit, daß ich Euch nicht gesehen, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein, und Euch zu etabliren, sowohl bei die Armee, als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter und Euch suchen bei meinem Leben noch zu verheirathen. Ihr könnt wohl denken, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andre, soviel als möglich ist, habe examiniren lassen, und was sie vor Conduite und Education, da sich denn die Prinzessin, die älteste von Bevern, gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen, so müssen die Frauen sein. Ihr sollt mir cito Euer sentiment schreiben. — — Das Gouvernementshaus[2]) werde lassen zurechtbauen und alles meubliren, und Euch soviel geben, daß Ihr allein wirthschaften könnt und will Euch bei der Armee

---

[1]) Förster III. p. 77.

[2]) Das ehemalige Palais Friedrich Wilhelm's III., welches jetzt der Kronprinz bewohnt.

im April commandiren. Die Prinzeſſin iſt nit häßlich, auch nit ſchön. Ihr ſollt keinem Menſchen was davon ſagen, wohl aber der Mama ſchreiben, daß ich Euch geſchrieben habe, und wenn Ihr einen Sohn haben werdet, da will ich Euch laſſen reiſen, die Hochzeit aber vor zukommendem Winter nicht ſein kann, indeſſen werde ſehen Gelegenheit zu machen, daß Ihr Euch etliche Mal ſehet in alle honneur, damit Ihr ſie noch lernet kennen. Sie iſt ein gottesfürchtiges Menſch und dieſes iſt alles, auch comportable ſowohl mit Euch als mit den Schwiegerältern. Gott gebe ſeinen Segen dazu, und ſegne Euch und Eure Nachfolgers — —. P. S. Wenn der Herzog von Lothringen herkommt, ſo werde ich Dich kommen laſſen. Ich glaube Deine Braut wird hier kommen, Adieu, Gott ſei mit Euch."

Das war deutlich geſprochen, und der Kronprinz wußte ſehr wohl, daß nach Allem, was vorangegangen war, er ſich zu fügen hatte. Er ſchrieb deshalb einen unterwürfigen Brief „in ſubmiſſeſten Terminis," in welchem er allen Beſchlüſſen des Königs im Voraus zuſtimmte [1]).

Wir ſind über das, was bei dieſer wichtigen Angelegenheit in des Prinzen Seele vorging, ſehr genau unterrichtet, ſeit der Briefwechſel mit Grumbkow in den Seckendorf'ſchen Papieren aufgefunden und veröffent-

1) Seckendorf an Prinz Eugen. Förſter III. 158.

licht ist. Grumbkow als kluger Mann begriff sehr wohl, daß nach erfolgter Versöhnung ihm Nichts übrig blieb, als aufrichtig dem Vater und dem Sohne alles das anzurathen, wodurch ein gutes Vernehmen aufrecht erhalten werden konnte. Man prophezeite allgemein dem Könige kein langes Leben, weil derselbe auf seine Gesundheit zu wenig Rücksicht nahm. Wie bald also konnte der schlaue Günstling in die Lage kommen, sein Schicksal aus den Händen des Thronfolgers empfangen zu müssen!

Den ersten Brief des Kronprinzen erhielt Grumbkow in dieser Angelegenheit am 11. Februar, also sechs Tage nachdem die eben mitgetheilte Benachrichtigung des Königs in Küstrin eingetroffen war. Seit dem 6. April kommt auch ein ziemlich lebhafter Verkehr mit Seckendorf in Gang, welcher die Verheirathungspläne im Sinne des Wiener Hofes leitete und bevollmächtigt war, den Prinzen durch wiederholte geheime Unterstützungen aus seinen fortwährenden Geldverlegenheiten zu reißen, um ihn so gewissermaßen in den Kreis der von Oesterreich bestochenen Personen mit hineinzuziehen. Sogar die Prinzessin Wilhelmine erhielt 1000 Thaler, damit sie im kaiserlichen Interesse wirke. Auch war das bei der schnell wechselnden Stimmung des Prinzen sehr nöthig. Die ganze, ohne sein Wissen und Willen abgeschlossene Verlobung war ihm äußerst zuwider. Zwar empfand er nach seinem ausdrücklichen Geständnisse

gegen die Person der Braut durchaus nicht den Widerwillen, den er absichtlich zur Schau trug, damit das Opfer, welches er brachte, desto größer erscheine, — aber er hatte sich seine künftige Gattin ganz anders gedacht[1]). Eine schöne, vor allen Dingen eine geistreiche Frau zur Seite zu haben und von ihr den Erben der Krone zu empfangen, war sein Wunsch. Das Bedürfniß nach ehelichem Glück, wie sein Vater es im stärksten Maße empfand, lag nicht im Charakter des Prinzen. Es läßt sich nicht nachweisen, daß er jemals ein weibliches Wesen, im edleren Sinne des Wortes, wahrhaft geliebt hätte. Für seine tieferen geistigen und seelischen Bedürfnisse hat er lebenslang nur im Umgange mit Gelehrten, Dichtern und tüchtigen Kriegsmännern, nicht aber mit Frauen Befriedigung gesucht.

---

1) Wilhelmine giebt in ihren Memoiren II. 109 folgende Schilderungen von ihr: Die Prinzessin ist groß gewachsen. Ihre Taille nicht schlank, ihre Haltung hat etwas sehr Ungraziöses. Ihr Teint ist blendend weiß und lieblich roth. Die mattblauen Augen versprechen wenig Geist. Alle Züge sind zart ohne schön zu sein. Das ganze Gesicht macht einen reizend kindlichen Eindruck. Man glaubt den Kopf eines kleinen Mädchens von 12 Jahren zu sehen. Ihr blondes Haar fällt in natürlichen Locken, aber alles, was in dem Gesichte hübsch ist, wird durch die schwarzen, schlechten Zähne entstellt. Zierliche Manieren hat sie ganz und gar nicht. Sie spricht so undeutlich, daß man große Mühe hat sie zu verstehen, was sehr unbequem ist.

Was von seiner Neigung zu der ihm ursprünglich bestimmten, von ihm nie gekannten englischen Prinzessin Amalie gefabelt wird, ist rein aus der Luft gegriffen, wogegen allerdings in dem Herzen der stets unvermählt gebliebenen Prinzessin eine Leidenschaft für den Kronprinzen entstanden war. Als derselbe später im Glanze höchsten Kriegsruhms die Bewunderung der Welt auf sich gezogen, da nährte die Verlassene im Stillen ihre Liebe und trug noch im Tode Friedrich's Bild auf dem Herzen.

Dieser selbst aber spricht über seine bevorstehende Vermählung fortwährend im leichtfertigsten und dabei ärgerlichsten Tone. Zur Probe einige Stellen aus jenem ersten Briefe an Grumbkow vom 11. Februar: „Könnte ich mich der Gnade des Königs versichert halten, so wollte ich gern Alles thun, was in meinen Kräften steht. Aber wenn ich meine Verabredungen mit dem Herzog von Bevern treffe, so werde ich wenigstens darauf dringen, daß das corpus delicti bei ihrer Großmutter [1]) erzogen wird. Ich will lieber Hahnrei werden, oder unter dem Pantoffel einer hochmüthigen Gemahlin stehen, als eine dumme Person heirathen, die mich durch Albernheiten rasend macht, und deren ich mich vor den Leuten schämen muß. Und nun gar eine Betschwester, die gewöhnlich einen ganzen Schwarm

[1]) Der Gemahlin Herzogs Ludwig Rudolph von Braunschweig.

von Augenverdrehern hinter ſich hat. Wäre es wenigſtens möglich, ſie reformirt zu machen! — — Sie können ſich denken, wie fatal es mir ſein muß, den Verliebten bei einer Perſon zu ſpielen, die wahrſcheinlich häßlich und dumm iſt, denn auf Seckendorf's Geſchmack will ich mich in dieſem Punkte nicht verlaſſen. Nochmals, man laſſe die Prinzeſſin lieber ein Paar leichtfertige Molière'ſche Stücke auswendig lernen, als des ſeligen Arndt wahres Chriſtenthum. Wenn ſie wenigſtens Tanzen und Muſik lernen wollte. — — Sie ſoll ja eine Schweſter haben, die geſunden Menſchenverſtand beſitzt, warum muß ich grade die älteſte nehmen u. ſ. w.“ Grumbkow ſchickte hierauf dem Prinzen eine Schilderung von dem Aeußern der Prinzeſſin, die er mit Abſicht häßlicher darſtellte, als ſie war, damit der Verlobte, wenn er ſie ſähe, angenehm überraſcht würde. Das hatte aber eine ſehr üble Wirkung. — „Glauben Sie,“ antwortete Friedrich ihm am 19. Februar, „daß ich ſehr entzückt durch die Beſchreibung bin, die Sie von dem abominablen Gegenſtande meiner Liebe entwerfen? — — Der König ſoll doch bedenken, daß nicht Er es iſt, der heirathet, ſondern ich. — — Er hatte ja damals verſprochen, ich ſollte unter einigen Prinzeſſinnen die Wahl haben. Er wird doch hoffentlich Wort halten. — — Ich bin mein ganzes Leben lang unglücklich geweſen — — vielleicht hätte ein großes Glück mich übermüthig gemacht, damit muß ich mich tröſten. — — Ich

habe für eine bloße Verirrung genug gelitten — — im schlimmsten Falle kann ein Pistolenschuß allen Leiden ein Ende machen, und ich glaube nicht, daß der liebe Gott mich deshalb verdammen würde. — —"

Grumbkow, den noch dazu verschiedene in diesen Briefe eingestreute sarkastische Anspielungen auf ihn und seine Familie empfindlich beleidigt hatten, verlor jetzt die Geduld. Er gab dem Prinzen zu bedenken, welche Folgen eine neue Widersetzlichkeit gegen des Königs unbeugsamen Willen haben müßte. Noch wäre es nicht lange her, daß der König im Küstriner Schlosse gesagt: „Nein, Grumbkow, denket an diese Stelle, Gott gebe, daß ich nicht wahr rede, aber mein Sohn stirbt nicht eines natürlichen Todes, und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände komme."

Er, Grumbkow, wollte mit der ganzen Sache Nichts mehr zu thun haben. „Salomon sagt," fährt er fort, „Ein verständiger Mann siehet das Unglück und verbirget sich, aber ein Narr geht blindlings durch. Ich glaube, daß für mich dreiundfünfzigjährigen Mann die Narrenrolle sich schlecht passen würde u. s. w."

Auch an Wolden schreibt er in größtem Zorn: „Meinetwegen mag der Prinz die Venus in Person heirathen, mir ist das ganz egal. Ich bitte ihn dahin zu bringen, daß er mich ein für alle Mal vergißt."

Friedrich überzeugte sich bald, daß Grumbkow in der Sache nicht so Unrecht hätte. Am 26. Februar kam

der Herzog Franz Stephan von Lothringen, Maria Thereſiens Verlobter, nach Berlin. Auch der Herzog von Bevern erſchien daſelbſt, dem hohen Gaſte ſeine Ehrerbietung zu bezeigen. Der König befahl nun, wie er verſprochen, dem Prinzen, ſich gleichfalls einzufinden, um bei dieſer Gelegenheit die ihm beſtimmte Braut zu ſehen. Das geſchah, und in Gegenwart des Vaters hatte er zu fernerer Widerſetzlichkeit keinen Muth. Die Verlobung ging in aller Form am 10. März 1732 von Statten. Der König ſchrieb voller Freuden an Seckendorf, daß er ihm auf gethane Vorhaltungen wegen ſeines künftigen Benehmens gegen die Braut „sans affectation aus freiem aufrichtigen Herzen geantwortet: Ich habe einmal meine Parole gegeben, ich laſſe nit von ihr bis in den Tod — ſie wird ſchon gut werden — — und weil es mein Vater ſein Wille iſt, ich keinen andern Willen habe, und gehe morgen darauf zum Abendmahl [1])." Im Auftrage der Kaiſerin bat Grumbkow die Prinzeſſin Wilhelmine, Alles aufzubieten, damit zwiſchen den Verlobten ein gutes Verhältniß Beſtand habe. Sie verſprach dies [2]) und trug in der That viel zum friedlichen Verlauf dieſer traurigen Angelegenheit bei.

Die Prüfungszeit des Kronprinzen war nun zu Ende. Schon am 29. Februar hatte der König ihn

---

1) Förſter III. 307.

2) Memoires de Wilhelmine II. 84.

zum Chef des Golzischen Infanterieregiments mit Anweisung von Ruppin als seiner künftigen Garnison ernannt. Am Tage nach der Verlobung führte er ihn in die Versammlung des General-Directorii ein, wodurch er die Befugniß erhielt, in Vertretung des Königs daselbst zu präsidiren. Doch sollte er in keiner Sache entscheiden, ohne vorher aus den Acten zu sehen, wie der König in ähnlichen Fällen verfuhr. Es war das gewissermaßen eine Beförderung in dem Civildienste, welchen der Kronprinz nach seines Vaters höchst verständiger Anordnung zu seinem und seines Landes Besten vom Auscultator aufwärts durchmachen sollte.

Die Verlobungsfeierlichkeiten dauerten bis in den April hinein. Dann begab sich der Prinz in seine Garnison Neu-Ruppin, welche man aus dem Grunde gewählt hatte, weil die Grafschaft Ruppin seiner zukünftigen Gemahlin in den Ehepacten als Witthum verschrieben war.

Bei dem Abschiede von dem trefflichen Präsidenten von Münchow in Küstrin fragte dieser den Prinzen, wie er dereinst als König seine Feinde, die ihn in das Unglück gebracht, behandeln würde. „Ich werde," lautete die Antwort, „feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln." Danach hat er denn auch gehandelt.

In Ruppin waren zwei Häuser mit einander in Verbindung gesetzt und zur Wohnung für den königlichen Regimentscommandeur eingerichtet. Es beginnt

ſeit dieſer Zeit ein mit vollem Bewußtſein von ihm durchgeführtes Doppelleben des Prinzen. Mit den Regimentskameraden wurde geſchmauſt, gezecht und mit Rückſicht auf des Vaters Wunſch auf die Jagd gegangen, die dem Kronprinzen ſelbſt wegen ihrer Grauſamkeit zuwider war. Es fehlt nicht an Erzählungen von übermüthigen, theilweiſe im Rauſche begangenen Jugendſtreichen.

Ein gewiſſer Hang, ſich an der Beſchämung und dem Schaden Anderer zu ergötzen, einem Putzſüchtigen die Kleider zu verderben und dergl., zeigt ſich ſchon hier bisweilen.

Von ſolchen Thorheiten durfte der geſtrenge Vater Nichts erfahren. Dieſem gegenüber geberdete der Sohn ſich wohlweislich, als habe er ausſchließlich Sinn und Intereſſe für die Ordnung und Haltung ſeines Regiments. Regelmäßig jede Woche, oft noch häufiger, ſtattete er ſeine Berichte nach Berlin ab. Auch ſorgte er in der That mit dem größten Eifer dafür, daß ſeine Soldaten den beſtexercierten in der Armee Nichts nachgäben. Er ſchickte von Zeit zu Zeit einen Officier nach Potsdam, welcher alle vom Könige und dem Fürſten von Deſſau eingeführten kleinen Neuerungen ſogleich berichten mußte, damit bei der Revue alles und jedes lobenswürdig befunden würde.

Statt der goldenen Treſſen des Regiments erbat er ſich ſilberne, die ihm beſſer gefielen. Der König be-

willigte das mit Freuden, als Zeichen für das Intereſſe, welches der Prinz auch den kleinen zum Dienſt gehörigen Dingen widmete, denn in dieſer Beziehung traute er ihm immer noch nicht viel zu.

Daß eine Hauptſorge darauf ging, lange Rekruten für das Regiment zu erwerben, verſteht ſich von ſelbſt. Die Summen, welche Friedrich zu dieſem Zwecke aufwendete, überſtiegen ſeine Mittel, wo dann Seckendorf mit öſterreichiſchen Hilfsgeldern ſtets bereitwillig zur Hand war. Das Geld figurirte in ſeinen Briefen als „das bewußte Buch" oder das „Notenheft." Der Prinz dankte für den Empfang und bat ſich zuweilen recht bald den zweiten Theil des intereſſanten Werkes aus.

Bei der Anwerbung großgewachſener Leute ging er ganz auf des Vaters Geiſt und Sinn ein. Er meldete, daß ein mecklenburgiſcher ſechsfüßiger Schäfer ſeine Heerde oft ſo nahe an die preußiſche Grenze treibe, daß man ſeiner gelegentlich habhaft werden könne. Der König billigte das und befahl nur dafür zu ſorgen, daß es ohne Aufſehn geſchehe. Ein andermal bittet der Kronprinz um den Orden de la générosité für einen Edelmann, der einen zehnzölligen Rekruten beſorgt hat. Auch dieſe wohlverdiente Auszeichnung wird bewilligt.

Seiner Braut erwähnt Friedrich ſehr ſelten, und dann in kalter gemeſſener Weiſe. So rückte die Zeit der Vermählung heran, welche im Juni 1733 auf dem herzoglichen Luſtſchloſſe Salzdalum gefeiert werden

sollte. Wir haben oben gesehen, wie der kaiserliche Hof seiner veränderten politischen Verhältnisse wegen die Frechheit hatte, noch am Tage vor der Trauung vom Könige zu verlangen, daß er die Heirath rückgängig machen und von Neuem mit England wegen einer Verbindung seiner Kinder mit den Söhnen und Töchtern Georg's II. unterhandeln sollte. Wir erfuhren auch, wie der König die unerhörte Zumuthung mit gerechtem Unwillen von sich wies. Allerdings wär es für die Verlobten selbst kein Unglück gewesen, wenn diese österreichischen Intriguen Erfolg gehabt hätten; allein für Preußens geschichtliche Entwickelung darf man es als ein Glück betrachten, daß der damals noch nicht zur vollen Selbstständigkeit erwachsene Staat nicht in Beziehungen trat, welche leicht eine dauernde Abhängigkeit von dem mächtigen England zur Folge gehabt hätten.

Das Vermählungsfest, welches am 12. Juni zu Salzdalum begangen wurde, blieb trotz alles dabei entfalteten Pompes doch ein gar trübseliges. Auch die Rede, mit welcher der berühmte Abt Mosheim das junge Paar einsegnete, klang kalt und langweilig. Die Königin von Preußen konnte den Groll gegen ihre Schwiegertochter nicht überwinden, die nun als unübersteigliches Hinderniß zwischen sie und die im Geheimen noch immer genährten englischen Heirathspläne getreten war. Der Kronprinz selbst behandelte seine junge Gemahlin unfreundlich und zeigte großen Aerger, als

dieſelbe auch der geliebten Prinzeſſin Wilhelmine gegenüber ihre Schüchternheit nicht überwinden und ſich zu einer herzlichen Begrüßung ermannen konnte.

Am 16. Juni reiſten die Majeſtäten nach Berlin zurück. Das kronprinzliche Paar folgte einige Tage nachher und traf am 26. Abends in Charlottenburg ein, von wo aus am 27. der feierliche Einzug in die Reſidenz ſtatt fand. Sie nahmen in dem bereits fertig hergerichteten Palais, dem Zeughauſe gegenüber, ihre Wohnung. Bald fühlte man von allen Seiten, daß dieſe neue Heimath dem königlichen Schloſſe zu nahe lag. Glücklicher Weiſe begriff das auch der König ſelbſt. Da war es für das zwiſchen Vater und Sohn noch immer nicht ganz klare Verhältniß ſehr heilſam, daß der König, obgleich ungern, dem Prinzen auf deſſen dringendes Bitten die Erlaubniß ertheilte, 1734 den Feldzug am Rhein als Freiwilliger mitzumachen und die Regimenter zu begleiten, welche Friedrich Wilhelm in Folge der gegen den Kaiſer übernommenen Verpflichtungen in Eugen's Lager ſandte, wohin, wie wir wiſſen, auch Friedrich Wilhelm I. ſich in Perſon begeben hatte. Dieſe Erlaubniß zu erhalten, ſagt er, hat mir mehr Mühe gekoſtet, als dem Prinzen Eugen der ganze Feldzug [1]).

1) Oeuvres XVI. p. 134. Es iſt hier, wie immer, die große preuß'ſche Ausgabe der Werke des König's Berlin 1846—51 gemeint.

Allerdings war die Unternehmung erfolglos. Der greiſe Türkenbezwinger wollte ſich aus ſeiner wohlgewählten Stellung am Neckar nicht verdrängen laſſen und ſah ruhig mit an, wie die hochwichtige Feſtung Philippsburg von den Franzoſen erobert wurde. Friedrich ſtudirte mit großem Eifer die Einrichtungen der öſterreichiſchen Armee und erwarb ſich durch das kriegeriſche Talent, welches ſeine Fragen und Bemerkungen zeigten, die Achtung und Liebe des großen Feldherrn. Das Heer deſſelben aber flößte ihm keinen ſonderlichen Reſpect ein. Eugen ſchien in ſeinen alten Tagen die pedantiſche Exerciermethode Friedrich Wilhelm's I. einführen zu wollen. Am 17. Auguſt 1734 ſchreibt der Kronprinz an den Lieutenant v. Gröben nach Ruppin: „— — hier iſt der exsertzier Teuvel auch in die Kaiſerlichen gefahren den der Pr. Eugen exsertzieret nuhn erger wie wihr er iſt öfters 3 ſtunden ſelber dabei, und Fluchen die Kaißerlichen ſo viel auf uns das es graußam iſt — —" und an Camas: „Dieſer Feldzug iſt eine Schule, wo man aus der Unordnung und Confuſion, die in der kaiſerlichen Armee herrſcht, viel lernen kann."

Der König kehrte ſchon Mitte Auguſt nach Hauſe zurück. Der Kronprinz blieb bis Ende September und traf am 12. October wieder in Potsdam ein.

Sehr gern hätte er auch 1735 den wieder beginnenden Feindſeligkeiten beigewohnt, allein der König ſchlug

ſeine dringenden Bitten ab, weil „die jetzigen Umſtände, wie ich Mich befinde" (er litt an der ſchweren Krankheit, von der oben Erwähnung geſchehen) „und die Situation der publiquen affairen, die gewiß in einer ganz beſonderen crisi ſtehen, wollen es nach den Regeln der Klugheit nicht permittiren, welches Ihr ſelbſt mit der Zeit erkennen werdet." Nochmals bat der Prinz und ſtellte vor, daß es ihm ewig zur Schande gereichen würde, wenn dort wichtige Dinge vorgingen, und er nicht dabei wäre. „Die ganze Welt weiß, daß ich vom Soldaten Profeſſion mache, und dar hier Gelegenheit wäre, was rechtes zu lernen, ſo bleibe ich zu Hauſe!" Umſonſt. Als einigen Erſatz ertheilte der König dem Kronprinzen Erlaubniß, die Provinz Preußen auf 5—6 Wochen zu bereiſen. „Das iſt ein wenig anſtändiger als Sibirien," ſchreibt er an ſeine Schweſter nach Baireuth, „aber nicht viel." Auf dieſer Tour ſollte er ſich von dem Zuſtande der Regimenter und dem Verfahren der Civilbehörden überzeugen, ein Auftrag, dem er ſich mit ſoviel Eifer und Umſicht unterzog, und ſo zweckmäßige Vorſchläge zu Verbeſſerungen machte, daß der König dieſelben faſt ſtets genehmigte und ſeine volle Zufriedenheit bezeigte [1]).

Schon vorher hatte Friedrich einen Beweis von ſeines

[1]) Chasot von Kurd von Schlözer. Berlin 1856. p. 17—27.

Vaters ganz besonderer Gnade erhalten. Der König hatte erfahren, daß dem Kronprinzen das in der Nähe von Ruppin gelegene Rittergut Rheinsberg sehr wohl gefiel. Dasselbe war vor etwa 60 Jahren als heimgefallenes Lehen der Familie du Hamel verliehen, später einem Hofrath Béville verkauft worden, dessen Sohn es damals besaß. Von diesem erwarb es der König und schenkte es im November 1733 seinem Sohne, dem er bald nachher auch ein anderes daran grenzendes Béville'sches Gut dazu kaufte [1]). Friedrich ließ das alte Schloß daselbst zuerst durch den Baudirector Kemmeter, später durch seinen kunstsinnigen Freund, den Baron Knobelsdorf, ausbauen und einrichten. Im Jahre 1736 konnte dieser neue Wohnsitz bezogen werden. Der König kam mit seiner Gemahlin selbst zu dem Einweihungsfeste und gerieth dabei glücklicher Weise in so gute Laune, daß er nicht nur das bisherige, 6000 Thaler betragende Einkommen des Prinzen um 12,000 Thaler erhöhte, sondern auch in Folge einer von Grumbkow geschickt hingeworfenen Bemerkung 40,000 Thaler Schulden für seinen Sohn bezahlte.

---

1) (Hennert) Beschreibung des Lustschlosses und Rheinsberg. Berlin 1778.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Kronprinz in Rheinsberg.

Hier auf eignem Grund und Boden verlebte Friedrich mit ſeiner Gemahlin vier glückliche Jahre bis zu ſeiner Thronbeſteigung. Jenes Doppelleben, auf welches wir vorher hindeuteten, führte der Prinz hier wo möglich mit noch feſterem Willen und ſtärkerem Bewußtſein weiter. Seine wöchentlichen Berichte an den Vater lauten fortwährend noch grade ſo wie in Ruppin, nur die beigefügten Geſchenke werden häufiger und reichlicher. Hat man einen dieſer Briefe geleſen, ſo hat man ſie alle geleſen. Als Probe des Styls und der Orthographie diene folgendes Schreiben vom 5. Mai 1737:

Aller Gnädigſter König und Vahter

Berichte Meinen aller Gnädigſten Vahter gantz unterthänigſt Das noch alles bei dem Regiment richtig iſt außer das wier 87 Kranken bei die beiden batalions haben, und weillen ſich hier und dar fleck fiebers eußern, und anjetzo wieder 3 man daran geſtorben, ſo habe nach Berlin um einen guhten Docter geſchriben ich werde nichts verſeumen was zu des Regiments beſten gereichen Kan auf das wier aus der maroderei wieder heraußer Kommen.

hierbei nehme mir die freiheit Meinem aller Gnädigſten eine Kalte pastete zu ſchicken.

hierbei überkomt auch ein Brif von meiner frauen

welche meinem aller Gnädigsten Vahter fragen will, ob Er erlaube das sie den 15 oder 16 nach Berlin dorfte Reißen.

Der ich mihr gantz unterthänigst zu meines aller Gnädigsten Vahters gnaden Empfehle und mit unaufhörlichen respect bis an Mein Ende verharre als meines allergnädigsten Königs und Vahters

Unterthänigst treugehorsamst
Diener und Sohn
Friderich.

Kaum findet sich hier und da in der ganzen Reihe dieser steifen, rapportmäßig abgefaßten Zuschriften der schwächliche Versuch, den Papa durch Erzählung einer komischen Begebenheit zum Lachen zu bringen. Namentlich war es der sehr ärmliche Hofstaat eines unweit der Grenze in Mirow residirenden Mecklenburg-Strelitzischen Prinzen, über den Friedrich sich lustig machte. Da derselbe kurzsichtig war und viel auf schöne Kleider hielt, so schien es dem Kronprinzen ergötzlich, bei Regenwetter eine Schießübung im Freien zu veranstalten, wo der Gast mit dem „Fernrohr" nach dem „Fohgel" schoß und dabei zu seinem großen Aerger einen prächtigen Sammetrock verdarb. Vielleicht wäre das nicht geschehen, wenn der Kronprinz einen Blick in die Zukunft hätte werfen können; denn im Buche des Schicksals stand geschrieben, daß dieser arme verspottete Prinz von Mirow dereinst Ahnherr der künftigen Könige von

Preußen werden ſollte; denn er ſuccedirte 1749 ſeinem unbeerbt verſtorbenen Bruder in das Herzogthum Mecklenburg-Strelitz und war der Großvater der Königin Louiſe, Gemahlin Friedrich Wilhelm's III. Außerdem vermählte ſich eine ſeiner Töchter 1761 mit dem Könige Georg III. von England. Sie ſtarb im höchſten Alter erſt 1818. Ihre 1819 geborene Enkelin iſt keine geringere Perſon als die Königin Victoria von Großbritannien, der Prinz von Mirow daher Urgroßvater König Wilhelm's und Ur-Urgroßvater unſerer jetzigen Kronprinzeſſin.

Doch wir kehren in die erſte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zurück. Am 12. Auguſt 1737 berichtet der Prinz ſeinem Vater, daß er einen alten, noch ſehr rüſtigen, einundneunzigjährigen Mann [1]) getroffen, welcher unter dem großen Kurfürſten als Cornet gedient und die Schlacht bei Fehrbellin mitgemacht hatte. Friedrich ließ ſich von demſelben alle einzelnen Umſtände erzählen und machte bald darauf einen Ausflug, um das in der Nähe von Ruppin gelegene Schlachtfeld zu beſichtigen, auf dem die brandenburgiſche Armee ſich zum erſten Male als ſelbſtſtändige Kriegsmacht unſterblichen Ruhm erworben hatte.

Wie ſehr er aber auch ſich des Vaters Gedanken und

---

[1]) Briefe an ſeinen Vater. p. 97. Dieſer Mann war vermuthlich ein Major v. Götze, der 1740 noch lebte.

Neigungen anzubequemen suchte und Alles, was Anstoß erregen konnte, vor demselben sorgfältig verbarg, dennoch gelang es ihm nicht, das volle Vertrauen des Königs zu erwerben, dessen Herz von Eifersucht erfüllt war, weil er überall argwöhnte, daß seine Umgebungen sich dem Sohne als dem „künftigen Herrscher" zuwenden könnten. Hierauf beziehen sich die sehr bezeichnenden Worte in einem Briefe an Grumbkow vom 4. Mai 1733 [1]): „Ich gebe mir die erfinnlichste Mühe, um meine Gedanken von allen Staatsgeschäften fern zu halten. Das ist mir denn auch vollständig gelungen, und ich kann auf Ehre versichern, daß ich lebe, als ob der König unsterblich wäre."

Um das zu können, mußte er sich friedlichen Beschäftigungen hingeben. An Krieg war bei des Vaters Lebzeiten nicht zu denken. Die Pflichten als Obrist des Regiments nahmen nicht viel Zeit fort. So wurde Friedrich jetzt zuerst gewahr, welche ungeheure Arbeitslust und Arbeitskraft ihm innewohnte. Nach allen Seiten griff er umher, wo es Etwas zu lernen oder zu verrichten gab. Bestimmte Pläne für seine zukünftige Regierung hat er wahrscheinlich damals noch nicht entworfen. Sein Vater war erst 45 Jahr alt und hatte die schwere Krankheit, welche 1734 ihn niederwarf, scheinbar vollständig überwunden. Er schien die alte Kraft wieder erlangt zu haben, ja man hielt jetzt dafür,

---

1) Oeuvres XVI. p. 97.

daß die Anfälle von Podagra auf ein hohes Alter hindeuteten. Deshalb tragen auch die Einrichtungen, welche der Kronprinz in Rheinsberg traf, nichts weniger als den Stempel des Vorübergehenden, Einstweiligen an sich. Alles zeigt, daß er wie ein wohlhabender Privatmann leben wollte, dem die Verhältnisse eine in den Weltlauf eingreifende Thätigkeit versagten. Da mußte für den unendlichen Drang nach Ruhm und Auszeichnung ein anderer Weg gesucht werden. Er hoffte als Dichter und Schriftsteller sich einen großen Namen zu erwerben: „Des Helden Laufbahn ist groß, aber blutig," schreibt er an Rollin, „wer die Menschen bessert und belehrt, steht höher, als wer die Kunst versteht, durch welche man sie zu tausenden um's Leben bringt."

Durch rastlose Lectüre hatte er sich mit den Schriften des Alterthums vertraut gemacht. Plinius, Cicero, Plutarch, Horaz waren seine Lieblinge, die er freilich nur aus zopfigen französischen Uebersetzungen kennen lernte. Aber das ganze Zeitalter war über diesen Zopf nicht hinaus. Man erblickte in der Natur nur Watteau'sche Bilder, sogar die Antiken sah man mit Bernini's Augen an. Virgil stand unendlich höher als Homer, — Shakespeare war ein ungeschlachter roher Wilder. Aber das betraf nur die Form. Den Inhalt der classischen Werke, die großartige Ruhe der Weltanschauung, den Gleichmuth gegenüber den Schicksalsschlägen, — die Aufopferung für das Vaterland,

das Verschwinden des Einzelnen, selbst des Größten, gegenüber dem Staatswohl, — Alles das trat dem Prinzen auch aus den schlechten Uebersetzungen entgegen. Dennoch hörte er nicht auf zu bedauern, daß ihm der Genuß entging, diese Meisterwerke in der Ursprache zu lesen.

Neben den Alten gewähren die französischen sogenannten Classiker ihm den höchsten Genuß. Ihre Sprache ist die einzige, die er richtig zu reden und geläufig zu schreiben versteht, obgleich es mit seiner französischen Orthographie ebenso schlecht bestellt ist, wie mit der deutschen. Das Lesen eines guten Buches erweckt wohl bei den meisten Menschen den sehr natürlichen Wunsch, die Dankbarkeit für die empfangene Belehrung und Erheiterung dem Verfasser auszusprechen. Wer kann sich aber ungezwungener die Befriedigung dieses Wunsches gestatten, als ein junger, geistreicher, königlicher Prinz, der sicher ist, daß auch die größten Männer das von ihm gespendete Lob mit Befriedigung und Stolz entgegennehmen. So schrieb er an Fontenelle [1]), an Rollin und andere namhafte Schriftsteller, die sich alsdann beeiferten, ihm in den glühendsten Ausdrücken

---

1) Fontenelle, durch sein Werk über die Vielheit der Welten, sur la pluralité des mondes, berühmter Philosoph, starb 100 Jahr alt, 1757. Rollin, geb. 1661, gest. 1741, Verfasser einer damals hochgeschätzten römischen Geschichte.

ihre Bewunderung für einen jungen Herrn auszudrücken, der ganz abweichend von den meisten seiner Standesgenossen warmes Interesse für Literatur und Wissenschaft an den Tag legte. Der Mann aber, welchen Friedrich am meisten bewunderte, und dessen Lob er am höchsten schätzte, war Voltaire.

Dieser wunderbar begabte Mann war damals als ein König im Reiche der Geister allgemein anerkannt und verehrt. Kein Schriftsteller der neueren Zeit kann sich einer ähnlichen Volksbeliebtheit rühmen[1]). Seine Werke fanden in der ganzen Welt eine so große Verbreitung, wie sonst kaum der Lieblingsdichter einer Nation in der eigenen Heimath. Nie versagender Witz und die Leichtigkeit einer unvergleichlich schönen Darstellung machten ihm möglich, Begriffe von den tiefsten und ernstesten Dingen auch dem Ungelehrten nahe zu bringen. Trotz Allem, was man gegen seine Person und seinen Charakter sagen mag, war des Mannes ganze geistige Anlage dazu geschaffen, grade die Aufgaben in die Hand zu nehmen, welche das achtzehnte Jahrhundert zu lösen hatte. Auf Tritt und Schritt sahen die Menschen ihren Weg zur Freiheit und zur Erkenntniß der Wahrheit

---

1) Sehr viele gute Bemerkungen über Voltaire finden sich in Scherr's Studien. III. p. 215. Doch muß man, wie überall bei diesem geistreichen Schriftsteller, viel Ueberschwängliches auf das richtige Maß zurückführen.

durch mittelalterliche Ruinen verſperrt. Voltaire lief Sturm gegen alle dieſe Bollwerke der Verfinſterung. Bahnbrechend räumte er auf, wo Prieſterwahn und Pedantenbeſchränktheit der Forſchung Grenzen ſetzen wollten. Gegen politiſche, religiöſe und philoſophiſche Vorurtheile anzukämpfen ward er nicht müde. Drang er auch nicht in die tiefſten Tiefen der Probleme, ſo war er doch nichts weniger als oberflächlich. Ueberall ſah ſein klarer Blick, worauf es ankam, und wies die Zeitgenoſſen darauf hin. Seine Schriften haben in unſeren Augen ſehr ungleichen Werth. Die Henriade, die Trauerſpiele werden heutzutage wenig Bewunderer mehr finden. Aber ſeine geſchichtlichen Werke, trotz aller Unwahrheiten und Ungenauigkeiten, ſtechen glänzend ab nicht nur gegen alles vor ihm auf dieſem Gebiete Geleiſtete, ſondern ſie können auch heute noch, was Stil und Vortrag betrifft, als nachahmungswürdige Muſter gelten. Am größten und eigenartigſten aber ſpricht ſein Geiſt ſich in den polemiſchen Aufſätzen aus, die für alle Zeiten den Leſer entzücken müſſen. Leſſing, der uns von dem franzöſiſchen Geſchmacke befreit hat, mußte, nachdem er ausgerufen: „Gott verzeih' aus Gnade ihm ſeine Henriade, und ſeine Trauerſpiele, und ſeiner Verſe viele!“ doch hinzuſetzen: „denn was er ſonſt an's Licht gebracht, das hat er ziemlich gut gemacht.“ Man ſpricht ſo viel von Voltaire's Bosheit, ſeinem Geiz, ſeiner Eiferſucht und Habgier, — und doch

gehörte ein ganzer Mann dazu, um wie er, von Jugend auf, den Mächtigen und Reichen dieſer Welt offen entgegenzutreten und der übermüthigen Junkerſchaft in's Geſicht zu ſagen, daß Gott die Adligen nicht mit Sporen an den Füßen, Bürger und Bauern aber mit Sätteln auf dem Rücken erſchaffen habe. Mit ſtarker Fauſt hat er in das Weſpenneſt des Pfaffenthums gegriffen, um triumphirend ein Opfer teufliſcher Verfolgungsſucht aus ihren Klauen zu reißen. Der Name des gemordeten Jean Calas wird neben Voltaire's Namen unvergeſſen bleiben, ſo lange denkende und fühlende Menſchen auf dieſer Erde wohnen. Ein ſolcher Mann kann es geſchehen laſſen, daß die Mittelmäßigkeit über ihn die Naſe rümpft. Auch von ihm gilt das Dichterwort: Denn wer den Beſten ſeiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Wir werden im nächſten Bande noch Veranlaſſung genug haben, von dem Verkehr dieſes ſeltenen Mannes mit Friedrich dem Großen zu reden. Grade die Widerſprüche in ſeinem Charakter machen es erklärlich, daß Beide, wie viel und wie Schweres ſie auch einander angethan und von einander erduldet, doch ſtets von Neuem der unwiderſtehlichen Anziehungskraft folgten, welche die beiden größten Männer des Jahrhunderts auf einander üben mußten.

Der erſte Brief an Voltaire iſt vom 8. Auguſt 1736. Abgedruckt ſind von der hieraus entſpringenden

Correſpondenz allein 570 Briefe, deren Originalhandſchriften leider verloren ſind[1]). Voltaire's letztes Schreiben datirt vom 1. April 1778. Am 30. Mai ſtarb er.

Friedrich nahte mit feuriger Begeiſterung dem Weltweiſen, den er als den Lehrer des Menſchengeſchlechts und als ſeinen eigenen Lehrer betrachtete. Man kann ſich denken, wie wohlgefällig der eitle Herr das aufnahm und erwiederte. Es iſt nicht zu leugnen, daß ſein Briefwechſel mit dem Kronprinzen zum großen Theil einem Federballſpiel mit hin- und hergeworfenen Complimenten gleicht, allein deſſenungeachtet bleibt keine wichtige Lebensfrage auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft, der Staatskunſt und Philoſophie zwiſchen ihnen unerörtert. Auch hält Voltaire mit ſeinen freiſinnigen reformatoriſchen Plänen und Anſichten keineswegs zurück. Dieſe fanden bei Friedrich lebhafteſten Anklang. Er dachte und ſprach als Philoſoph um ſo liberaler, weil er wußte, daß der Selbſtherrlichkeit, die er als Fürſt und König zu üben entſchloſſen war, trotz aller ſeiner Begeiſterung für Volksfreiheit und Menſchenrechte doch Niemand in den Weg treten durfte. So eiferte er mit Voltaire um die Wette gegen Tyrannen und Deſpoten, gegen Pfaffentrug und Gewiſſenszwang,

---

[1]) Oeuvres XXI. p. 9. Voltaire iſt 1694 geboren, er war alſo 18 Jahr älter als Friedrich.

vertheidigte die Preßfreiheit, ſogar das Recht der Unterthanen, ſich von dem Joche wortbrüchiger Beherrſcher zu befreien, — und zwar mit voller Aufrichtigkeit in einem Tone, der die Wärme innerſter Ueberzeugung nicht verkennen läßt. Man glaubte damals ohne Gefahr von ſolchen Ideen reden zu dürfen, denen man noch für lange hinaus nicht die Kraft zutraute, ſich zu verwirklichen und mit Fleiſch und Bein zu bekleiden. Es war, als wenn wir heutzutage vom tauſendjährigen Reiche des ewigen Friedens ſchwärmen. In dieſem Sinne zeigte ſich der Kronprinz von den Lehren ſeines Meiſters ſo ganz erfüllt, daß er ſie ſelbſt dem nüchternen Verſtandesmenſchen Grumbkow gegenüber ausſprach. In einem Briefe vom 16. Mai 1783 richtete er an denſelben folgenden poetiſchen Erguß [1]):

Denn der König auf dem Thron
Und des Volks geringſter Sohn
Haben ſich mit heil'gem Eide
Treue zugeſchworen Beide.
Bricht der Eine frech ſein Wort
Und will ungebunden ſein,
Darf der Andre auch ſofort
Von den Feſſeln ſich befrein!

---

[1]) Oeuvres XVI. p. 97. Veranlaſſung war der Verſuch des Königs von England, eine vom Parlamente nicht bewilligte Steuer zu erheben, was, wie der Prinz ſich ausdrückt, der erſte Schritt dazu wäre, ſeine Herrſchaft unumſchränkt zu machen.

In der That dauerte es noch sechszig Jahre, bis die Franzosen von diesen Lehren die Nutzanwendung zogen.

Der literarische Zug in Friedrich's Charakter, welcher durch sein ganzes Leben geht, äußerte sich nicht allein in dem Streben, mit allen schriftstellerischen Berühmtheiten seiner Zeit in Verkehr zu treten, sondern vorzüglich auch in dem lebendigen Drange zu immer neuen eigenen Hervorbringungen. Die lange Reihe stattlicher Bände seiner hinterlassenen Werke geben Zeugniß davon. Ungemeine Leichtigkeit in Behandlung der Sprache zeigt sich in Allem, was er schrieb. Seine Gedichte, obgleich keineswegs Meisterstücke ersten Ranges, tragen durchweg das Gepräge des Natürlichen und Ungezwungenen. Die gereimten Sendschreiben, welche er seinen Freunden und Verwandten in reichster Fülle zugehen ließ, sprechen fast immer hohe und edle Gedanken aus, würdig eines Königs. Daneben begegnen wir den Ergüssen einer heiteren, dem Horaz verwandten Lebensauffassung. Die Form hat stets etwas Dilettantisches, hervorgegangen aus dem bei talentvollen Menschen so häufig vorkommenden Wunsch, Dasjenige nachzubilden, was ihnen in den Werken der großen Dichter besonders gefallen hat. Die Leichtigkeit, mit welcher er schrieb, gab ihm ein nie versiegendes Mittel an die Hand, seine stets arbeitenden Gedanken in ansprechender Weise mitzutheilen, und das überschwängliche Lob, welches ein königs-

licher Poet natürlich von allen Seiten erntet, regte zu stets neuen Productionen auf demselben Gebiete an.

Eine viel höhere Bedeutung als den Gedichten muß den geschichtlichen und philosophischen Schriften Friedrich's zugesprochen werden. Wenn er später seine eigenen Thaten beschrieb, so geschah das in einer durchaus würdigen und zugleich gefälligen Form. Die Aehnlichkeit mit Cäsar's Schreibart ist unverkennbar. Dabei besaß er in reichster Fülle das, was man damals esprit nannte. Ein großes Material von geschichtlichen Thatsachen und Anekdoten stand seinem treuen Gedächtnisse in jedem Augenblicke zur Verfügung und gab zu treffenden, stets geistreichen Vergleichungen Anlaß. Wäre er auch nicht Friedrich der Große geworden, seine Schriften würden dennoch durch ihren eigenen Werth ihm einen ehrenvollen Platz unter den französischen Schriftstellern seiner Zeit sichern.

In Rheinsberg arbeitete der Prinz viele Stunden des Tages mit großem Fleiße. Er setzte voll Eifer das Studium der Wolff'schen Philosophie fort und war überhaupt niemals müssig. „Ich suche jede Viertelstunde, jede Minute auszunützen," schreibt er an Camas [1]). Wie ernst das gemeint war, ergiebt eine Stelle aus seinem zu Neujahr 1739 an den Grafen

---

[1]) Oeuvres XVI. 136.

Lippe gerichteten Briefe, wo es heißt [1]): „Wenn guter Wille, wenn Liebe für die Mitmenschen, wenn mühsame Arbeit eines Einsiedlers dem gemeinen Besten Nutzen schaffen können, so darf ich mir schmeicheln, nicht unter die unnützen Menschen gezählt zu werden." Die Zeit, welche er auf Verordnung des Arztes täglich zum Spazierenreiten verwenden mußte, bricht er an seinem Schlafe ab [2]). Mit den von ihm verehrten französischen Kanzelrednern Beausobre und Achard wechselt er ausführliche Briefe über die gehörten Predigten, schlägt ihnen Texte vor, deren Auslegung er zu vernehmen wünscht, und berichtet dem Grafen Manteuffel mit der Ausführlichkeit eines Confirmanden die Eintheilung und den Inhalt eines solchen Vortrages. Als er, um Voltaire zu schmeicheln, sich mit dessen Freundin, der sogenannten göttlichen Emilie in Correspondenz setzt, liest er die albernen Abhandlungen derselben über mathematische und physikalische Gegenstände mit der Genauigkeit eines Professors. Er studirt diese Dinge so weit seine Kräfte reichen, namentlich auch Algebra und Geometrie. Die von der gelehrten Dame vorgetragenen Behauptungen widerlegt er mit einer Geduld und Ernsthaftigkeit, die in Erstaunen setzt. Emilie hatte unter anderen den wahnsinnigen Satz aufgestellt, das Feuer sei den Men-

1) Daselbst p. 210.

2) Daselbst p. 252.

ſchen zuerſt dadurch bekannt geworden, daß der Wind die trockenen Aeſte der Bäume ſo gewaltig an einander gerieben, daß dieſelben ſich entzündet hätten. Ferner: Es gäbe Flüſſe, die im Sommer frieren und im Winter offen bleiben. Sehr höflich trägt er ſeine Zweifel gegen dieſen Blödſinn vor. Zum Dank wird die Franzöſin ſo unverſchämt, daß ſie Briefe zur Beſtellung an ihre Freunde in ihre Epiſteln an den Kronprinzen einlegt.

Daß neben dieſen Dingen die Staatswirthſchafts-lehre und die Kriegskunſt nicht vernachläſſigt wird, bedarf kaum der Erwähnung. Der alte Deſſauer hatte zur Belehrung des Prinzen große Pläne anfertigen laſſen, aus welchen die Belagerung einer Feſtung in ihrem ganzen Verlauf zu erſehen war. Der Kronprinz unterwirft dieſe Pläne der ſorgſamſten Prüfung und macht, mit Zeichnungen erläutert, ſeine Anmerkungen dazu. Er ſtudirt die Schlachten Alexander's, Cäſar's und Türenne's. Ja, es ſcheint, daß die Stiftung eines Ritterordens nach altfranzöſiſchem Muſter, den er mit den beſten und geiſtreichſten ſeiner Freunde errichtete, und deſſen Statuten ſehr geheim gehalten wurden, ihren Hauptzweck darin hatten, unter einer ſpielenden Form die auf ſeine künftige Herrſcherthätigkeit bezüglichen Studien vor den Spionen des Vaters zu verbergen.

Selbſt die unmittelbaren Bewohner des Rheins-berger Schloſſes, welche nicht in den Orden aufge-nommen waren, ſcheinen von dem Beſtehen deſſelben

Nichts gewußt zu haben. Bayard war der Schutzpatron des Ordens, Sans peur et sans reproche ſeine Deviſe. Erkennungszeichen ein Ring mit der Inſchrift: Vivent les sans quartier! Großmeiſter war Fouqué, ein edler ritterlicher, von Friedrich beſonders verehrter Charakter; der beliebte Dichter der Undine iſt ſein Enkelſohn. Unter den Rittern werden erwähnt: die Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preußen, die Herzöge Ferdinand und Wilhelm von Braunſchweig-Bevern, der Baron Kaiſerling und der Franzoſe Chaſot. Sie führten mittelalterliche Kriegsbeinamen und ſchrieben einander Briefe in altfranzöſiſchem Styl. Faſt alle haben ſich ſpäter in Friedrich's Schlachten Lorberen erfochten. Der geiſtreichſte der Geſellſchaft ſcheint Chaſot geweſen zu ſein. Als franzöſiſcher Officier hatte er 1734 den Feldzug am Rheine mitgemacht und das Unglück gehabt, den Neffen ſeines Obriſten im Duell zu erſchießen. Er entfloh in das kaiſerliche Lager, wo Eugen ihn ehrenvoll aufnahm. Hier wurde er dem Kronprinzen bekannt. Beide jungen Männer fühlten ſich ſogleich lebhaft zu einander hingezogen. Es entſtand eine Freundſchaft, die trotz wiederholter Zerwürfniſſe bis an des Königs Tod gedauert hat. Zwar verließ Chaſot in Folge einer erlittenen Ungerechtigkeit den preußiſchen Dienſt und begab ſich nach Lübeck, wo ſeinem Oberbefehle die kleine Kriegsmacht dieſer Freiſtadt anvertraut wurde, doch kam er von dort aus wiederholt nach

Potsdam und Berlin, ließ auch seine Söhne in preußische Dienste treten, obgleich ihm das schwer gemacht wurde, weil dieselben bereits von Ludwig XVI. zu französischen Capitains ernannt waren.

Von den nicht kriegerischen Genossen des Rheinsberger Aufenthaltes sind besonders Jordan und Knobelsdorf zu erwähnen. Jordan war Bibliothekar. Aus einer wohlhabenden Emigrantenfamilie stammend, hatte er Theologie studirt und die Predigerstelle in Prenzlau angenommen, wo er jedoch, wie Friedrich sich ausdrückt, „gleich einem andalusischen Rosse im Ackerpfluge sich ausnahm." Nach dem Tode seiner Gattin gab er das geistliche Amt auf und machte die übliche Tour durch Europa. Der Kronprinz schätzte seine Liebenswürdigkeit und seine mannigfaltigen Kenntnisse gleich hoch. Im Briefwechsel mit Jordan ließ er seiner ganzen Laune und Gemüthlichkeit freien Lauf, weil er von der aufrichtigen Treue desselben überzeugt war. Leider verlor Friedrich diesen Freund schon im Jahre 1745 durch den Tod.

Knobelsdorf, von ernstem, biederem Wesen, ursprünglich Officier, hatte aus Gesundheitsrücksichten den Abschied genommen und sich der bildenden Kunst gewidmet, für die er großes Talent hatte. Er nahm, aus Italien zurückgekehrt, an dem Rheinsberger Schloßbau Theil, und bekanntlich ist später das weltberühmte Sanssouci nach seinem Plane aufgeführt worden.

Wir dürfen an dieſer Stelle einen Mann nicht unerwähnt laſſen, der trotz des beſcheidenen Ranges, welchen er einnahm, dennoch lange Jahre hindurch nicht nur an dem kleinen Rheinsberger Hofe, ſondern auch ſpäter in Berlin und Potsdam eine im Stillen ſehr einflußreiche Perſönlichkeit geworden iſt. Friedrich's Kammerdiener Fredersdorf nämlich. Dieſer Mann war Soldat im Regimente des General Schwerin in Frankfurt an der Oder geweſen. Durch ſein Flötenſpiel hatte er ſich bemerklich gemacht. Schwerin erkannte bald, daß er noch andere ſchätzenswerthe Eigenſchaften beſaß, die ihn für einen Fürſtendiener paſſend machten. Er ſchickte denſelben deshalb nach Cüſtrin, wo Friedrich ſich damals befand, und es zeigte ſich die Wahl als eine ſehr glückliche. Durch ſein einnehmendes Aeußere, durch Anſtelligkeit und Verſchwiegenheit erwarb Fredersdorf ſehr ſchnell die Gunſt des Prinzen, der ihn ſpäter zu ſeinem erſten Kämmerer und vertrauteſten Diener und Factotum machte und eine wirkliche, rein menſchliche Freundſchaft für den treueſten Hausgenoſſen empfand.

Soviel von den Umgebungen des Prinzen, mit denen er in Rheinsberg ſeine Tage verlebte. Lernen und Arbeiten hielt er für den Zweck ſeines Daſeins, Vergnügen und Zerſtreuungen ſollten nur Kraft zu neuer Arbeit verleihen.

Außer zahlloſen Briefen und Gedichten, welche in dieſe Zeit fallen, ſchrieb Friedrich in Rheinsberg auch

dasjenige seiner Werke, welches fast das berühmteste von allen geworden ist, den Antimacchiavell.

Bekanntlich hat der italienische Staatsmann, dessen Lehren der Kronprinz widerlegen wollte, im Jahre 1532 sein weltberühmtes Werk Il Principe [1]) verfaßt und in demselben die Mittel angegeben, durch welche ein eroberungssüchtiger Tyrann seine Herrschaft befestigen und erweitern kann. Da Macchiavell's Charakter und der Inhalt seiner übrigen Schriften mit den in dem „Fürsten" vorgetragenen Grundsätzen im schärfsten Widerspruch stehen, so hat man schon früher die in neuerer Zeit durch Herder und Fichte fast zur Gewißheit gewordene Vermuthung aufgestellt, daß er den kleinen italienischen Despoten seiner Zeit nur einen Spiegel habe vorhalten wollen, in welchem sie ihr wahres Bild erkennen könnten, wogegen es ihm fern gelegen, andern Herrschern Verhaltungsregeln zu geben. Sei dem wie ihm sei, es haben seit dem sechszehnten Jahrhundert die Könige und Regenten aller Länder nur zu oft das berüchtigte Buch als Lehrbuch benutzt und nach dessen klugen Rathschlägen gehandelt.

Friedrich, dem die beschönigenden Ansichten über Macchiavell sehr wohl bekannt waren, verwarf dieselben. Er erklärte den Italiener für den schwärzesten Bösewicht, dessen Plan es gewesen, die Moral aus der

[1]) Der Fürst.

Welt zu vertilgen, grade so wie nach ihm Spinoza die Axt an die Wurzel alles religiösen Glaubens gelegt habe. Ohne Zweifel geschieht beiden berühmten Männern durch solche Behauptung das allergrößte Unrecht, aber abgesehen davon giebt die Arbeit des Kronprinzen im höchsten Maße Zeugniß sowohl von seinem Talent, als von seiner edlen, für alles Erhabene und Gute begeisterten Gesinnung.

Kapitel für Kapitel, fast Wort für Wort widerlegt er den ihm verhaßten Autor und weist ihm die Schändlichkeit seiner Gesinnung und die Widersprüche nach, deren er sich angeblich schuldig macht. Dem gegenüber wird dann jedes Mal mit schönen Zügen ausgeführt, wie ein guter König denken und handeln soll. In diesem Antimacchiavell findet sich zum ersten Male Friedrich's Lieblingswort: Der König soll nicht unumschränkter Herr, er soll der erste Diener [1]) des Staates sein! Mit verwunderlichem Eifer predigt er gegen die Vergrößerungssucht der Fürsten: Der Unterschied zwischen einem Eroberer und einem Straßenräuber besteht lediglich darin, daß der Eine ein vornehmer Herr, der Andere ein Mann aus den untersten Volksklassen ist. Möge Cäsar Borgia das Vorbild der Macchiavellisten sein, Mein Vorbild, ruft er aus, bleibt Marc Aurel. Der Fürst sei oberster Richter und

1) Domestique.

Schirmherr seines Volkes, das Soldatenhandwerk darf er nur als Nebensache betreiben. Die Fürsten sind zu beklagen, daß sie von Jugend auf an Schmeichelei so sehr gewöhnt sind, daß sie ohne dieselbe nicht leben können. Das Recht über Leben und Tod ist die schwerste Last ihrer Krone, Menschen glücklich zu machen ihre Aufgabe.

Zur Erläuterung dieser Sätze stehen ihm allezeit die passenden Beispiele aus der alten und neuen Geschichte zu Gebote.

Gegen die kleinen Fürsten, namentlich gegen die kleinen deutschen eifert er. Sie sollen ihre Eitelkeit fahren lassen und von ihren Stelzen herabsteigen. Es ist lächerlich und verächtlich, wenn sie Soldaten zur Belästigung der Unterthanen unterhalten, ein Paar Nachtwächter, welche die Diebe von dem Residenzschloß verscheuchen, reichen für sie aus. Ein Fürst soll kein Heuchler sein, um so weniger als ihn doch Jeder durchschaut, denn Niemand kann eine andere als seine eigene Person täuschend vorstellen.

„Die Fürsten," so schließt er, „sollen es nicht übel nehmen, wenn ich allzu frei gesprochen habe. Meine Absicht ist, die Wahrheit zu sagen, Liebe zur Tugend zu erwecken und Keinem zu schmeicheln. Nero, Alexander VI., Borgia, Ludwig XI. würden nicht gestatten so zu reden, unter den Fürsten Europa's aber ist keiner, vor dem man nicht offen die Laster brandmarken dürfte,

welche das Königthum entstellen und der Menschlichkeit und Gerechtigkeit widersprechen."

Das Manuscript dieser Schrift, an welcher er fast zwei Jahre lang gearbeitet zu haben scheint, schickte Friedrich kurz vor seiner Thronbesteigung (26. April 1740) an Voltaire, welcher viele Verbesserungen und Abkürzungen mit demselben vornahm. Im September 1740 erschien der Antimacchiavell im Druck bei Jan van Duren im Haag, natürlich anonym, doch wußte sehr bald die Welt, wer der Verfasser wäre. Das Buch machte ungeheures Aufsehen, wurde in's Deutsche und Englische übersetzt und erlebte rasch hintereinander mehrere Auflagen [1]). Die Kühnheit und die Freimüthigkeit des Kronprinzen fand allgemeine Bewunderung und erhöhte womöglich noch die großen Erwartungen, welche man ohnehin schon von dem geistreichen jungen Fürsten hegte.

Das Leben in Rheinsberg [2]) entbehrte aber neben dem Ernste und der Arbeit keineswegs der heiteren Seite. Wir besitzen ein kleines in Briefform abgefaßtes Buch eines gewissen Herrn von Bielefeld, eines später geadel-

---

[1]) Ueber das Literarische vergleiche Oeuvres VIII. p. XIII.

[2]) Ueber das Rheinsberger Leben des Kronprinzen ist die oben angeführte Biographie Chasot's von Schlözer sehr lesenswerth, ebenso ein Aufsatz von Eduard Gauer im deutschen Museum von 1861. p. 490—508.

ten Hamburger Kaufmannssohns, der, zwar mit ziemlich oberflächlicher Gesinnung und nur wenig historischer Genauigkeit, aber doch mit richtiger Auffassung und guter Darstellungsgabe ausgestattet, dasjenige schildert, was er seit dem Juli 1738 in der Nähe des Kronprinzen erlebte. Er war demselben bekannt geworden, als Friedrich sich in Braunschweig, wohin er den König auf einer Reise begleitet hatte, heimlich in den Freimaurerorden aufnehmen ließ [1]). Friedrich, dem der gutmüthige Hamburger gefiel, nahm denselben mit sich nach Rheinsberg und behielt ihn bis zur Thronbesteigung dort, um ihn später auf eine seinen Fähigkeiten angemessene Art zu versorgen.

Bielefeld glaubte sich beim Anblick der kronprinzlichen Residenz in ein Feenreich versetzt. Mit überschwänglichen Worten schilderte er seinen Freunden das dortige Leben. „Unsere Tage," schreibt er, „fließen ruhig dahin im Genusse aller Freuden, welche einem gebildeten Geiste zusagen können. Götterwein an königlicher Tafel, Musik wie von Engelchören, herrliche Spaziergänge in Park und Wald, Wasserfahrten, geistreiches Gespräch — Alles vereinigt sich, das Leben stets mit neuen Reizen zu schmücken."

---

erwec[illegible] Es geschah dies theils aus Neugierde, theils aus Wider-
Borgia, en die Ansichten des Königs. Er hat sich später niemals
reden, un[illegible]reimaurerei gekümmert, die er für ein „großes Nichts"
dem man n

In der That, das Asyl, welches der königliche Jüngling sich geschaffen, war beneidenswerth. Das Schloß mit seinen hellen großen Sälen und zahllosen Wohngemächern, strahlend von Spiegeln und Vergoldung, Decken- und Thürstücke von den ersten Künstlern gemalt, der Garten, im damaligen Geschmacke angelegt und sorgsam gepflegt, ein See für Gondelfahrten, Treibereien mit den feinsten Obst- und Gemüsearten, — man erkannte durchweg den Willen des Besitzers, ein behagliches Dasein um sich zu verbreiten.

Eine treffliche Bibliothek zur Belehrung und Unterhaltung war aufgestellt, sogar an einer Druckerei, an astronomischen und physikalischen Werkzeugen fehlte es nicht.

Eine eigne Kapelle hatte der Kronprinz im Solde, die bald aus 19 Personen bestand. Die Namen der größten Componisten und ausübenden Künstler, Graun und Benda, finden sich unter der Zahl. Täglich gab es Musikaufführungen, bei welchen Friedrich die Flöte blies.

Die Kronprinzessin mit ihren Damen erschien jedes Mal zu Tafel und bei den häufig arrangirten Abendgesellschaften und Bällen. Man führte französische Comödien auf, namentlich Voltaire'sche Stücke, in welchen der Prinz selbst Rollen übernahm. Der kleine Hofstaat wurde etwa in der Art geführt, wie das bei den englischen Großen auf ihren Landsitzen heutzutage üblich ist. Daß der Aufwand, den eine solche Einrich-

tung erforderte, nicht von dem Gelde bestritten werden konnte, welches der König bewilligte, ist klar. Die Unterstützungen des Kaisers, deren Uebermittler Seckendorf war, mußten zu Hilfe genommen werden, ebenso ein gelegentliches Darlehn des Königs von England. Auch bei Privatpersonen machte der Prinz Schulden, mit deren Wiedererstattung es schlimm aussah. Es gehört zu den vielen kleinen unbegreiflichen Zügen in Friedrich's Charakter, daß er selbst nach seiner Thronbesteigung sich nur sehr ungern, oft erst nach vielen Jahren herbeiließ, seine als Kronprinz gemachten Schulden, und auch dann nicht vollständig zu bezahlen. Aus manchen Andeutungen läßt sich schließen, daß er Diejenigen, welche ihm behilflich waren, seines Vaters Befehle ohne dessen Wissen zu umgehen, für Mitschuldige ansah, deren er sich schämte, und denen er keinen förmlichen Rechtsanspruch zugestand, wie ja allerdings bei schwerer Strafe verboten war, den königlichen Prinzen Geld zu leihen.

In den letzten Jahren erhöhten sich übrigens die Einnahmen des Kronprinzen in Folge des zwischen ihm und seinem Vater eingetretenen besseren Vernehmens.

Der König fühlte seit dem Jahre 1738 seine Kräfte abnehmen. Dadurch wurden seine Aufwallungen in etwas gemildert, obgleich es noch immer gefährlich genug blieb, ihn zu reizen. Der Kronprinz ging deshalb auch jedes Mal mit Zittern und Zagen nach Ber-

lin, in Voraussicht irgend eines unangenehmen Auftrittes. Fand er dann den König besonders gnädig gelaunt, so gab er sich gern der Hoffnung hin, in ein kindliches Verhältniß mit seinem Vater treten zu können, bis er bei nächster Gelegenheit wieder schlimme Erfahrungen machte. Einige Stellen aus der Correspondenz mit Camas [1]) geben ein getreues Bild von diesen wechselnden Eindrücken:

Am 21. Dezember 1738 [2]) schreibt der Prinz: „Ich habe die Stimmung des Königs auffallend verändert gefunden. Er ist äußerst gnädig, sanftmüthig und gerecht. Er hat von den Wissenschaften als von nützlichen Dingen in solcher Weise gesprochen, daß ich ganz entzückt davon bin. Ich fühle, wie meine kindliche Liebe sich verdoppelt, wenn ich so vernünftige und gerechte Gesinnungen bei dem Urheber meines Lebens wahrnehme. —"

Aber schon der nächste Brief klingt ganz anders [3]): „Sehr zu meinem Bedauern muß ich zurücknehmen, was ich in meinem vorigen Briefe schrieb. Der viel-

---

[1]) Derselbe war seit 1738 Obrist eines in Frankfurt garnisonirenden Infanterie-Regiments. Der Kronprinz liebte ihn wegen seines biedern Charakters. Auch Frau v. Camas stand in höchster Gunst. Beide Ehegatten waren übrigens damals schon ziemlich bejahrt. Camas ist 1688 geboren.

[2]) Oeuvres XVI. p. 159. [3]) Ebendaselbst.

versprechende Anschein von Milde und Wohlwollen ist wie ein Traum verschwunden. Der König hat seinen Haß gegen mich auf alle mögliche Weise geäußert. Wäre ich nicht sein ältester Sohn, ich nähme meinen Abschied und möchte mir lieber bettelnd in der Fremde mein Brod suchen, als alle die Kränkungen erdulden, die ich hier verschlucken muß. Der giftige Eifer, mit dem der König geheim und öffentlich meinen guten Ruf zerstört, ist hier allgemein bekannt. Die ganze Stadt spricht davon. Dabei weiß ich nicht einmal, worin mein Verbrechen besteht. Es ist klar, daß niederträchtige Menschen ihn aufhetzen. Wenn ihm mein Gesicht so zuwider ist, warum läßt er mich nicht in Rheinsberg? —" Ferner am 10. Januar 39 an denselben: „Ich muß gradezu meinen Vater wie einen Todfeind betrachten, der mich unablässig belauern läßt, um den Moment auszufinden, wo er mir hinterrücks einen Stoß versetzen kann."

Unter solchen Umständen war die größte Vorsicht bei jedem Worte, bei jeder Handlung geboten. Deshalb bemühte sich der Kronprinz auch besonders, die vollständige Gleichgiltigkeit zu verbergen, welche er gegen seine unglückliche junge Gemahlin empfand. Er begegnete ihr stets mit Achtung, oft im Beisein dritter Personen mit Zärtlichkeit, denn auch in dieser Beziehung wurde er auf's Schärfste ausspionirt, wie Seckendorf's geheime Memoiren beweisen, welcher mit ekelhafter

Indiſcretion über das eheliche Benehmen des Prinzen an ſeinen Hof berichtet.

Das eigentliche Verhältniß der jungen fürſtlichen Ehegatten wird ein ſtets unaufgeklärtes Räthſel bleiben. Alle Einzelheiten, die darüber erzählt werden, ſind ungenau und beruhen auf Vermuthungen und Verleumdungen müſſiger Perſonen, deren Zungen ſich ſtets in Bewegung ſetzen, wo ihre Neugierde nicht befriedigt wird. Feſt ſteht nur das Eine, daß Friedrich für eheliches Zuſammenleben überhaupt nicht empfänglich war und ſich nach ſeiner Thronbeſteigung ſofort von ſeiner Gemahlin getrennt hielt, deren Charakter und Benehmen ihm, wie er wiederholt auf's Nachdrücklichſte anerkannt hat, nicht den geringſten Grund darbot, mit ihr unzufrieden zu ſein [1]).

Im Sommer 1739 ſchien endlich der König wirklich von Herzen mit ſeinem Sohne ſich verſöhnt zu haben. Nicht nur war er mit den militairiſchen Leiſtungen deſſelben zufrieden, ſondern er überzeugte ſich immer mehr, daß hinter den äußeren Formen deſſelben, die ihm leichtſinnig und unſolide erſchienen, doch ein tüchtiger ernſter geſchäftsmäßiger Sinn und Geiſt verborgen ſei. Allerdings mußte ihm klar werden, daß bei ſeinem Tode ſich vieles ändern, und daß ſeine

---

1) Von dem merkwürdigen Briefwechſel zwiſchen beiden Ehegatten wird im folgenden Bande die Rede ſein.

Lieblingsschöpfungen, namentlich das Riesenregiment, wahrscheinlich mit ihm zugleich zu Grabe gehen würden. Aber hatte nicht er selbst bei seinem Regierungsantritt einen dicken Strich durch die Etats seines Vaters gezogen? Er fing an, sich in das Unabänderliche zu fügen. Halb scherzend sagte er einmal zur Kronprinzessin: „Ich sehe schon, wie man, wenn ich die Augen zumache, sich in einem Sammetmantel mit Perlen und Diamanten geschmückt hier auf einen goldenen Thron setzen wird!"

Auf einer Inspectionsreise nach Königsberg, wohin Friedrich nebst seinem Bruder August Wilhelm den König begleiten mußte, scheint endlich der Kronprinz, diesmal mit bestem Erfolge, Alles aufgeboten zu haben, die ganze Zufriedenheit des Vaters zu erwerben. Das gelang vollständig. Der König verlieh ihm zum Zeichen dafür auf ganz überraschende Weise das berühmte Trakehner Gestüt [1]). Voller Freuden theilte der Kronprinz diese sehr erwünschte Vermehrung seiner Einkünfte seinem Vertrauten Jordan mit: „Neuigkeiten! Alle Welt befindet sich wohl! Der König hat mir seine ganze Pferdezüchterei geschenkt, die gegenwärtig 10 bis 12,000 Thaler einbringt und in wenigen Jahren auf 16—18,000 Thaler steigen kann. Ich bin überzeugt,

---

[1]) Die Schenkungsurkunde ist vom 19. Juli 1739. Oeuvres XVII. p. 56. Note b.

daß Du Dich mit mir freuest. Auch sollst Du Deinen Antheil davon haben. Ich will die guten preußischen Rosse in Bücher verwandeln und Deiner Bibliothek einreihen." An Suhm schreibt er über dieselbe Angelegenheit, ebenso an Camas [1]). „Weder das Publikum, noch ich selbst, ja sogar der König nicht, waren auf ein solches Geschenk gefaßt. Jedenfalls geschah es auf die für mich schmeichelhafteste Weise. Ich war vollständig sprachlos, als der König sagte: Ich schenke Dir das Gestüt. Bald aber vermochte ich meinen Dank in gebührender Weise auszudrücken. Des Königs Güte machte mir viel mehr Eindruck als die Größe der Gabe. Meines Vaters wiedererworbene väterliche Liebe beglückt mich in höherem Grade, als Alles, was der Ehrsucht und dem Interesse schmeicheln kann."

Der König mochte empfinden, daß seine Tage gezählt wären. Bei der Frömmigkeit und Gottesfurcht, die er sein ganzes Leben lang im Herzen getragen, mußte der Gedanke an den nahen Tod ihn endlich zu größerer Milde stimmen. Die Schatten, welche sich zwischen ihm und dem Sohne gelagert hatten, lichteten sich von Tag zu Tage, um zuletzt einem aufrichtigen Austausche von wahrhaft väterlichen und kindlichen Gesinnungen zu weichen, der in Beider Herzen das Vorhergegangene vollständig vergeben und vergessen ließ.

1) Oeuvres XVI. p, 374. p. 166.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die letzten Tage und der Tod des Königs.

Friedrich Wilhelm's Regierung nahte ihrem Ende. Die Reise, welche er im Sommer 1739 in Begleitung seiner beiden ältesten Söhne und des Fürsten von Dessau nach Preußen unternahm, sollte seine letzte sein.

In dieser Provinz hatte er noch einmal Gelegenheit, die Licht- und Schattenseiten seiner Regierung deutlich vor Augen zu sehen. Er durfte sich sagen, daß der aufblühende Zustand des Landes die Frucht seiner unausgesetzten Arbeit war. Durch tausende von Einwanderern, welche unter den Flügeln des preußischen Adlers vor der Verfolgungssucht fanatischer Priester Schutz gefunden, sah er weite Strecken, die bei seinem Regierungsantritte von Krieg und Pest verwüstet dagelegen, in blühende Fruchtgefilde umgewandelt. Ein nüchternes arbeitsames Volk war nach seinem Beispiel und Befehl herangewachsen. Vor seinen strengen, willkürlichen Strafen zitterte die Beamtenwelt, wohl wissend, daß die kleinste Pflichtversäumniß sie mit Weib und Kind unglücklich machen könnte. Knapp und sparsam mußten Bürger und Bauern leben, um die hohen Steuern aufzubringen, doch lernten sie unter diesem Zwange mit wenigem Haus zu halten und dabei noch kleine Ersparnisse zurückzulegen, als Anfang eines beschränkten,

aber sicheren Wohlstandes. Alles erschien knapp, gemessen und anständig. Aeußere Frömmigkeit zeigte sich allgemein. Der König war ein fleißiger andächtiger Kirchenbesucher. Nach seinem Beispiele drängte sich das Volk sonntäglich in die Gotteshäuser. Ob darum die Sittlichkeit der Gesinnung und des Lebenswandels wesentlich besser gewesen als in den Zeiten vorher und nachher, muß man bezweifeln. Nicht nur die überfüllten Zuchthäuser und die täglich wiederkehrenden grausamen Hinrichtungen sprechen dagegen, sondern auch die dürftigen, zu unserer Kenntniß gekommenen statistischen Notizen legen kein günstiges Zeugniß für die Moralität der Friedrich-Wilhelmsleute ab. Die größtentheils aus zusammengelaufenem liederlichen Gesindel bestehenden Garnisonen verpesteten die Städte mit ihren Krankheiten und Lastern. In Berlin werden in einem Jahre unter 2770 Geburten 790 uneheliche verzeichnet, d. h. mehr als der vierte Theil [1]).

Alle Klassen der Gesellschaft fanden das harte Joch, welches der König ihnen auflegte, mit jedem Jahre unerträglicher, und seine Methode, den Unterthanen die Liebe mit dem Stock einzuprügeln, hatte keinen Erfolg. Namentlich auf seiner letzten Reise in Preußen wurde er von allen Seiten mit Klagen über die Willkürlich-

---

1) König's Berlin l. c. p. 123. Die Zahl der Geburten läßt auf 40,000 Einwohner in Berlin für 1723 schließen.

keiten und Bedrückungen bestürmt, welche Eckart kraft der ihm ertheilten königlichen Vollmachten geübt hatte. Hin und wieder überkam ihn das Bewußtsein, daß doch wohl nicht Alles so wäre, wie es sein sollte. Das mag nicht wenig zur günstigeren Beurtheilung seines ältesten Sohnes beigetragen haben, der grade damals sowohl durch die aufrichtige, lebhaft geäußerte Anerkennung des vielen Guten, welches geleistet war, als durch vernünftige, sehr ehrfurchtsvoll vorgebrachte Bemerkungen über das, was geändert werden könnte, seinem Vater eine hohe Meinung von seinen Fähigkeiten beibrachte.

Zum ersten Male bemerkte der König damals eine wirkliche Abnahme seiner Kräfte. Man hatte schon 1734 die Wassersucht durch Einschnitte am Fuße abzuleiten versucht. Diese längst geschlossenen Wunden brachen bei der Revue in Wehlau wieder auf, und ein ungeschickter Chirurgus, statt das von der Natur selbst angedeutete Linderungsmittel zu unterstützen, heilte die entstandene Oeffnung schnell zu. Von diesem Tage an traten die Zeichen des alten Leidens wieder hervor. Von heftigen Podagraschmerzen und Beängstigungen gequält, langte der König in seiner Residenz an. Dem geliebten Jagdaufenthalte in Wusterhausen mußte er entsagen. Die Aerzte prophezeiten einen traurigen Ausgang der wiedergekehrten Wassersucht.

Noch einmal wird, fast gespenstisch, das Bild des hinsterbenden Monarchen in Mitten seiner geliebten

militairiſchen Umgebungen von einem Augenzeugen uns vorgeführt. Bielefeld war im October 1739 nach Potsdam gereiſt und ſah den König auf der Kirchenparade.

Das Leibregiment defilirte vorüber. Voran die Hautboiſten und die Pfeifer, lauter Mohren mit Turbanen und Federbüſchen, ſilberne Ringe in den Ohren und um den Hals. Dann die Grenadiere. Zuletzt die eigentlichen Rieſen, ungeſchlachte Geſtalten mit häßlichen Geſichtern, viele mit krummen Beinen.

Nach der Parade ſetzte ſich der König in den Wagen. „Ich habe ihn," ſagt Bielefeld[1]), „nur flüchtig geſehen. Er ſoll in ſeiner Jugend ein ſehr gefälliges Aeußere gehabt haben, doch iſt auch nicht eine Spur davon geblieben. Seine Augen ſind zwar ſchön, aber ſein Anblick iſt fürchterlich. Die Farbe des Geſichts ſchattirt in Roth, Blau, Gelb und Grün; der dicke Kopf ſteckt tief in den Schultern, und die ganze Figur iſt kurz und gedrängt."

Der Winter von 1739 zu 1740 iſt als einer der ſtrengſten des Jahrhunderts berühmt. Bis zum Mai dauerte die Kälte. Der Wein gefror in den Kellern, der Spiritus in den Wettergläſern. Schaaren von Vögeln fielen erſtarrt aus der Luft[2]). Das hatte auf des Königs Befinden den nachtheiligſten Einfluß. Er fing

---

1) p. 27, 28 der deutſchen Ueberſetzung. Breslau 1838.

2) Gallus IV. p. 345.

an mit Ernst sich auf den Tod vorzubereiten. Schon im Februar 1740, als der Fürst von Dessau ihm die Errichtung einiger neuer Regimenter anrieth, schrieb er unter die Eingabe: „Ich denke zu sterben, und habe alles an meinen ältesten Sohn gesagt, was ich weiß.“ Von heftigen Schmerzen gequält und fast immer an's Bett gefesselt, hörte er doch nicht auf die Regierungssachen zu besorgen, besonders mit geistlichen Angelegenheiten beschäftigte er sich. Noch im März 1740 empfahl er den Theologen das Studium der Philosophie, besonders der Wolff'schen Logik, wie er denn überhaupt diesem einst verfolgten, jetzt von ihm hochverehrten Professor auf jede Art seine günstigen Gesinnungen zu beweisen strebte. In den Stunden, wo er Erleichterung spürte, kehrte er zu seinen Lieblingsbeschäftigungen zurück. Auf dem Schmerzenslager malte er und machte Kästchen aus Lindenholz, wobei er mit dem Hammer so heftig aufschlug, daß man es unten auf der Straße hörte.

Im April ließ er sich nach Potsdam bringen. Hier in der Nähe seiner geliebten Grenadiere wollte er sterben. Beim Abschied von Berlin schenkte er 100,000 Thaler den Armen daselbst. In Potsdam verlangte er fortwährend nach geistlichem Zuspruch. Die Prediger Rolof und Cochius mußten fast täglich ihm vorbeten. So lange seine Kräfte reichten, sprach er die Worte mit lauter Stimme nach.

Aus Seckendorf's Papieren hat Förster sehr merk-

würdige Mittheilungen des erstgenannten Geistlichen veröffentlicht[1]), auch von Cochius ist ein Bericht über das Ende des Königs vorhanden[2]). Beide Männer schonten den Sterbenden nicht, doch kostete es Mühe, ihn zu dem Bekenntniß zu bringen, das er ein großer Sünder gewesen, und Gottes Barmherzigkeit allein ihn retten könnte. Er berief sich darauf, daß man Könige nicht wie gewöhnliche Privatleute beurtheilen dürfte, und daß er seiner Frau allezeit treu gewesen. Nach der Königin verlangte er beständig. Bei Tag und Nacht rief er sie an sein Bett. Immer mehr ließ er die geistlichen Ermahnungen und Trostgründe auf sich wirken und wurde tief erschüttert, als Rolof ihm die Verschärfungen der Richtersprüche und die Ungerechtigkeiten vorhielt, durch welche er das Glück und den Wohlstand so vieler Menschen seiner Baulust geopfert. „Ueberhaupt," so fährt Rolof's Bericht fort, „ist der König sehr humble und gelassen gewesen, und hat, was die Er- und Bekenntniß der Sünde und deren Bereuung betrifft, solche expressiones gebraucht, die nicht stärker sein können, ist auch bei Aufzählung der Sünden in solche Einzelheiten gegangen, daß ich ihn gebeten, davon zu abstrahiren, weil bei uns die Ohrenbeichte nicht eingeführt sei. Hingegen sobald es auf die Sinnesänderung

1) Förster, Fr. W. I. Bd. II. p. 154.

2) Charakterzüge IX. 29.

angekommen, erat altum silentium (schwieg er ganz stille) und kam wieder darauf zurück, daß die Könige vor den particuliers etwas zum Voraus hätten und immer seine Thaten rechtfertigen wollen. — —"

Die größte Schwierigkeit hatte es, den König davon zu überzeugen, daß es für seiner Seelen Seligkeit unerläßlich wäre, sich mit allen seinen Feinden zu versöhnen und ihnen zu vergeben. Er erkannte das zwar an, aber seinem Schwager Georg von England, der ihm von jeher alles gebrannte Herzeleid angethan, wollte er nicht verzeihen. Endlich verstand er sich dazu, seiner Gemahlin aufzutragen, ihrem Bruder zu schreiben, daß er auf dem Todbette sich mit ihm ausgesöhnt, „aber sie soll es ihm erst schreiben, wenn ich todt bin, wenn ich ganz todt bin." Das genügte dem Geistlichen nicht, und so bequemte er sich denn endlich dazu, die Versicherung der Aussöhnung schon jetzt ertheilen zu lassen.

Bis dahin hatte er die Gegenwart des Kronprinzen nicht verlangt. In der Nacht vom 26. zum 27. Mai aber, als die Krankheitszustände sich zusehends verschlimmerten, ging ein von der Königin abgeschickter reitender Bote nach Ruppin, wo Friedrich sich grade befand. Dieser warf sich sofort in seinen Wagen und eilte mit solcher Hast vorwärts, daß er ein schönes Viergespann zu Tode jagen ließ.

In der Rheinsberger Gesellschaft empfing man die Nachricht von des Königs herannahendem Tode mit

widerwärtiger Freude. Die Günstlinge des Kronprinzen hofften auf eine paradiesische Zeit voll Ueppigkeit und Lust. Bielefeld warf, als er die Nachricht von der Abreise des Prinzen erhielt, einen Tisch um, auf welchem Geld lag. Als er es auflesen wollte, rief Knobelsdorf ihm zu: „Befassen Sie sich nicht mit Dreiern, bald wird es Dukaten auf uns regnen!“ [1]) Wie wenig kannten sie den Charakter des Prinzen, mit dessen Busenfreundschaft sie prahlten!

Am 27. hatte der König sich augenblicklich so weit erholt, daß er in seinem Rollstuhle auf den Paradeplatz vor dem Potsdamer Schlosse gefahren werden konnte, um der Grundsteinlegung eines Hauses zuzusehen. Hier fand ihn der Kronprinz. Der König streckte verlangend die Arme dem herannahenden Sohne entgegen und schloß ihn weinend an seine Brust. Er habe immer sein Bestes gewollt und ihn väterlich geliebt, wenn er auch strenge gegen ihn gewesen.

Friedrich war tief gerührt und empfand über die Leiden seines Vaters aufrichtigen Schmerz. Er hoffe zu Gott, sagte er, daß ein so gütiger Vater ihm noch lange erhalten bleibe. Der König erwiederte mit großer Fassung, daß er sein Ende ganz nahe fühle und die wenigen Kräfte, die ihm geblieben, dazu anwenden wolle, den Erben der Krone von allen Staatsangelegen-

---

1) Bielefeld p. 66.

heiten zu unterrichten. Er that das an diesem und den folgenden Tagen mit klarstem Verstande und größter Ruhe [1]). Der Prinz benahm sich dabei so vollkommen zu des Vaters Zufriedenheit, daß derselbe unter Thränen ausrief: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, weil ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger habe!"

Am 29. unterzeichnete der sterbende Monarch ein von ihm dictirtes ausführliches Schreiben, in welchem er auf's Genaueste bestimmte, wie es mit seiner Bestattung gehalten werden sollte. Dies Document spiegelt den Monarchen mit allen seinen Eigenthümlichkeiten so trefflich ab, daß wir uns nicht versagen können, dasselbe seinem ganzen Gehalte nach mitzutheilen [2]).

Mein lieber Sohn!

Ich habe Euch hiedurch nachstehende Instruction ertheilen wollen, wie ich will, daß Ihr es mit meinem Leibe halten sollt, wenn der Allerhöchste mich aus dieser Zeitlichkeit wird zu sich nehmen, und zwar will ich: 1) daß sobald ich todt sein werde, mein Körper abgewaschen, mit einem reinem Hemde angezogen, auf einen hölzernen Tisch gelegt werden soll, wonach man mich barbieren, alsdann rein machen, mich mit einem Laken zudecken, und dergestalt 1 bis 4 Stunden liegen lassen soll. 2) Mein Leib in Gegenwart des Generallieutenant

---

1) Oeuvres XXII. p. 12.

2) Förster I. 409.

von Buddenbrock, Obristen von Derschau, Majors von Bredow, Capitains von Printzen und von Haake, und Lieutenant von Winterfeld, ingleichen aller hier befindlichen Doctores auch denen sämmtlichen Regiments-feldscheers meines Regiments, auch meinem Kammer-diener, so alle zugegen sein sollen, geöffnet und gründlich examiniret werden soll, woran ich eigentlich gestorben, und wie es in meinem Leibe aussiehet. Ich verbiete aber auf's Aeußerste, daß bei Leib und Leben nichts von mir herausgenommen werden soll. — — — alsdann mein Körper überall recht sauber gewaschen und mir hierauf die beste Montirung, so ich habe, ordentlich angezogen werden solle, worauf man mich in den Sarg, so nicht beschlagen sein soll, legen, den Sarg zuschrauben und dergestalt die Nacht über stehen lassen soll. 3) Bei meinem Tode sollen die neue Montirung, neue Hüte und alles übrige an die Soldaten meines Regiments abgegeben werden. Der Hauptmann von Langen und die Officiers von den Unrangirten, desgleichen 6 Subalternen vom 2. und 3. Bataillon und die Unrangirten sollen indeß die Wache in der Stadt haben. 4) den folgenden Tag soll mein Regiment zusammenkommen, die Bataillons sollen sich formiren, das erste Bataillon macht Fronte nach dem Schlosse, der rechte Flügel steht am Wasser, wo die Mauer anfängt, — — Alles soll complett sein, und jeder Grenadier 3 Patronen bekommen. An die Fahnen soll Flor gemacht und die Trom-

meln mit schwarzem Tuche überzogen werden, auch die Pfeiffer und Hautboisten mit Flören. 5) Der Leichenwagen, welcher aus dem berlinischen Marstalle genommen werden soll, muß an der grünen Treppe stehen, und zwar die Köpfe der Pferde nach dem Wasser zu. In den Leichenwagen sollen mich acht Capitaines von meinem Regimente hineinbringen, sobald aber dies geschehen, treten sie wieder in ihre Divisions. — — So wie der Wagen herunterfährt — — wird der Todtenmarsch geschlagen. Die Hautboisten blasen das bekannte Lied: O Haupt voll Blut und Wunden. — — Alsdann wenn sie aufmarschirt sind, folget die Leiche: Meine beiden Söhne Wilhelm und Heinrich bleiben beim Regimente; Ihr als mein ältester Sohn, nebst dem kleinen Ferdinand, marschiret in Eurer Montirung hinter dem Wagen, desgleichen alles was von Generals und Officiers, so nicht zum Regimente gehören, hier ist, und mitgehen will. So sollen auch die beiden Feldprediger Cochius und Oesfeld mitfolgen. 6) Hierauf soll meine Leiche — — in die Kirche getragen werden, und zwar in die Thür, in welche ich sonst gegangen bin. — — Der Sarg wird etwas vor das Gewölbe niedergesetzt, worauf die Hautboisten sich hören lassen, und mein Capellmeister Ludovici soll die Orgel spielen. — — Von den Generals und übrigen Officiers werden schon welche sein, welche mir die letzte Ehre erweisen und mich in die Gruft tragen werden. 7) Vierundzwanzig sechspfün-

dige Canonen, welche von Berlin gebracht, —— sollen mit Geschwindschüssen zwölfmal feuern, und zwar Feuer auf Feuer, alsdann giebt ein Bataillon nach dem andern Feuer. —— 8) Ich verbiete hiemit, daß keine Parentation gehalten werden soll. Die Bataillons werden nach dem Feuern wieder gebrochen. Die Grenadiers bringen die Fahnen dahin, wo Ihr, mein lieber Sohn, befehlen werdet. —— Jeder Grenadier soll das gewöhnliche Biergeld haben, so wie in der Exercierzeit. 9) Sollen alle anwesenden Generals und Officiers, von meinem Regimente sowohl, als auch sonst die fremden Officiers, den Abend im großen Saale wohl tractiret, und ihnen das beste Stückfaß Rheinwein zu trinken gegeben werden, wie überhaupt an diesem Abend nichts als guter Wein getrunken werden soll. 10) Soll 14 Tage darauf in allen Kirchen über den Leichentext gepredigt werden: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft," und das Lied gesungen: „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Von meinem Leben und Wandel, auch Actionen und Personalien, soll nicht ein Wort gedacht, dem Volke aber gesagt werden, daß ich solches expresse verboten habe, mit der Beifügung, daß ich als ein großer und armer Sünder stürbe, der aber bei Gott und seinem Heilande Gnade suchte. Ueberhaupt soll man mich in solchen Leichenpredigten zwar nicht verachten, aber auch nicht loben. 11) Meinen Domestiken sollen keine Trauerröcke gemacht werden, sondern einen

Flor auf die Hüte, sonst aber ihre ordinaire Montirung tragen. Auch soll übrigens keine Façon mit mir vorgehen, noch vorgenommen werden.

Ich zweifle also nicht, daß Ihr, als mein lieber und treuer Sohn, werdet diesen meinen letzten Willen in allen Stücken vollkommen erfüllen und ich bin bis in den Tod

Euer treuaffectionirter Vater
Friedrich Wilhelm.

Potsdam, den 29. Mai 1749.

Nachdem der König durch diese Verfügung sich gleichsam selbst zu Grabe geleitet, glaubte er seinen Geist von allen irdischen Sorgen und Gedanken abgewendet. Er ließ sich in die Gemächer seiner Gemahlin und seiner Kinder bringen und nahm zärtlichen Abschied von denselben. Mit Ergebung wollte er alsdann den Tod erwarten. Aber zu fest hing sein urkräftiger Geist noch an dieser Erde, auf welcher er so lange als unumschränkt gebietender Herr gewandelt.

Bis zum letzten Augenblicke mußte er thätig sein und strenge Ordnung halten [1]). Wenige Stunden vor seinem Ende ließ er sich im Sessel an ein Fenster rollen, von wo man den Marstall übersehen konnte. Er befahl

---

1) Ueber die letzten Worte und Handlungen des Königs liegen vier Berichte vor, von Cochius, von Rolof, der Markgräfin

seine Reitpferde herauszuführen, damit der Fürst von Dessau und der General Haake sich jeder eins der schönsten zum Andenken auswähle. Es war das gleichsam der Abschied, den er als Obrist seines Regimentes nahm, indem er nach altdeutscher Kriegersitte das beste Stück seiner Wehre diesen Officieren hinterließ. Er rieth ihnen selbst, welche Pferde sie wählen sollten, und als die Stallknechte nicht die dienstmäßigen Chabracken aufgelegt hatten, rief er zornig aus: „Ach! wenn ich gesund wäre, wie wollte ich die Schurken abprügeln! Gehe doch Einer hinunter und prügle sie durch!"

Diese Aufwallung erschöpfte den Rest seiner Kräfte. Er winkte den Kronprinzen und den Minister von Podewills zu sich. Mit schwacher Stimme erklärte er,

---

von Baireuth und Pöllnitz. Im Wesentlichen stimmen dieselben überein, doch finden sich in Bezug auf die Zeitfolge und einzelne Ausdrücke kleine Abweichungen, wo man dasjenige auszuwählen hat, was dem Charakter und der Redeweise des Monarchen am meisten entspricht.

Friedrich der Große gedenkt in seiner brandenburgischen Geschichte des sterbenden Vaters mit folgenden ergreifenden Worten: „Bis zum letzten Augenblicke bewahrte er bewunderungswürdige Gegenwart des Geistes. Wie ein großer Staatsmann ordnete er die Angelegenheiten des Reiches. Wie ein Arzt beobachtete er den Verlauf seiner Krankheit und schaute dem Tod in's Auge wie ein Held."

daß er jetzt aufgehört habe König zu ſein. Er übergebe die Regierung ſeinem Sohne. Major Bredow ſolle das den anweſenden Officieren und Beamten laut verkünden.

Podewills bemerkte, daß dazu verſchiedene Förmlichkeiten und die Ausſtellung einer feierlichen Abdankungsurkunde erforderlich wären. Der König antwortete nicht darauf, und man that weiter keine Schritte.

Die Anſtrengung dieſer letzten Verhandlung hatte eine Ohnmacht zur Folge. Es war elf Uhr Vormittags. Man brachte den König zu Bett. Als er noch einmal zu ſich kam, verlangte er nach Cochius, der ihm vorbeten mußte.

Darauf fragte er den Oberchirurgus ſeines Regiments, wie lange er noch zu leben hätte. Dieſer ſagte: „Eine halbe Stunde, der Puls ſteht ſchon ſtille.“ Darauf hob der König mit gewaltiger Anſtrengung den Arm in die Höhe und rief: „Er ſoll nicht ſtille ſtehen!“ Mit voller Ruhe beobachtete er alsdann das Herannahen des Todes. Er forderte einen Spiegel, betrachtete ſeine veränderten Geſichtszüge und ſagte: „Bis hierher bin ich alſo ſchon todt. Tod, ich fraule mir nicht vor dir!“

Seine letzten Worte waren: „Herr Jeſu, du biſt mein Gewinn im Leben und Sterben!“

Der Kronprinz führte ſeine Mutter aus dem Gemache. Nach einer kurzen Ohnmacht verſchied der

König, am 31. Mai 1740 Nachmittags gegen zwei Uhr, im zweiundfünfzigsten Jahre seines Alters.

Was er mit unausgesetzter Arbeit und festem Willen erstrebt hatte, war erreicht. Unabhängig, wohlgerüstet und geordnet hinterließ er seinen Staat.

Mit Friedrich Wilhelm dem Ersten wurde die gute alte Zeit zu Grabe getragen.

Eine neue bessre begann!

Ende des zweiten Bandes.

Zum ersten Bande.

Seite 7 Zeile 8 von unten streiche die Worte: und Böhmen.
" 456 " 13 " oben lies Czarnieckt statt Czovnecky.
" 582 " 11 " unten lies Ränke statt Stände.
" 662 " 8 " oben lies Frankreich statt Friedrich.
" 710 Note lies Erman statt Erdman.

Zum zweiten Bande.

Seite 13 Zeile 7 von oben lies welchem statt welche.
" 86 Note lies Rouſſet statt Rauſſet.
" 119 Zeile 11 von oben lies ſeinem Archive statt ſeinen Archiven.
" 134 " 4 " unten lies Schleſien statt Schweden.
" 135 " 2 " " " Magnus statt Magus.
" 194 " 9 " " " Krumenſee statt Krumenſen.
" 206 " 7 " oben lies Balengin statt Balangin.
" 216 " 8 " unten lies auch statt auf.
" 325 Die Note gehört zu Zeile 1 von oben.
" 393 Zeile 2 von oben lies 1713 statt 1710.
" 410 " 12 " " " Lehnpferde statt Lohnpferde.
" 434 " 2 " unten lies Luſtlager statt Luſttage.

Druck von Robert Niſchkowsky in Breslau.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erstes Kapitel. Seite.

Regierung Kurfürst Friedrich des Dritten bis zu dessen Königskrönung 1

Zweites Kapitel.

Die preußische Königskrone 67

Drittes Kapitel.

Politische Begebenheiten. Letzte Regierungsjahre Friedrich's I. 100

Viertes Kapitel.

Innere Zustände. Künste. Wissenschaften 127

Fünftes Kapitel.

Die Königin Sophie Charlotte 152

Sechstes Kapitel.

Friedrich Wilhelm's I. Jugend. Thronbesteigung. Erste Regierungshandlungen 176

Siebentes Kapitel.

Auswärtige Angelegenheiten. Friede zu Utrecht. Der nordische Krieg 203

Achtes Kapitel.

Auswärtige Angelegenheiten. Die jülich'sche Erbschaft. Die pragmatische Sanction. Europäische Verwickelungen . 233

Neuntes Kapitel.

Die polnische Königsfrage 287

Zehntes Kapitel.

Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's I. 317

Seite.

Elftes Kapitel.

Tägliche Lebensweise des Königs. Vergnügungen . . . 350

Zwölftes Kapitel.

Innere Angelegenheiten des Staates. Rechtspflege u. Polizei 389

Dreizehntes Kapitel.

Verwaltung des Landes. Das General-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium 407

Vierzehntes Kapitel.

Die Landstände. Lehnpferdegelder. Adel, Bürger u. Bauern 421

Fünfzehntes Kapitel.

Fremde Ansiedler. Die Salzburger Ausgewanderten. Schirmherrschaft über die Protestanten 440

Sechszehntes Kapitel.

Finanzen. Landescultur. Bauten. Gewerbe 471

Siebzehntes Kapitel.

Wissenschaften. Kunst. Universitäten. Schulen 506

Achtzehntes Kapitel.

Die Armee 527

Neunzehntes Kapitel.

Der Kronprinz 563

Zwanzigstes Kapitel.

Der Kronprinz in Rheinsberg 656

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die letzten Tage und der Tod des Königs 686

Ein vollständiges Personen- und Sach-Register wird dem letzten Bande beigegeben.

FEB 21 1935